Galerie von Bildnissen

aus

Rahel's
Umgang und Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

—

1836.

Inhalt.

		Seite.
XIII.	Graf von Tilly	1
XIV.	Alexander von der Marwitz	9
XV.	Oelsner	111
XVI.	Adam von Müller	141
XVII.	Friedrich von Gentz	155

XIII.

Graf von Tilly.

Alexander Graf von Tilly.

Von einer der ältesten Familien der Normandie stammend, geboren zu Mans im Jahre 1764, nachlässig erzogen und unterrichtet auf der Schule zu La Flèche, kam er mit dreizehn Jahren an den Hof zu Versailles als Page der Königin Marie Antoinette. Er war bildschön, gewandt, glänzend; Erfahrung und Genuß des Lebens wurden ihm reichlich zu Theil. Der schöne Tilly hieß er schon als Jüngling, und auch in seinem Alter konnte er sich noch so nennen hören. Er hatte zahllose Abentheuer, die seltensten Begünstigungen, man glaubte ihn dem berühmten Herzoge von Lauzun gleichstellen zu können, noch mehr aber ihn als für sich alleinstehend betrachten zu müssen, als einen Mann seiner eignen Zeit, der weder in frühern ein Vorbild haben, noch in späteren irgend Nachfolger finden konnte. Nach kurzem Kriegsdienste lebte er ganz in dem Wirbel der großen Welt. Die Revolution störte ihn auf, er wurde einer ihrer heftigsten Gegner. Er bekämpfte sie durch beredte, scharfe Aufsätze; er verband sich mit Rivarol.

Die Emigration warf ihn nach England, wo er mit Burke bekannt wurde und dessen berühmtes Werk übersetzen sollte, darauf nach Nordamerika, endlich nach Deutschland. Längere Zeit verweilte er in Leipzig, in Dresden, in Berlin. Ueberall glänzte er in der höchsten Gesellschaft, überall hatte er die merkwürdigsten Abentheuer; in Berlin das sehr unglückliche, daß die Frau eines Beamten, die zu gleicher Zeit die Entdeckung ihres Verhältnisses zu Tilly fürchtete und dasselbe von ihm treulos zerrissen sah, ihrer Verzweiflung durch den Tod in der Spree ein Ende machte. Dieses Ereigniß gab seinem Gewissen einen Stoß, wie er ihn selbst nicht für möglich gehalten hatte. Noch blieb er in Berlin, allein er lebte zurückgezogen; am Hofe, wo er früher ausgezeichnete Aufnahme gefunden, wagte er kaum noch zu erscheinen. Nach dem Einrücken der Franzosen mochte er in Berlin nicht bleiben, er bekam die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, und lebte eine Zeitlang in Paris, dann in Brüssel, in zerrütteten Umständen. Nach der Restauration der Bourbons erschien er wieder am französischen Hofe, trat als General auf, begegnete aber Widersachern, welche ihn beschuldigten, den Kaiser Napoleon gepriesen zu haben, und dadurch alle weitere Gunst für ihn vereitelten. Alt, überdrüssig, zerstört, ausgeschlossen von der Bahn des Glückes, lebte er zuletzt in Brüssel, und unwillig, sich länger jeden neuen Tag mit Noth und Pein erkämpfen zu müssen, machte er seinem Leben am 26. December 1816 in einem Fiakre durch einen Pistolenschuß ein Ende.

Außer früheren, geistreichen, und sowohl heftigen als angenehmen Aufsätzen, hat er drei Bände Memoiren hinterlassen, die dem Fürsten von Ligne zugeeignet, und auch in's Deutsche übersetzt worden sind. Seine Schreibart ist lebhaft, geistreich, blühend, steht jedoch, allen gültigen Zeugnissen zufolge, weit hinter seinem mündlichen Vortrage zurück. Er war ein außerordentlicher Sprecher und Erzähler, die Sprache handhabte er nach allen Seiten mit größter Meisterschaft. Er konnte durch seinen Vortrag, durch die Raschheit und Sicherheit seiner Wendungen und die edle Vornehmheit seines Betragens selbst diejenigen Hörer bezaubern, die ihn wegen seiner Grundsätze haßten.

Rahel sagte von ihm, alle Franzosen hätten etwas von ihm, und unter der Hülle des verderbtesten Hof- und Weltmannes habe in ihm eigentlich nur ein ganz kleines unschuldiges Kind gesteckt. Er schätzte in Rahel hauptsächlich die Zuhörerin, deren würdigendes Aufnehmen, — das er in solcher Weise nur von seinen Landsmänninnen möglich geglaubt hatte — ihm eben solch Phänomen war, wie ihr seine Gabe zu sprechen.

Als Probe seines Ausdrucks und Verhältnisses sei hier folgendes Blatt mitgetheilt.

Berlin, ce 10. Décembre 1804.

Je vous dois véritablement des excuses d'avoir été hier si peu aimable, vous m'en imposez, et je vous plairais plus, si je ne voulais pas vous plaire tant.

Les personnes d'un peu d'esprit en donnent aux autres, celles qui, comme vous, en'ont infiniment, l'ôtent tout-à-fait: elles prennent et gardent tout pour elles —; il me restera cependant encore assez de cet esprit (drogue si inutile, et contraire à tout succès!) pour jouir des charmes de la solidité du vôtre: c'est bien assez... car ce que j'entendrai de vous fera plus pour mon bonheur que tout ce que je vous dirais de moi ne pourrait faire pour mon amour propre.

J'irais plus souvent vous écouter, si je savais n'être jamais de trop: mais j'ai des scrupules sur l'emploi de votre temps!! et puis, moi, qui ai tant d'antipathies, j'en inspire peut-être... j'ai même le mauvais goût d'en être quelquefois si flatté, que ne comptant pas les ennemis qui sont à moi, je ne voudrais pas éloigner les amis qui sont à vous.

A propos d'amis! Les vôtres sont trop nombreux pour une personne si faite pour en avoir si peu, pour peu que vous veuilliez ne les choisir que parmi les personnes qui vous ressemblent... à peu près: mais je m'explique votre fantaisie: c'est celle d'un coeur aimant... c'est l'erreur d'une belle ame, car l'esprit est bon surtout à nourrir toutes les illusions, spécialement celles qui sont du domaine de la sensibilité; et comme vous savez que tout le monde doit vous aimer, vous vous

êtes arrangée pour mettre votre supériorité de côté, et pour aimer un peu ceux même qui ne le méritent pas beaucoup.

J'écrirais longtemps sur ce ton, car votre chapitre est inspirant: mais il faut repousser toute idée fixe, qui, en général, est un commencement de folie, et vous épargner, d'ailleurs, ce qui n'est pas si dangereux que la folie, mais ce qui est plus insupportable, l'ennui.

Je ne sais pas trop ce que j'ai griffonné, mais je vous enverrai ce billet: vous aurez assez de pénétration, pour y trouver ce qui n'y est pas, et assez de supériorité pour lui donner tout ce dont il manque.

J'ai mille complimens à vous faire avant de le fermer: celui-ci vous admire, celui-là vous est attaché: l'un s'étonne quand il vous entend, l'autre s'afflige quand il vous quitte, même dans une lettre qu'il faut enfin finir: tous ces gens-là c'est moi seul.

A la fausse ville du faux Paris.

C. Alex. de Tilly.

XIV.

Alexander von der Marwitz.

Alexander von der Marwitz.

Wenn ein Jüngling aus dem griechischen Alterthum in unsrer Zeit hervorträte: schön, geistvoll, fest, reinen Sinns, vollendeter Bildung, abgeschlossen in strenger Persönlichkeit, immer scharf im Wollen, immer ganz im Thun; allen Darbietungen der Welt offen, den Waffen, der Philosophie, der Landwirthschaft, den Geschichtsstudien; im Besitz aristokratischer Vorzüge stolz über sie hinaus, die Seele erfüllt von Schönem und Großem; die gemeine Welt verachtend und ihren Rücksichten und Künsten fremd; ein solcher Jüngling, im Gegensatz und Widerspruch mit allem Inhalte unsrer neueren Tage, würde als auffallende, räthselhafte Erscheinung durch dieselben schreiten, und im trüben Gewirre statt verheißenen Heldenthums nur ein dunkles persönliches Geschick finden.

So dürfen wir uns Marwitz vorstellen. Mit allen höchsten Fähigkeiten des innern Menschen ausgestattet,

ohne die gemeinen Gaben der Mittelmäßigkeit, welche dem nächsten Gebrauch bequem sind, stand er in dem Leben, das ihn umgab, schroff und fremd; nichts ihm Aehnliches, nichts ihm Entsprechendes zeigte sich. Eine ungeheure Kluft schien ihn von allem Wirklichen zu trennen. Wer in die Geistesmacht, in die Thatfähigkeit zu blicken vermochte, dem blieb kein Zweifel, daß hier der höchste Beruf begründet sei, zum Gebieten, zum Anführen, zum Vollbringen; als Fürsten, als Feldherrn, als Staatslenker dachte er selbst sich bisweilen, doch öfter und stärker ihn die Andern. Dabei war er äußerlich nichts, als ein Lieutenant und Referendarius, und auch dieses Verhältniß haftete kaum an ihm, sondern schwand in seinen persönlichen Eigenschaften ganz als Nebensache, wie etwa der vorübergehende untere Kriegsdienst bei einem Prinzen.

Alexander von der Marwitz wurde geboren den 5. Oktober 1787 zu Friederdorf, einem unfern Küstrin auf dem linken Oderufer gelegenen Stammgute der Familie, die zu den ältesten und angesehensten der Mark gehört. Seine Knabenjahre brachte er in Küstrin zu, wo er bei einem Prediger mit großer Sorgfalt erzogen und unterrichtet wurde. Er war still und ernst, fleißig, durchaus edel und rein, aber bei eintretenden Anlässen unerhört auffahrend und heftig. Später kam er nach Berlin auf das graue Kloster, wo er besonders dem Studium der alten Sprachen und der Geschichte mit glänzendem Erfolg oblag. Er trieb alles mit Begeisterung und mit Gründlichkeit zugleich; seine Lehrer achteten

und bewunderten ihn. Spalding schrieb am 25. Februar 1804 von ihm an Wolf nach Halle, indem er mehrere Zöglinge des Gymnasiums ankündigte: „Leider kann ich Ihnen jetzt noch nicht schicken eine ἁγνὴν ψυχὴν, Alexander von der Marwitz; ein herrlicher Junge, voll Lust und Durst nach griechischem Schönen. Dieser muß vor der Hand nach Frankfurt an der Oder, wo der Salmasius **nostri temporis** doch so eigentlich nicht dem Schönen Thür und Thor öffnet." Er blieb nur ein Jahr in Frankfurt, und erlangte dann nach Halle zu gehen, wohin besonders Wolfs Namen ihn zog. Johannes von Müller, dessen Bekanntschaft er schon als Gymnasiast, begeistert vom Lesen der Schweizergeschichten, aus eigenem Antrieb und mit kühner Selbstdarstellung gesucht hatte, schrieb am 10. März 1805 an Wolf die bedeutenden Worte: „Ich brauche ihn nicht zu empfehlen, weil Sie selbst bald sehen werden, wie viel in ihm ist."

Halle befand sich damals im höchsten Aufschwunge. Außer Wolf und Bekker, und den philologischen Studien, beschäftigten den achtzehnjährigen Jüngling, dem schon Platon und Spinoza vertraut waren, die Vorträge von Schleiermacher und Steffens, die Tiefen des Denkens und die Gestalten der Natur und Geschichte. Seine Gemüths- und Geistesart bildeten sich immer strenger und gewaltiger aus, und in größter Einfachheit des Benehmens, aber in stolzer Selbstständigkeit, und in der Bereitschaft, dem eignen Sinne gemäß auch immer zu erscheinen und zu handeln, ohne je Rücksichten

und Umständen sich zu beugen, galt er den jüngern Freunden als ein leitendes Haupt, als ein auserwählter sichrer Anhalt.

Der Krieg des Jahres 1806 störte die Studien; noch ehe die Folgen der Schlachten von Auerstädt und Jena die Universität Halle trafen, wurde Marwitz abgerufen, um statt seines in den Krieg ziehenden ältern Bruders die Verwaltung der Güter zu übernehmen. Er zog also nach Friedersdorf, leitete dort die Geschäfte mit Hülfe treuer Beamten sorgsam und tüchtig, und bestand mit Muth und Gewandtheit die schwierigen und drückenden Verhältnisse, welche der Einbruch und Aufenthalt des siegreichen Feindes in solcher Lage ihm aufbürdete.

Sein brennender Zorneifer verleitete ihn jedoch eine durch Nachbarn ihm zugefügte Unbill auf eine Weise zu rächen, welche als ein Mißbrauch der Gewalt und des Namens der Franzosen auch von diesen gestraft werden mußte. Er wurde Nachts durch französische Gendarmen von dem Gute geholt und in Fesseln nach Küstrin abgeführt. Man hielt ihn schon für verloren; doch wurde die Sache durch vielfach thätige Verwendungen noch glücklich beigelegt. Unter den Widerwärtigkeiten der damaligen politischen Lage, im Unmuthe aller persönlichen Hemmungen und der Bedrängnisse des Landes und der Freunde, gab er sich mit erhöhtem Eifer dem wissenschaftlichen Fleiße hin, von dem jedoch die Tagesangelegenheiten immer wieder abrufen wollten.

Als im Jahre 1809 der Major von Schill seinen eigenmächtigen Kriegszug unternahm, folgte ihm Marwitz nebst mehreren engverbundenen Freunden, verließ die Irrbahn aber bald wieder, als er sie ziellos ins Weite schweifen sah. Dagegen zog das österreichische Heer mit allen Lockungen des Sieges von Aspern mächtig an. Marwitz nahm Dienste in dem Klenau'schen Chevauxlegersregiment, wo ein jüngerer Bruder von ihm schon früher eingetreten und in der letzten Schlacht schwer verwundet worden war. Der Krieg dauerte nicht lange; nach den Schlachten von Wagram und Znaym erfolgte ein Waffenstillstand, während dessen Marwitz nach Olmütz kam. Hier wohnte er als Kranker in einem Gasthofe, wo der Wirth, schon bekannt als ein wilder und heftiger Mensch, gegen ihn die rücksichtsloseste Ungebühr ausübte. Marwitz mußte zuletzt den Degen ziehen, und da jener fortfuhr zu toben und anzustürmen, sah er sich in dem unglücklichen Fall, ihn zu erstechen. Dieser Vorgang machte großes Aufsehn und auch auf Marwitzens Gemüth einen tiefen Eindruck; denn wiewohl er nur Nothwehr gebraucht hatte, auch von der richtenden Behörde so gut wie frei gesprochen wurde und bloß dem Namen nach eine Zeit lang in Verhaft blieb, so suchte er doch seitdem die Reizbarkeit und den Jähzorn seines Gemüthes strenger zu bewachen, und seine Handlungen mehr unter die Herrschaft besonnener Mäßigung zu stellen.

Noch einige Zeit diente er in Oesterreich, nahm dann den Abschied und begab sich wieder in die Hei-

math, lebte abwechselnd in Friedersdorf, in Berlin und endlich in Potsdam, wo er sich bei der Verwaltung anstellen ließ.

Sein Gemüth litt an der Lage der Welt und an manchen persönlichen Mißverhältnissen. Aber sein Geist und sein Karakter schritten den höchsten Entwickelungen entgegen. Sein rastloser Fleiß, seine tiefe Forschbegierde, seine umfassenden Kenntnisse und sein lebendiger Wahrheitssinn schienen zu irgend bedeutenden wissenschaftlichen Ergebnissen führen zu müssen. Edel bis in die kleinste Faser, unfähig zu jeder Nachgiebigkeit gegen Unwürdiges und Verkehrtes, erhaben über eigne und fremde Schwächen jeder Art, begeistert und doch niemals phantastisch, sondern von klarem, scharfem Verstande in seiner Begeisterung geleitet, schien er freilich mit der gemeinen Welt nur im Widerstreit und Kampf stehen zu müssen, und nach keiner Seite war für ihn eine fruchtbare und heitre Zukunft denkbar. Eine leidenschaftliche Zuneigung, welche bei der edelsten und reinsten Gestalt doch nur neue Verwirrung in sein Leben zu bringen drohte, vermehrte noch die Bedrängnisse, denen er sich ausgesetzt sah.

Der Krieg des Jahres 1813 unterbrach für den Augenblick alle Zweifel und Sorgen. Marwitz eilte voll Vaterlandsgluth in die Reihen der Kämpfenden. In einem hitzigen Gefechte bei Koswig an der Elbe focht er tapfer, verlor aber sein Pferd, wurde von Polen umringt und grausam zerhauen, bis deren Oberst Szy-

manowski und ein Oberstlieutenant Skrzinecki, der nachher berühmte polnische Generalissimus, zu seiner Rettung herbei kamen und großmüthig für ihn sorgten.

Noch nicht geheilt von seinen Wunden kam er nach Prag, wo er längere Zeit blieb. Als aber die verbündeten Heere an den Rhein vorgedrungen waren, wollte er nicht zurückbleiben, sondern eilte zu Blüchers Heer, welches bald in Frankreich einrückte und auf die Hauptstadt losging. Doch auf diesem Marsche durch Napoleon überfallen, erlitt dies Heer bei Etoges, Champaubert, Montmirail und Vauchamp blutige Niederlagen, und bei Montmirail fiel mit vielen andern Tapfern auch Marwitz. Er befand sich im heißen Gefecht unter den vordersten Streitern, da sahen Kammeraden ihn mit der Hand an die Stirne greifen, und gleich darauf vom Pferde sinken, eine Kugel mußte ihn getroffen haben; der Drang und die Verwirrung des Zurückweichens ließen den Gefallenen unmittelbar in Feindes Gewalt gerathen, wahrscheinlich nicht mehr lebend, da keiner späteren Forschung gelungen ist, noch einige Nachricht darüber auszumitteln.

Marwitz hatte Rahels Bekanntschaft kurz vor seiner Abreise nach Oesterreich gemacht. Er war gleich und ganz von ihr eingenommen, mit einer Ehrfurcht und einem Vertrauen, welche bisher in ihm noch für niemanden in solchem Grade wahrzunehmen gewesen. Seinem Freunde Adolf Müller schrieb er aus Igram den 18. August 1809 die gewaltigen Worte: „Solltest du

in meiner Abwesenheit nach Berlin kommen, so befehle ich dir, die Bekanntschaft der Rahel Levin zu machen. Sie mag wohl jetzo das größte Weib sein auf Erden." Wenn Marwitz dergleichen sagte, so konnten seine Freunde staunen, aber kaum zweifeln, denn Grundloses und Irriges war man von ihm nicht gewohnt, und leere Uebertreibung auch nicht, sein Wort war immer wahr und tüchtig. Das spätere Zusammensein und ein eifriger Briefwechsel gaben diesem Freundschaftsverhältnisse zwischen Rahel und Marwitz die liebevollste Innigkeit und treuste Versicherung. So lange sie lebte, beweinte Rahel den zu früh geschiedenen Freund, überdachte sein Wesen, und pries seine Eigenschaften, die sie sich lebhaft bei aller Gelegenheit vergegenwärtigte. Einst bei solchem Anlasse, da sie zur Bezeichnung seines Werthes mancherlei Worte gebrauchte, schloß sie die gesteigerte Reihe derselben mit dem Ausdrucke: „Dieser Künstler!" und eröffnete damit unwillkürlich gleichsam den innersten Kern seines Wesens. Denn ein Künstler war er im höchsten Sinn; nicht der Ausübung, aber der Stimmung nach; er dichtete nicht, mahlte nicht, musizirte nicht, aber was er sah und hörte, sprach und lebte, alles nahm und gab er als Künstler, als der Genosse einer höheren Bildungswelt, die er in sich darstellte und um sich her stets verlangte, ja nach seinen Kräften schuf.

So war Marwitz! Wer ihn gekannt hat, wird hier nicht zuviel gesagt finden, sondern noch vieles hinzusetzen können. Wer ihn nicht gekannt hat, möge

beim Lesen der nachstehenden Briefe, falls er sie zum Maßstabe der Beurtheilung nehmen will, doch nie des Unterschiedes vergessen, in welchem auch die geistreichste Schrift gegen den lebendigen Menschen, von dem sie ausging, immer zurückstehen wird!

1.

1809. Dienstag 9 Uhr.

Hier, liebe Rahel, ein Brief von Harscher und ein Fragment eines Briefs von Adolf Müller. Ich schickte Ihnen gern Einiges von meinen Papieren, aber es liegt (einige Gelehrsamkeit ausgenommen) alles zerstreut, ist unvollendet und viel schlechter, als es sein könnte. Wenn Humboldt herkommt, oder Sie ihm schreiben, so entschuldigen Sie mich doch bei ihm, daß ich ihn in Ungewißheit gelassen. Ich hatte keine Lust, das Verhältniß mit ihm ganz abzubrechen. Was soll ich Ihnen weiter sagen? Finge ich an, so müßte ich Ihnen von allem reden, von meinem Leben, meiner Art, und das ist, indirekt wenigstens, geschehen. Von einer Einzelheit aber kann zwischen uns jetzt nicht die Rede sein. Adieu also.

A. Marwitz.

2.

Bilenz, den 10. Mai 1810, Donnerstag.

Heute erhielt ich Ihren Brief, liebe Rahel, und will gleich antworten, wiewohl ich fürchte, daß nichts Gescheidtes herauskommen wird, wegen Stimmung, Wetter, Ungemüthlichkeit der ganzen Lage, Thatenlosigkeit nach innen und nach außen. — Ich wohne hier recht angenehm, auf dem Lande, drei Stunden vom Gebirg. Die Gegend ist frisch, das

Dorf liegt an einem kleinen rauschenden Bach, der in mehrere Arme zertheilt, zwischen lebendig grünen, reichlich getränkten Wiesen hinschlängelt und von mancherlei Buschwerk umgeben ist, Weiden, hohe Rüstern, Pappeln, Obstbäume dazwischen, das alles, mehrere Stunden weit, den Bach entlang, bald dicht daran, bald entfernter, in Gebüschen versammelt, ganz wie in einem englischen Garten, und täglich frischer, grüner, blüthenreicher. Viel schöner und anmuthiger wäre das alles, wenn wir das ächte Frühlingswetter hätten, aber es ist bald drückend warm und dann wieder wird alles plötzlich und auf mehrere Tage erkältet durch ein Gewitter oder einen Regen, der aber den Staub nicht bezwingt; ein rauher Wind fährt dann über die Gegend weg, und es ist, als ob all das Grün und all die jungen Blüthen wieder vergehen, und todt von den Bäumen und Gebüschen herabfallen müßten. So heute. Nichts von der heilsamen Frühlingsluft, die frisch und lebenskräftig, nicht heiß, aber gelinde warm und von Kühlungen durchhaucht die Lungen erweitert, während die Erde weder dürr noch feucht ist; keine warmen Regenschauer am späten Nachmittage, nach denen die Sonne kurz vor dem Untergange wieder hervorbricht, den Regenbogen erscheinen läßt, während der Geruch von Gebüsch und Wiesen aufsteigt. Kalte Tage nach Gewittern deuten immer auf einen schlechten Sommer, und wir haben sie hier. Ich bin gar nicht wohl, auch physisch nicht; mir fehlt nichts Bestimmtes, aber die Lebenskraft, das frische Gesundheitsgefühl mangelt. Das Wetter ist daran Schuld und die todten Formen des militairischen Lebens, in denen ich gezwungen bin mich herum zu treiben, und die mir den Sinn vernichten für die großen innig begeisterten Regungen der Natur und das stille Bilden des Landlebens. Ferner die Gesellschaft, die ganz ohne Phantasie, ohne Wissen ist, die beste gutmüthig und brav und nach der Seite des Herrschens und Befehlens hin gebildet,

ohne Nahrung für Geist und Gemüth. Klarheit und Richtigkeit in äußeren Lebensverhältnissen für die Darstellung sowohl wie für das Betragen, ist das Höchste, wozu sie es gebracht haben, von intellektueller Bildung keine Spur. Was nicht Militair ist, ist gar unter aller Kritik, feig und ohne Selbstgefühl, durchaus gemein und sinnlos. Der Landmann ist ohne Karakter. Ich beschäftige mich wohl, treibe Mathematik, lese die histoire des républiques italiennes du moyen age von Simonde Sismondi (die Sie auch lesen können; er ist begeistert für seine Nation und den Republikanismus, und hat dabei eine Fülle der schönsten Geschichten), aber das alles ist unfruchtbar, weil es in dem Leben keine Haltung findet, weil es, wenn es wirken, wenn ich lernen sollte, ganz andre Stimmungen voraussetzt, als die ich in meiner Gewalt habe. O die Einheit des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb in einander aufgehn, das Innere von dem Aeußeren und das Aeußere von dem Innern rege getrieben wird, das ist so unendlich schwer. In mir stoßen und reiben sich die beiden Sphären, und diese Reibung macht mich oft verwirrt, fast immer leer, gelangweilt und abgeschmackt. Denken Sie, liebe Rahel, sogar jetzt, indem ich Ihnen schreibe, ist mir nicht ganz festlich zu Muthe, es ist als ob eine Wolke mir im Gehirn läge, die mir die frische Regung des Innern hemmt, und nichts in den Gedanken und Gefühlen recht sonnenbeglänzt heraustreten läßt. Alles, was ich Ihnen geschrieben habe, habe ich wohl gesehn, aber wie durch einen Flor, wie abgebleicht, nicht mit der Energie des gesunden, ungetrübten Auges. Kennen Sie den Zustand? Ich glaube nicht; er ist für Sie zu schlecht; Sie haben mehr geistige Gewalt. In mir ist er häufig, war es auch in bessern Zeiten.

Noch muß ich Ihnen meine Wohnung beschreiben. Ich habe den obern Stock eines großen, wohlgebauten Bauerhauses, zwei Zimmer, die an einander stoßen, das eine sehr

geräumig mit vier Fenstern, die nach zwei Seiten hinausgehn, das andre kleinere mit Einem. Die Fenster sind hoch, mit großen Scheiben, die Thüren gebohnt und mit messingenen Schlössern. Aus jenem größeren Zimmer weist die eine Aussicht gegen Abend. Bauerhäuser liegen vor mir, über die ich hinweg sehe nach höheren Feldern; rechts ist die Kirche, klein und einfach, dicht neben ihr geht die Sonne unter über dem Gebirg. Die andre Aussicht weist gegen Mittag und Morgen, auch auf Bauerhäuser und höher liegende Felder, weiter links auf eine kleine Wiese an jenem Bach, die reichlich mit hohen Baumgruppen bepflanzt ist. Auch zwischen den Häusern stehn Weiden und Pappeln. Die Zimmer sind ausgeweißt und sehr rein; in dem kleinern stehn ein paar Tische, an denen ich schreibe, eine Kommode und ein Stuhl; in dem größern mein Bett, einige Schemel, ein Spinde. Ich hatte dies Quartier anfangs sehr lieb gewonnen, und habe es zu Zeiten noch lieb. Wie phantastisch ist es; was für eine wohleingerichtete, mäßige und gesunde Existenz ließe sich darin führen. Jetzt aber macht es mir Langeweile; es verliert mir das Harmlose, schon wegen des Korporalen, der täglich mit unzähligen Meldungen hereintritt, über Sättel, Ställe, Rekruten und andre massive Dinge. Gleich nach meiner Ankunft war ich in Prag und sah Varnhagen. Seine äußere Lage ist ziemlich bequem.

Den 14. Mai.

Dieser Brief, liebe Rahel, hat vier Tage gelegen. Ich habe ihn nicht abschicken wollen, weil ich Ihnen noch so vieles zu sagen habe; das ist aber unsinnig, denn ich habe ja ohne Ende mit Ihnen zu sprechen, und es muß daher jedes Abbrechen willkürlich sein. — Noch immer kein Frühling, keine Zufriedenheit. — Ich gehe in einigen Tagen nach Töplitz, um vorläufig für Sie ein Quartier zu suchen; es soll schwer halten, weil der Kaiser auf einige Zeit hin-

kommt, und mit ihm vieles Volk, auch vom Auslande her muß es in diesem Jahre stark besucht werden. Wann kommen Sie, liebe Rahel? Ich bin nur vier Meilen ab, und kann Sie alle Wochen wenigstens zwei Tage sehen, auch wochenlang dableiben. Wie leben Sie jetzt in Berlin? Wen sehen Sie? Keinen intim. Vieles sollte ich Ihnen über Ihren göttlichen Traum sagen; ich habe die einfach wunderbare Gegend, das harmlos stille Haus deutlich gesehn; es ist ein wenig wie die Gegend am Ende des blonden Ekbert von Tieck, nur reeller, weniger fabelhaft. Schade, daß wir die Landschaft nicht noch Einmal im Mondschein gesehn haben, denn gewiß schien der Mond recht hell, und da wäre der dunkelgrünglänzende Berg göttlich gewesen; tiefgestreckte Schatten darüber hin, und daraus die dicht belaubten Baumwipfel im Silberglanz hervortretend. Der Abbé war gewiß ein recht angenehmer Mann von einer verständigen bewußten Herzensgüte, nicht auffallend geistreich, aber gescheidt; seine Knaben muß er recht lieb haben, aber mehr wohlwollend als enthusiastisch. Den Brief von Paulinen behalte ich, bis Sie kommen. Adieu, liebe Ralle. Antworten Sie mir gleich.

A. Marwitz.

Ich schreibe Ihnen ein andres mal besser, gescheidter. Sagen Sie mir, ob dieser Brief nicht gar unter aller Kritik dumm und leer und abgeschmackt ist. Sie wissen, daß ich dies im heiligsten Ernst, ohne Affectation frage. Ich möchte es wissen, weil die Briefe an Sie mir Dokumente für eine bestimmte Zeit sind, und Urtheile darüber auch die ganze Zeit beurtheilen.

3.

Töplitz, den 15. Juli 1810.

Warum ich nicht geschrieben, liebe Rahel? Weil ich krank gewesen, den ganzen Juni hindurch. Ich habe Fieber gehabt und eine Halsentzündung, die mich mit Schmerz und Hunger entsetzlich geplagt hat, grade in der nämlichen Zeit, in der Sie auch litten. Jetzt erhole ich mich. Die Mitte des Juli ist da, und Sie noch nicht hier! (ich schreibe aus Töplitz). Kommen Sie denn noch? Ich glaube es, da Sie in Ihren letzten Zeilen (vom 17. Juni, die ich wegen der niederträchtigen Posten erst vor acht Tagen erhalten habe) so gewiß davon sprechen. Kommen Sie aber bald. Zu Ende dieses Monats ist mit Gentz auch Goethe hier. Gentz kommt heute aus Karlsbad zurück. Ich liebe ihn sehr, weil er so naiv, so gutmüthig, so enthusiastisch, so eitel, kurz auf eine so allerliebste Weise kindlich und kindisch ist, bei vielem Geist, denn ohne den wäre das Uebrige eben nicht viel werth. Wenn Sie kommen wollen, so bleiben Sie ein paar Tage in Dresden und schreiben Sie wegen des Quartiers an Gentz, warten Sie auf seine Antwort. Aber thun Sie das ja, denn sonst möchten Sie bei Ihrem Ankommen in Verlegenheit gerathen; es ist hier entsetzlich voll. Allerlei Leute sind hier, die man gern sieht, der Herzog von Weimar, — ein recht braver und unterrichteter Enthusiast, den er mit sich führt, ein Herr von Rühle (Freund von Adam Müller und Kleist), ein paar gescheidte Offiziere; von Familien, wie mir scheint, gar nichts bedeutendes, eine Frau von W. mit ihrer Tochter, die für schön gilt, aber ohne Geist und Wärme es doch nicht ist; auch nicht plastisch schön ist sie, wie man gesagt hat; keine Fülle stillen, sich genügenden, in sich versunkenen Lebens, nichts als Albernheit, et du savoir factice, ich meine das kleinliche Wissen, das in der Erziehung

von Anno 90—98 mitgetheilt wurde (denn diese Erziehung hat sie genossen, obgleich seitdem Jahrhunderte verflossen sind), das Wissen, durch das man nichts verstehen lernt, das im Gegentheil einen Nebel von Dummheit und Unnatürlichkeit in das Gehirn hineinpumpt, der später nicht mehr zu zerstreuen ist. Von der Gegend kann ich Ihnen nichts sagen; ich habe sie noch nicht gesehn, wegen Hitze, Mattigkeit, Mangels an Gesellschaft, wegen des trouble, in dem man hier leben muß, so lange man keinen eignen Cirkel hat. Adieu, liebe Rahel. Ich höre auf, weil ich abreisen muß und weil ich lieber mit Ihnen gut reden, als schlecht an Sie schreiben mag.

A. Marwitz.

4.

Friedersdorf, den 14. Mai 1811.

Sie wollen Nachrichten von mir, liebe Rahel, und ich will sie Ihnen geben, so gern ich sie zurückhielte (warum, wird Ihnen bald klar werden). Ja, meine einzige Freundin, der reichste, der glühendste Frühling umgiebt mich, der Juli hat sich mit dem Mai vermählt, gewaltig heiß sind die Tage, und doch durchhaucht von kühlenden Lüften, die von den glücklichen Inseln zu kommen scheinen, solch eine Fluth von Duft und Wohlgeruch tragen sie mit sich, und in all dieser Pracht und Herrlichkeit geh ich umher, verschlossen, bang und von wilden düstern Gedanken abgejagt. Halb wie Werther komme ich mir vor und halb wie Harscher. Es wird mir immer klarer, daß ich die Tapferkeit nicht habe, die sich im Dulden bewährt, den ruhigen Gleichmuth nicht, der bei großen Ansprüchen nöthig ist, um sich durchs Leben hindurch zu kämpfen. Ich bin mit den edelsten Anlagen ausgerüstet,

und hätte mich eine volle Woge des Glücks ergriffen, so würde ich etwas sehr Ausgezeichnetes geleistet haben, wohin immer sie mich getrieben hätte. Nun aber habe ich dabei eine zitternde Leidenschaftlichkeit, jeder Angriff auf meine Person rüttelt mein ganzes Wesen auf und bringt es dem Wahnsinn nahe. Auch das hängt mit dem Besten zusammen, ich kann die Berührung des Gemeinen nicht dulden; aber (und das ist der faule Fleck in mir) ich kann es auch nicht verachten, wo ich soll, und ich kann es nicht mit Besonnenheit abwehren, sondern nur mit Wuth.

Dienstag.

Ich schrieb Ihnen dies vorgestern Abend, liebe Rahel, und mußte abbrechen, weil es spät war und ich sehr müde. Jetzt ist es 10 Uhr Morgens; das Wetter warm und windig. Ich sitze in einem großen Zimmer des zweiten Stocks, mit der Aussicht nach Abend und Mitternacht. Kastanienbäume blühen vor meinen Fenstern, daneben links und rechts neu angelegte Boskette, rechts über das Gesträuch hinaus grüne Saaten, gelbe dazwischen (ihr Raps), endlich am Horizont weit entlegen, blau schimmernd Wiesen und Wälder. Vor mir zwischen den Kastanien die Aussicht auf einen Teich und jenseit desselben auf das Dorf. Das Zimmer ist hoch und weit, von dicken Mauern eingefaßt, die Tapete blau und weiß gestreift. Zwischen den beiden Fenstern ein großer Spiegel mit goldnem Rahmen und ein altmodischer prächtiger Tisch, mit grauer Marmorplatte und weißem Gestell, woran die Leisten vergoldet sind; ein ähnlicher zwischen dem ersten Fenster und der hohen Thür; ein dritter (breit und zum Schreiben) in das zweite Fenster hineingeschoben; an diesem schreibe ich. An den drei Wänden hängen drei große Gemählde, das eine (ein sehr schönes) meinen Urältervater vorstellend, der zu seiner Zeit (gleich nach dem dreißigjährigen Krieg) ein überaus tüchtiger Kriegsmann war. Er

steht vor einem dunklen Felsen, vom Kopf bis zu Fuß geharnischt, den Kommandostab in der Rechten, ernst und streng vor sich hinblickend; hinter ihm auf einem Vorsprunge des Felsens liegt sein Helm mit hohem Federbusch; rechts neben dem Felsen, öffnet sich eine weite, vom Abendroth erhellte Gegend, worauf ein Reitergefecht. Von den zwei andern Bildern stellt das eine einen Heiligen dar (nicht ohne Sinn, schön kolorirt), er sitzt begeistert mit ausgebreiteten Armen zurückgelehnt an einem Fels; den einen Fuß stützt er auf einen Adler, hinter ihm ein Ungewitter; das andere einen General aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Ersten, (mildes frohes Gesicht, sonst unbedeutend). — Da ich einmal so tapfer ins Beschreiben hineingerathen bin, so sollen Sie nun auch gleich von dem ganzen Haus und seiner Umgebung hören. Es liegt im Garten, der aber größtentheils neu angelegt ist, so daß man fast allenthalben hindurch sieht, es hat dicke Mauern, ist ungewöhnlich hoch. (Die Zimmer im ersten Stock sowohl als im zweiten, haben achtzehn Fuß Höhe.) Auf die zwei Stockwerke ist ein mächtiges Dach gesetzt, das nach vorn heraus einen Erker hat.

So ist das Haus. Jede Tapete, jedes Geräth müßte ich Ihnen beschreiben, wenn ich Ihnen recht anschaulich machen wollte, wie es in seinen großen Gemächern und Sälen eine vollständige Familien- und Zeitengeschichte aufbewahrt. Ueberall wandeln Geister der Vorfahren. Auch für meine Geschichte ist es der feste Punkt, zu dem sie epochenweise zurückkehrt.

Sie wollen mit Fragmenten zufrieden sein, liebe Rahel! So nehmen Sie denn diese hier: Mehr und Besseres kann Ihnen mein beunruhigtes, zerrüttetes Gemüth nicht geben. Die Natur heilt mächtig an meinem Leibe. Thäte sie es nicht, so müßte ich längst in den heftigsten Fiebern liegen. So aber schreite ich wohl ein wenig vorwärts zur Gesundheit. Ich hätte sie längst wieder gewonnen, risse nicht eine

unselige Gewalt in mir, die eignen Wunden immer wieder auf. Adieu, liebe Rahel. Ich freue mich darüber, daß Sie zuweilen in göttliche Zustände gerathen. Ihre beiden Briefe habe ich erhalten; antworten Sie gleich.

A. Marwitz.

5.

Sonntag, den 19. Mai 1811.

Goldne göttliche Worte, liebe Rahel: „Leben, lieben, studiren, fleißig sein, heirathen, wenn's so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt und dies wehrt niemand.“ Ja, ich weiß das; fernab sind mir längst alle Träume von Heldengröße und äußerer Bedeutsamkeit gezogen; führt mich das Schicksal dahin, wo ich in großen Kreisen zu wirken habe, so will ich auch das können; aber meine Hoffnungen, meine Pläne sind nicht darauf gestellt. Ich will nichts als das Rechte, Gute, Ewige, und das läßt sich in allen Formen darstellen, und also auch in der lieben himmlisch einfachen, die jene Worte aussprechen. Ich klage auch nicht über die Zeit; ganz dumm ist, wer das thut. Wem das Herrliche im Gemüthe gegeben ist, dem wird alle Zeit herrlich. Und worüber klage ich denn? Darüber, daß ich dem Gemeinen Gewalt in mir gegönnt habe, daß ich mich habe „übertölpeln“ lassen durch pöbelhafte nichtige Meinungen, so daß es mir zuweilen scheint, als ob sie sich krebsartig und unheilbar in meine Seele hineingefressen hätten. Wie kann die Besonnenheit, die Sanftmuth einem so ganz entweichen, wie mir zuweilen!

Montag.

Sie werden es diesen Zeilen ansehen, daß ich ruhiger geworden bin. Ein Paroxysmus ist vorüber. Ob er wieder-

kehrt? Es ist jetzt Abend nach einem drückend warmen Tage. Die Sonne steht vor meinen Fenstern hinter gelben Nebeln, und ein frischer Baum- und Blüthengeruch weht durch die Luft. Ob ich arbeite? Nein. Ehe ich nach Berlin ging, konnte ich's, und recht tüchtig, jetzt nicht mehr. Ich habe mich zu zwingen versucht, aber umsonst. Darum lass' ich mich jetzt gehen. Ich habe Philosophie treiben wollen, aber grade dazu gehört die religiöseste Ruhe, die frischeste Heiterkeit des Gemüths, die angestrengteste Sammlung.

Sonnabend Mittag 1 Uhr.

Heute habe ich zu baden angefangen. Ich fühle mich wunderbar dadurch erweicht, aber nicht schwach, und jetzt erst, nachdem ich lange gelesen, regt sich wieder ein leiser Schmerz im Gehirn. Ueberhaupt hat mein Uebel zwei Symptome. Zuweilen zieht es nach dem Herzen hinunter und äußert sich dann bald durch starkes Schlagen, bald durch ein ängstliches Zusammenziehn. Dann steigt es wieder hinauf nach dem Kopf, und wenn es nicht gradezu eine widerwärtige Dumpfheit hervorruft, so ist mir, als ob kleine trübe Wolken in dem Gehirn herumzögen, und es leise zerrüttend bewegten. Ich lese jetzt ziemlich viel, aber sehr durch einander: Adam Müller, über den ich Anmerkungen niederschreibe. Er ist ein unächter lügenhafter Gesell, bei dem Echauffement die Stelle der Begeisterung, und hin und herschweifende gemeine Witzigkeit die Stelle des strengen Denkens vertreten muß. Alles liegt in seinem Kopf chaotisch neben einander, und nie wird er den Einen leuchtenden Punkt auffinden, der diese verwirrte Masse seiner Ansichten zu einem organischen Ganzen ordnen könnte. Dazu ist er zu faul und zu irreligiös. Und was für eine Unangemessenheit, welcher Tumult in der Darstellung! Wo man erwartet, daß er die Grundsteine seines Gebäudes legen werde, da schweift er ab zu allerlei Auseinandersetzungen, die darum

unverständlich sind, weil sie ganz am Ende einer Reihe liegen, deren erste Glieder nicht gegeben sind. Wo er gründlich widerlegen soll, da spaßt er, und wie unedel, unmilde, unsicher, wie pöbelhaft zuweilen. An Talent fehlt es ihm nicht, aber seines kleinlichen Gemüths halber dringt er nicht ein in den Kern der Sache, denn, statt sich dieser zu ergeben, denkt er überall nur an die vornehme Rolle, die er vor Zuhörern und Zeitgenossen spielen will. Daher die Hohlheit und die pfuschernde Unsicherheit seiner Ansichten, die Unzahl schiefer, verfehlter und ganz nichtssagender Ausdrücke. Was sagen Sie zu dieser Phrase (S. 32): „denn sie (die Idee) trägt die Seele aller Ordnung, den Muth des wahren Regierens unüberwindlicher in sich, als die eigne Lebensflamme." Dieser Gegensatz! S. 2: „wer vergleicht ihn (den Staat) mit kalten Steinmassen, die das Eisen erst regieren und formen, und dann das Winkelmaaß ordnen und führen muß." Wie gefällt Ihnen das? Wenn er nichts anderes findet, um seine Perioden voll zu machen, so greift er ungescheut zu offenbarem Unsinn. Und in seinen Ansichten ist es grade eben so. Erinnern Sie sich unter anderm der Darstellung von dem Gegensatz des Begriffs und der Idee (worauf sein ganzes Buch fundirt ist)? diese ist nicht nur lose und ungründlich, sondern stellenweise grade eben so sinnlos, wie jene Phrase. Auch Moritz lese ich (seine Reise nach England, jetzt die nach Italien). Er gefällt mir sehr wohl, denn er ist ein ächter Mensch, ganz ohne Schein und Lüge. Er hat ein mildes, offnes, freundliches Gemüth und eine große Sehnsucht nach dem Edlen und Ungemeinen.

Sonntag, den 26. Mai 1811. Morgens um 10.

Verlangten Sie es nicht, liebe Rahel, daß ich Ihnen gleich schreiben soll, so zerrisse ich diese elenden nichtssagenden Zeilen, die noch dazu lügen. Denn es geht allerdings

Besseres in mir vor, als auf diesen Blättern geschrieben steht; aber weil ich zwar reich, offen, sehend bin, aber nicht stark, nicht alles beziehend auf eine herrschende Idee, sondern dem Augenblick hingegeben und von den mannigfaltigsten Stimmungen regiert, so kann ich es nicht festhalten nicht wiedergeben. Reisen Sie unterdeß nach Töplitz und seien Sie glücklich mit Goethe, Gentz und Pauline. Schreiben Sie mir recht oft, wenn es Ihnen nicht unwürdig scheint, Ihre reichen, von dem vielfachsten Leben durchdrungenen Briefe, hinzugeben gegen arme kranke Fragmente (das fürchte ich in der That). Aber Sie müssen mir von dortaus zuerst schreiben, damit ich Ihre Adresse habe.

Die menschlichen Umgebungen sind hier ziemlich unerquicklich, mein Bruder sehr brav und recht freundschaftlich, aber festgebannt in seinen Geschäftskreis, so daß er nicht Zeit und darum nicht Lust hat, seine Gedanken und Gefühle auf etwas anderes zu richten, als auf die Dinge, mit denen er sich abgiebt. Meine Schwägerin ist vor einigen Tagen niedergekommen, welches aber wegen der Größe des Hauses, keinen fühlbaren Unterschied in der Lebensweise macht. Meine kleine Niece ist in Berlin. Das Wetter ist fortdauernd sehr schön; mild und glühend zugleich. Auch Mirabeau habe ich gelesen, seine Briefe aus dem Donjon von Vincennes, viel besser und karakteristischer als seine lettres de cachet, die größtentheils schiefe und kleinliche Ansichten enthalten; die gewaltige Fülle seines Herzens, die bei dem fürchterlichsten, dem ertödtensten Unglück seinen Geist stark und lebendig erhält, die offenbart sich viel mehr in jenen Briefen. Seine Beredsamkeit ist die wahre, denn er macht, er entdeckt sie niemals, sondern sie strömt ihm ewig aus dem Quell eines immer bewegten Gemüths hervor. Ich bin überzeugt, daß er grade eben so gut gesprochen hat, wie geschrieben, denn alles ist ihm unmittelbar gegenwärtig, er hat nicht nöthig zusammen zu raffen und langsam zu suchen

für den Mangel des Augenblicks bei vergangenen Stimmungen und Ansichten. Da haben Sie ungefähr mein Leben. Wie sich wieder eine bestimmte Kräftigkeit herausbilden soll aus dieser Schwäche und Nachgelassenheit der Nerven, sehe ich nicht ein; indeß will ich nichts übereilen oder erzwingen, jeden Tag nur thun, was ich kann. Da muß sich das Resultat von selbst ergeben. Adieu. Schreiben Sie mir noch aus Berlin?

A. Marwitz.

6.

Friedersdorf, den 29. Mai 1811.
Mittwoch 12 Uhr Mittags.

Ihren sanften, reichen, starken, verständigen Brief, liebe Rahel, habe ich in diesem Augenblick erhalten. „Eigentlich, schreiben Sie, müssen Ihnen meine Briefe lieb sein.“ O über alles Maß sind sie mir das, und meine einzige Furcht ist nur die, daß Ihr lebensreiches, tiefbewegtes Gemüth einmal verschmähen wird sich auszuströmen gegen meine kranke verwelkende Seele. Jetzt zur Sache. Ich bin bis jetzt hier geblieben und hatte vor, noch einen Monat hier zu bleiben, weil, ungeachtet der Gespenster, die in meinem Innern herum wandlen, doch eigentlich der Körper durch Landluft, und besonders durch Bäder gedeiht, und ich jene durch eine muntre Thätigkeit, die dann folgen sollte, bald zu verscheuchen hoffte. Aber ich traue nicht mehr, denn gesunder bin ich zwar, als da ich Berlin verließ, aber nicht weniger reizbar. Ein einziger Moment, das fühle ich, kann mich dahin zurückwerfen, wo ich war; und was am Ende aus dem finstern Brüten werden kann, übersehe ich nicht. Nun sehe ich zwei Auswege. Der erste ist, mit Ihnen nach

Toplitz zu gehen — unbeschreiblich reizend für den Augenblick; aber bedenken Sie, daß die Schwierigkeit, mir ein Verhältniß zu bilden (das ich haben muß) mit jedem halben Jahr, das ich versäume, unmeßbar steigt. Ich bin bald vierundzwanzig Jahr alt. In diesem Alter muß man thun und arbeiten, entweder studiren, oder ein Amt suchen, wenn sich einem die Aussicht nicht öffnen soll auf eine müßige, verächtliche und verachtete Existenz. „Gut, werden Sie antworten, ich gebe dir Recht, wie ich dir Recht gegeben habe. Arbeite, studire, wenn du kannst; aber du kannst nicht. Darum gehe dahin, wo Seele und Leib dir gesunden, wo die Kraft deines Innern sich wieder aufrichtet. In müßiger Beschaulichkeit geht dir die immer mehr zu Grunde, und dein einsames Harren führt dich nur zu ärgerer Versunkenheit. Fasse dich, so lange du kannst, suche mit deinen letzten Kräften die Gesundheit auf, und hast du sie gefunden, dann sei thätig." Ich sehe die Stärke dieser Gründe vollkommen ein, meine liebe Freundin, und frage mich nur, ob es nicht zweckmäßiger ist, den andern Weg einzuschlagen, auf dem ich das Nothwendige mit dem Bequemen und Nützlichen verbunden sehe, nämlich, auf weite Reisen zu gehen, erstlich nach der Insel hin, und von da weiter, dorthin, wo ich Dienste nehmen kann. Ich weiß es wohl, es ist eine gewagte Sache, Abschied zu nehmen von seinem Vaterland, besonders für einen Kranken; denn heilt ihn nicht unmittelbar die frische, rüstige Thätigkeit des Reisens, so muß ihm doppelt weh werden in den fremden Umgebungen. Was meinen Sie, liebe Rahel? Hätte ich die Aussicht, ein Heldenthum der Wissenschaft in mir zu gründen, so sollte mich nichts forttreiben aus meinem Winkel hier, aber die ist mir ganz verdunkelt durch meine arge Krankheit. Soll ich mich nun anschließen an die leibliche Seite meines Vaterlandes, die ich erst begeistern, erst einer großen spekulativen Ansicht unterwerfen muß, wenn sie mir

nicht ganz gebrechlich und todt erscheinen soll. Also wieder die Wissenschaft wäre da vonnöthen, deren ich mich nicht mächtig fühle. Dort aber flammt ein hoher Enthusiasmus, eine große Angelegenheit wird von großen Talenten mächtig vorwärts getrieben, die eigne Thätigkeit kann sich emporrichten und stärken durch die fremde; auch Freunde habe ich dort. Wäre es so unrecht, die Kraft der südlichen Sonne an mir zu prüfen? — Ich muß schließen, liebe Rahel, denn die Post geht durch. Am Sonntag mehr, und wo möglich Geordneteres, Besonneneres. Auf keinen Fall bleibe ich länger hier, als bis ich die Kur ausgebraucht habe (das dauert noch drei Wochen). Dann, wenn Ihr nächster Brief es nicht früher herbeiruft, muß das Entscheidende geschehn. Adieu! **A. Marwitz.**

Meine Niece ist bei der Gräfin Brühl in Berlin, wo sie noch vierzehn Tage bleibt.

7.

Friedersdorf, Sonnabend Abend 6 Uhr
den 1. Juni 1811.

Sie haben ganz Recht, liebe Rahel, Talent hat Adam Müller nicht; daß dies Wort nicht das rechte war, fühlte ich, indem ich es hinschrieb. Er hat, wie Sie sagen, Eingebung zum Vergleichen, aber, muß ich hinzusetzen, während er das Aehnliche der Dinge und Verhältnisse auffindet, sieht er das Unähnliche nicht, denn er ist ganz ohne Scharfsinn, darum wirft er einfache und ganz komplizirte Erscheinungen in dieselbe Kategorie, und verwirrt das Gemüth aller Leser auf eine unglaubliche Weise, die nicht die Kraft haben, zu dem einen Element, das er heraushebt, die

übrigen, die er nicht heraushebt, hinzu zu denken. Mir wird er nachgrade ganz widerwärtig, nicht bloß wegen seines Unzusammenhangs, seiner Faulheit, seiner rhapsodischen Willkür, sondern auch wegen seiner enormen Dürftigkeit, seiner unausstehlichen Breite, mit der er ein paar Grundgedanken ewig wiederkäuet, seiner Unbekanntschaft mit der Geschichte, die es ihm neben seiner Schiefheit unmöglich macht, sein Buch mit ächtem und reichem Leben zu erfüllen. Ein Philosoph ist er nicht, ein Historiker auch nicht; was bleibt ihm nun übrig, da sein Werk allein in diesen beiden Gebieten wurzelt! — Heute Morgen sah ich etwas ganz Einziges. Es war 3 Uhr vorbei, da wachte ich auf; vor meinem Fenster stand ein Gewitter, große Blitze und starke Donnerschläge folgten unaufhörlich auf einander in ziemlicher Nähe, aber die Luft war ganz still, kein Regen fiel, die Vögel sangen, wie immer beim Sonnenaufgang, und gegen Osten war der Himmel hochroth erleuchtet. Ich trat an's Fenster, um zu sehen woher es komme, da sah ich den ganzen Himmel dicht bezogen, nur am tiefsten Horizont in Osten war ein kleines Streifchen unbewölkt; da ging eben die Sonne auf, feuerroth, und bestrahlte die ganze eine Hälfte der Himmelskugel, wohl eine Viertelstunde stand so das Gewitter still mit unaufhörlichem Blitz und Donner. Dann folgte Sturm und starker Regen. Ich habe so etwas nie erlebt.

Eben komme ich von einsamen Spaziergängen zurück, die mich immer sehr erquicken. Die Landschaft ist hier unendlich mild, fruchtbar lachend und doch dabei großartig, denn man übersieht eine meilenweite Ebene und darauf die größte Mannigfaltigkeit von Aeckern, Wiesen, Dörfern und Städten. Am Abhang der Berge, von denen man dieser Aussicht genießt, schlängelt ein Bach, von dichtem Elsengebüsch und Obstgärten umgeben. Da ist angenehm zu wandeln, und schön ist es oben, über diesen reichen Vorgrund wegzusehn. Wie schön Moritz die italiänischen Landschaften

beschreibt! Lesen Sie ihn wo möglich in Töplitz. Sein Stil ist ganz ungekünstelt, aber ungemein edel, passend und lieblich, er ist ein reiner Abdruck seines milden, offnen, liebenswürdigen Gemüths.

Sonntag, Mittag 12 Uhr.

Ich hätte Ihnen gestern noch vieles geschrieben, liebe Rahel, aber ich wurde abgerufen; nach dem Thee ging ich mit meinem Bruder aus. Die Sonne ging göttlich unter, zwischen blauen Wolken, die langsam wandelten und bis gegen die Mitte des Himmels von rothen Lichtern in den wunderbarsten Schattirungen beleuchtet waren. Später nahm ich eine Arbeit für meinen Bruder vor, die mich bis gegen 11 beschäftigte. Ich schlief sehr schlecht darauf, wachte ermüdet auf mit sehr unangenehmer Hitze im Kopf. Das Bad erquickte mich, der Kopfschmerz verging, aber die Mattigkeit blieb. Ueberhaupt machen mich die Bäder zwar offner, empfänglicher, aber nicht stärker. Adieu, liebe Rahel. Ich schließe wegen der Post und weil mich das Schreiben angreift. — P. S. Ich muß Ihnen sagen, worin es mir besser geht: 1) spüre ich fast keinen Unterschied zwischen Vormittag und Nachmittag, was das körperliche Befinden angeht. Die schwere Digestion und die Stumpfheit am Nachmittag sind fast ganz fort; 2) bin ich, heute ausgenommen, im Kopf ziemlich heiter, mein Auge ist vollkommen klar und gesund. Der Arzt behauptet, daß, wenn die Bäder das geringste helfen sollen, ich wenigstens dreißig nehmen muß (erst Seife und Kleie, jetzt Kräuter, später Stahlbäder). Das dauert bis zum 23. Juni. Kann ich alsdann nicht nach Potsdam gehn, so komme ich nach Töplitz. Nehmen Sie meinen vorigen Brief nicht wörtlich. Er war in der unglückseligsten Stunde geschrieben. In ähnlichen war ich früher auf den (in meiner Lage) verzweifelten Einfall gekommen, mit dem er schloß. **A. Marwitz.**

8.

Friedersdorf, den 2. Juni 1811.

Alles, meine theure Freundin, habe ich mir überlegt, ehe Ihr Brief kam, und reiflicher, vielseitiger seitdem. Elend leben will und kann ich nicht, der Augenblick, in dem Herzensfülle und Geisteslebendigkeit mich für immer verlassen, ist für mich der, où la vie est un opprobre est la mort un devoir, der Augenblick, in dem sie mich für eine bestimmte Situation verlassen, der, wo ich unter jeder Bedingung, allen Gefahren, allen Schwierigkeiten zum Trotz, mich aus ihr herausreißen muß! Es fragt sich, ob ich jetzt so gegen mein Vaterland gestellt bin? Noch nicht. Noch ist es also vergönnt, zu berathschlagen, auf welchem Wege, ob auf dem einheimischen oder dem ausländischen, ich mich am besten dem Ziele nähere, welches meine Natur mir aufgesteckt hat, nämlich alles Menschliche und Geschichtliche verstehen zu lernen, und verstehend daran zu arbeiten. Die Reise nach der Insel hat für den Augenblick viel Bequemes und auch jene Zwecke Förderndes. Reisen beruhigen das Gemüth und wecken die Lebenslust, indem sie das Neue, Fremde und Edle zeigen, der thätige Müßiggang, welchen sie herbeiführen, würde meine Nerven bald und sicher heilen. Den Staat, der grade jetzt mein nächstes und größtes Problem ist, finde ich dort in höchster Blüthe, und wie in diesem Zustande der vollkommnen Gesundheit seine einzelnen Funktionen sich äußern, würde ich mit heiterm Fleiße beobachten. Von der andern Seite fehlt mir die Kenntniß so manches Einzelnen, so mancher kleinen bedeutenden Triebfeder, und vor allen Dingen bin ich der Sprache gar nicht mächtig für das Gespräch (dort, wenn man Menschen, Sitten, Verfassung, Institute will kennen lernen, ein wohl unüberwindliches Hinderniß). Und bin ich am Ziele, wie

dann? Der Krieg dort ist mein Element nicht, das fühle ich wohl. Er fordert im allgemeinen robuste Naturen, nicht sinnige, und sollen diese daran Theil nehmen, so müssen sie von Freunden und Stammesverwandten umgeben sein, durch die ihnen jedes Gefecht, jeder Marsch, jede durchwachte Nacht zu einem Abentheuer, zu einer eigenthümlichen, anregenden Lebenserscheinung wird. Stehen sie allein, so löst sich die ganze glänzende Erscheinung in lauter kleine Quälereien auf, und hohle und gemeine Stimmungen zehren an ihrem Gemüth. Jahre vergehen so in unnützer Thätigkeit, und ist es dann endlich vorüber, so sind auch die besten Kräfte zerrieben, die liebsten Regungen des Herzens erstorben. Besser also, ich versuche zu bleiben. Aber nach Töplitz komme ich fürs erste nicht. Ich muß mir beweisen, daß ich Kraft und Sinn genug habe, um die unscheinbare Thätigkeit des bürgerlichen Lebens zu beseelen (meine Gesundheit erlaubt den Versuch). Ich gehe also in vierzehn Tagen von hier nach Potsdam, arbeite, und gelingt es, so reise ich auf jeden Fall in der Mitte des August Ihnen nach und bleibe den September in Töplitz (ich habe mich so eingerichtet, daß nichts mich hierin hindern kann). Gelingt es nicht, so ist mir das ein Zeichen, daß ich fort muß, und dann zögre ich nicht länger. —

Sonntag den 9. Juni.

O Verzeihung, meine theure Freundin, daß dieses Blatt Sie so lange hat warten lassen. Das einliegende war vor acht Tagen geschrieben, und sollte fort in dem Augenblick, da ich Ihren gewaltigen Brief erhielt. Wie sinnlos, wenn ich jene Kleinigkeiten Ihnen gesandt, und auf die große, lebenentscheidende Frage nicht geantwortet hätte. An jenem Tage selbst war nicht mehr Zeit dazu, an den folgenden fühlte ich mich zu unwürdig. Wie Gentz muß ich sagen: „Was soll ich mein armes Wort gegen die donnernde Musik

Ihres Innern austauschen?" So blieb ich stumm, bei vielen innern Vorwürfen. Mit mir wird es besser. Zwar will mir das Herz noch zuweilen erkranken, aber ich gebiete ihm Ruhe; Wille und Thätigkeit bändigen es. Sie gehen nun, liebe Rahel. O seien Sie ja glücklich, machen Sie sich meinetwegen keinen Kummer. Untergehen kann ich, aber mir zum Ekel, Andern zur Last leben, oder auf eine unanständige, gemeingrausame Art endigen, das kann ich nicht, und das ist doch noch sehr glücklich. Ich habe in dieser Zeit zuweilen an den Selbstmord gedacht, und immer ist es mir vorgekommen, wie eine verruchte Rohheit, das heilige Gefäß so blutig, so überlegt zu zerstören. Auch die kann unvermeidlich werden durch Uebermaß der Noth, das fühle ich wohl. Wunderlicher Zustand. Indem ich dies schreibe, wird es mir klar, wie bei jeder nicht gemeinen Natur der Körper nach muß, so wie die Seele erstorben, und er eben dadurch entheiligt ist, und wie es bloß ein Glück dieser Zeiten ist, daß andere, äußerlich anständigere Wege offen stehn, die einen ablenken von dem gewöhnlichen grausamen. Ich lese viel, fast den ganzen Tag, aber sehr durch einander. Einsame Spaziergänge erquicken mich, und einen göttlichen Jungen habe ich täglich vor mir, den ältesten meines Bruders, von anderthalb Jahren. Wie ein kleiner Löwe ist er, in seinen kleinen Bewegungen fast kolossal, ernst, sanft, gehorsam; wenn er weinen will, und das geschieht sehr selten, so verbeißt er es sich mit der größten Macht, so wie man ihn einen Augenblick ernst und mißbilligend ansieht; er schreit nie, auch jetzt nicht, ungeachtet er seit acht Tagen an den Zähnen leidet, wenig schläft und fast gar nicht ißt (gefährlich ist es nicht). Kommt Varnhagen nach Berlin? Grüßen Sie ihn, wenn Sie ihn sehen, und sagen Sie ihm bei Gelegenheit, daß ich ihm keineswegs grolle. Er glaubt das vielleicht. Ich hatte nämlich in frischem Aerger über seine ersten Zeilen aus

Kommotau, einen, übrigens ganz besonnenen, gehörigen und motivirten Brief an Selby geschrieben; da fand sich denn, was ich hätte voraus wissen können, daß Varnhagen die schon schiefe Ansicht von Selby aufs unmäßigste gespannt und übertrieben hatte. Selby hat ihm deßhalb einen Brief geschrieben, der ihm vielleicht unangenehm gewesen ist. Wird er den ganzen Sommer mit Ihnen in Töplitz sein?

Die Bäder thun mir sehr wohl. Sie erinnern sich der Mauer zwischen mir und der Natur, die mich an dem übrigens göttlichen Abend beim Hofjäger ängstete. Die ist zerstört, meine Nerven sind rein und empfänglich gestimmt, und die Kämpfe gegen die „Herzensmorgue" werden seltner. Ich verstehe die Dichter, Mirabeau, Goethe, Winckelmann, Pindar, freue mich an ihnen, nur der strengen Wissenschaft bin ich noch nicht gewachsen. Adam Müller ist mir widerwärtig, doch werde ich ihn wieder vornehmen; er selbst weiß zwar nichts recht, der hohle, gemachte Gesell, doch regt er in schöpferischen Momenten des Lebens vieles an. Halb gesehn hat er vieles. Das Fragment aus den Wanderjahren las ich vor vierzehn Tagen, und hätte Ihnen damals viel darüber sagen mögen.

Mögen Sie denn meine Briefe? Ich begreife es nicht. Mir kommen sie unendlich schlecht und unkräftig vor. Besonders scheint mir, sind sie auf eine unerträgliche Art unstät. Das Leben soll überall, bis in seine kleinste Erscheinung hinein, ein Ganzes sein, *eine* Idee soll es regieren, und hier liegt alles massenartig, lose, unverknüpft durcheinander. Die ernste, große, stete Thätigkeit fehlt, die jedem Lebensmoment zum Grunde liegen sollte, und die den einzelnen Stimmungen allein Würde und höheren Gehalt geben kann. Schreiben Sie mir, wo möglich, noch aus Berlin. Haben Sie Schleiermachers gesehn? Die Wucherer öfter? Wahr und erschöpfend ist, was Sie mir über die schreiben. Der unselige Harscher? Er kommt wohl nicht mehr zu Ihnen?

Paulinens Brief ist göttlich. Die Wendepunkte des Lebens berührt er wahr und tief. Sie bleiben doch gewiß bis zum September in Töplitz. Gott weiß, was die Zukunft bereitet. Meiner sicher bin ich nicht. Aber ich meine gewiß, daß ich Sie dann sehen werde. Adieu denn!

A. Marwitz.

9.

Friedersdorf, den 11. Juli 1811.
Dienstag Vormittag 1 Uhr.

Gestern erhielt ich Ihren Brief, liebe Rahel, am Nachmittag, an dem ich aus Berlin zurückkam. Hören Sie erstlich meine Widerwärtigkeiten, ehe ich Ihnen antworte. Ich war recht wohl bis auf einige heimlich lauernde Schwäche, konnte fühlen und denken und wollte nun von hier fort. Freitag wollte ich abreisen, am Donnerstag wird mein Bruder arretirt (weil er sich frei und kühn, und im Allgemeinen großartig betragen, und derb gesprochen hatte). Man führt ihn nach Spandau. Hier hinterläßt er alles in der größten Unsicherheit, eine Menge von Dingen angefangen, die unter strenger und genauer Aufsicht fortgeführt werden müssen, wenn sie ihn nicht ganz ruiniren sollen, dabei keinen Aufseher, denn er thut alles selbst mit sehr untergeordneten Instrumenten. Nun mußte ich also hier bleiben, wenigstens so lange, bis die Sache eine entschiedne Wendung wird genommen haben. Wahrscheinlich wird sie in vier Wochen vorüber sein, aber auch die zu verlieren ist unangenehm, widerwärtig, die eigne Bahn verlassen und ganz fragmentarisch und sinnlos in eine fremde Thätigkeit hinein greifen zu müssen. Dabei thut mir die gar viele Bewegung und zumal das viele Rechnen gar nicht wohl. Ich sehe zwar blühend aus, werde stärker, fühle gar keine

Mattigkeit von Gehen oder Reiten, wohl aber (ein böses Symptom) vom Schlafen. Alle Morgen erwache ich müde mit rothen, zuweilen thränenden Augen, und mit Dummheit und Dumpfheit im Kopf, die oft erst gegen Mittag verdunstet (denn wie ein schwerer dicker Nebel liegt sie mir im Gehirn). Dabei ist mein Herz jedoch wohl auf, denn in den ächt gesunden Tagen, die ich gehabt, habe ich es gefühlt, daß meine Natur ganz unschadhaft und angegriffen, und daß alle moralische und intellektuelle Schwäche, an der ich gelitten, nur physische Krankheit ist. In Berlin war ich ein paar Tage, vom Donnerstag bis gestern (Dienstag, 6. Juli), um meinen Bruder zu besuchen und anderer Angelegenheiten wegen. Markus sah ich zufällig am ersten Tage bei Dallach, so bleifarben, so ohne Funken eines höhern Lebens wie je. Dann Harscher, ganz elegant, glaubend aus tiefsten Verstandesgründen und ganz gemäß seiner Lage sich in die neuen Röcke gesteckt zu haben, aber gar nicht einheimisch darin, und daher sehr stark mit dem pli eines Kaufmannsburschen. Und so ist es überall mit ihm. Nichts kleidet ihn von allem was er thut, außer hin und her ein flüchtiger Humor, denn alles Andre ist absichtvoll und erzwungen, ist fremdes Leben, womit er die erstorbne Seele umsonst aufzuwecken strebt. Nun ist auch das vorüber, was seine Erscheinung zu Anfang des Winters mir wenigstens tief rührend machte, die verzweifelnde Klage über sich selbst; denn nun hofft er wieder, glaubt es werde besser werden, und es kann nicht werden, wie ich zu meinem Schrecken nun eingesehn habe, denn alle Kraft zu einem bestimmten Leben fehlt ihm. Von allem, was da ist, trägt er ein hohles, allgemeines Schattenbild in sich, von nichts die lebendige Blüthe oder den frischen Keim. Darum rührt ihn nichts, darum packt ihn die unsägliche Angst, wenn er Dichterwerke vornimmt, von denen er weiß, daß sie herrlich und begeisternd, der Trost und die Freude jedes ächten

Gemüths sind, und bei denen ihm keine Seite seines Innern anklingen will.

Armer! Zeigen Sie dies über Harscher an Varnhagen nicht, sonst begeht mir der eine Perfidie, wenn nicht gradezu doch mittelbar, ohne es zu wollen. Wenn Harscher kräftig genug wäre und nicht zu zerknickt und zerknirscht, so würde und müßte er Sie hassen; jetzt staunt er Ihre Natur an, meint aber, daß sie ganz nach der (wie er denn dies Höhere zugiebt) antiken plastischen Seite hingewandt sei, und daher nicht zureiche, um die höchsten sittlichen Anschauungen zu fassen, das offenbare sich ihm zumal in der Musik, deren Bestes Sie nicht anerkennten, ganz zugethan der frivolen, modern italiänischen Manier; über diese stritt ich nicht mit ihm, erinnerte ihn aber an Ihre Verehrung für die alten strengen: Bach, Händel rc. Dagegen konnte er nichts sagen, es auch nicht nach seiner Art erklären; doch machte es keinen Eindruck auf ihn, wie Sie denken können. Bei Schleiermacher aß ich zweimal.

Mittwoch, den 12. Abends um 6.

Diese schlechten Zeilen schrieb ich Ihnen gestern, liebe Rahel, in größter Eil vor dem Essen. Heute fahr ich fort an einem schönen kühlen Tage, an dem wilde Regenschauer und warmer milder Sonnenschein mit einander wechseln; Sie wissen, wie lachend, wie über alle Maßen jugendlich frisch und in heiterm Glanze dann das Thal erscheint.

Auch bei Ihnen, wenn das Wetter Sie eben so begünstigt, muß es göttlich sein; wie duftend und dunkel der Park, am Gebirg ziehn eilend die Wolken hin; große Risse drein zeigen den Tannenwald, und wie hoch scheinen die Gipfel oben, wenn sie über das kämpfende Gewölk hinausragen. Nie sieht man jene Gegend so schön, so wunderbar mannigfaltig, als eben an solchen schaurigen Tagen. Meine lieben Spaziergänge haben hier leider ein Ende, da sie nun alle

einem äußern Zweck dienen müssen. Und wie leben Sie, liebe Rahel? Rührt Sie innig die schöne Gegend, ist Ihnen das ganze Herz zu stiller Freude, ruhigem Genusse bewegt? Ich frage darum, weil einem auch sehr hohl und leer werden kann in Töplitz wegen des Unzusammenhangs in der Gesellschaft, wegen ihres gänzlichen Mangels an Religion, wegen der städtischen sinnlosen Verrücktheit, mit der alle die Masken durch die wundervolle Natur hindurch rennen, um zum Spieltisch oder sonst einer albernen Beschäftigung zu gelangen. Sehen Sie Rühle öfter? Ist er beim Herzog? Grüßen Sie ihn recht herzlich und sagen Sie ihm, daß mit diesem Briefe zugleich einer an ihn (ein sündenabbüßender [NB. es sind große Kleinigkeiten], versprechenerfüllender) nach Dresden abgeht, und daß ich hoffe, daß er ihn bald erhalten wird. Ich liebe ihn sehr. Er ist ein liebenswürdiger Mensch von der offensten jugendlichsten Freundlichkeit, einer so milden, anspruchslosen, und doch nicht schwachen Persönlichkeit, wie ich kaum eine andre kenne, dabei weiß er viel nach einigen Richtungen hin (Krieg, Mathematik), und kann scharf und eigenthümlich denken, nur hin und her, besonders über menschliche Verhältnisse etwas befangen. Wir haben uns kaum vierzehn Tage gesehn, und er hat mir mit der größten Zutraulichkeit alle Begebenheiten seines Lebens erzählt (auch die, die man sonst einer langen Bekanntschaft aufspart). Schon das wird Ihnen gefallen. Ich kenne niemanden, der durch ein militairisches Leben hindurch, und nach einer militairischen Erziehung (er war Kadet) sein Herz so frisch, so rührbar erhalten hätte.

Adieu, liebe Rahel. Tausend Dinge sollte und könnte ich Ihnen noch schreiben, aber der Brief muß heute fort, und nun muß ich noch an Rühle, an Winterfeld) der die Briefe in Berlin besorgen soll) schreiben. Antwort hierher, über Berlin, Müncheberg und Dölgelin. **A. M.**

½12 Uhr.

Weh und wund komme ich hier an, liebe Rahel; mein Freund B. war heute morgen noch einmal bei mir; der Jude hatte sich auf nichts einlassen wollen, und ich mußte ihm nun sagen, daß ich ihm die siebenhundert Thaler nicht geben könnte. Die Thränen traten ihm in die Augen, er küßte mich und ging. Ich zweifelte, ob ich ihm nachlaufen und ihm alles geben sollte und zweifle noch. Er sah mich so an, als ob er es für mich gethan haben würde. Freilich kann er so etwas leichter, weil er unbesonnener ist. Und doch! Eine Wolke von Zweifel, Unmuth und Unschlüssigkeit hat sich über meine Seele gesenkt. Dazu die Scenen von gestern. O, wie die besten Menschen zu einander stehn. So viel Reines, Gutes und Richtiges, ja so viel Liebe war in allem, was mir geschehen ist, und doch scheide ich unbefriedigt, mit verwirrter, verwundeter Seele. Besonders quält mich, wie Sie denken können, das Verhältniß zur —. Ihr liebes, verehrtes Bild ist mir verwirrt durch die affektvolle Spannung, die sich nicht rein lösen läßt, ich finde keinen Standpunkt, keine Worte für sie; dies geht so weit, daß, indem ich Ihnen dies schreibe, und so daran denke, meine Gedanken und Empfindungen schwanken und in einander fließen, und es mir Mühe gemacht hat, dies wenige zu fixiren. Was sagen Sie dazu? Sie, die Sie alle meine Fasern kennen. Wie gut, oder wie schlecht ist das? Es ist grade so, wie ich es schreibe; ich darf nur an dies Verhältniß denken, um ängstlich, unbestimmt und unsicher zu werden. Der reine heilige Brief hat nichts gefruchtet. Que ne suis-je assis à l'ombre des forêts! — Die Fahrt hierher war merkwürdig. Die Beiden konnten mir allerlei Interessantes über jetzige Handelsangelegenheiten und einzelne Kaufleute erzählen. Uebrigens gehören sie zu den letzten Sterblichen; alle Sinne fehlen ihnen, alles Ursprüngliche, Großartige, Vornehme in der Seele. — Ich

wurde hier unterbrochen durch Gerlach, und muß nun den Brief siegeln. Ob ich Ihnen den Goethe schicken kann, weiß ich noch nicht. Sie erhalten den Novalis.

Antworten Sie mir gleich.

A. Marwitz.

10.

Friedersdorf, Mittwoch den 31. Juli 1811.
Nachmittag 6 Uhr.

Ich schreibe Ihnen, liebe Rahel, ganz begeistert von Genelli, der eben hier war und die größten Scenen vor mir aufgeführt hat, redend, richtend, prophetisch, priesterlich. Mit mir hat er die wahrsten und scharfsinnigsten Dinge gesprochen über die Lage der Welt und unsres Staats, über die Bildung der Deutschen, Goethe, Schiller 2c. Dann ging er mit mir und der jüngsten Gräfin F. (einem hübschen schuldlosen Mädchen) zu dem todten Kinde. Das Kind im Sarge lag vor uns in einem helldunkeln grünen Zimmer; ich stand hinter dem Sarge; links von mir saß auf einem Ruhebett die Mutter in Thränen, neben ihr auf der einen Seite Genelli, auf der andern stand die kleine F. Er sahe eine Weile das Kind an, dann küßte er der Mutter mehreremale die Hand, die er mit beiden Händen gefaßt hielt, und sagte mit tiefer Rührung und aus der innigsten Ueberzeugung: „Dafür giebt es keinen andern Trost, als Gott. Fühlen Sie, daß der ist, so lassen Sie Ihre Thränen reichlich fließen, sie werden Ihnen nicht zu Schaden kommen.“ Wir gingen, ich mit ihm in ein andres Zimmer. „Ich möchte eine Mutter sein, — hub er wieder an, tiefgerührt und mit Thränen im Auge, — nur um diesen Schmerz — zu fühlen; eine solche Fülle des Herzens ist darin. Sich selbst, seine eigne Seele sterben zu sehn.“ Wir kamen nun auf

andre Gespräche. Ich kenne keinen Mann, in dem der Kern des Menschen so ausgebildet, alles Einzelne so auf die höchsten Ideen bezogen wäre, wie bei Genelli. Das Herz brannte mir, mit ihm über Sie zu reden, aber theils war keine Gelegenheit, theils hat er das Unbequeme, daß er mehr Reden hält, als Gespräche führt, und daher den Andern oft überhört. Mit einem solchen ist schwer zu streiten, wenn man nicht eben so gute Reden halten kann, wie er. Dann versteht er mich auch oft nicht, und glaubt mich wahrscheinlich viel dummer, als ich bin.

Donnerstag, den 1. August. Abends 9 Uhr.

Wenige Stunden, nachdem ich Ihnen diese Zeilen geschrieben, starb auch der Knabe, am Abend um ein Viertel auf 11. Der Arzt, der bei ihm war, hatte den ganzen Tag über aus grober Unwissenheit gute Hoffnungen gegeben, obgleich der Tod sich schon der Züge des Gesichts bemeistert hatte. Ich sahe das, ließ mich aber täuschen durch die wiederholten Versicherungen des Mannes. Um 9 Uhr kam Berends aus Frankfurt, und sagte gleich, daß der Knabe im entsetzlichsten Fieber läge, mir, daß er agonisire. Wie soll ich Ihnen die Scene beschreiben, die hierauf folgte? Die Mutter, der nun mit einemmal die fürchterliche Bedeutung der Züge offenbar wurde, die über ihm gebeugt verzweifelnd das fliehende Leben aufhalten wollte. — So eine halbe Stunde; darauf starb er. Nun ging Berends, nachdem er ein paar edle starke, aber wohlthätige Worte zu der Mutter gesprochen. Sie blieb sitzen, zu Häupten des todten Kindes; ich, stumm neben ihr, hatte sie bei der Hand gefaßt; zu den Füßen des Kindes saß Karoline F., die Vestalengestalt, still weinend. Das dauerte bis 1 Uhr nach Mitternacht. Nun legte sich die Mutter nieder; ich ging zu Bett, hatte aber bis 3 Uhr mit einem Gedankenfieber zu kämpfen, dann schlief ich ein. Um 5 Uhr morgens trat

mein Bruder in mein Zimmer. Er kam aus Spandau, wohin ich zu ihm geschickt hatte nach dem Tode des jüngsten Kindes, und wo man ihn hierauf freigelassen. — Wie der übrige Tag bald in stummer, bald in gesprächiger Trauer verging, wie wir das todte Kind besuchten, das unentstellt, in schuldloser Ruhe, zwischen Blumen, mit einem Asternkranz auf dem Haupte, vor uns lag, das kann ich Ihnen nicht weiter beschreiben.

A. Marwitz.

11.

Friedersdorf, den 13. August 1811.
Abend halb 11 Uhr.

Böse, Böse, warum schreiben Sie mir nicht? Dies ist der dritte Brief, den ich Ihnen zusende, und noch immer keine Antwort. Ich war dieser Tage in Berlin und bei Nettchen Markuse, um dort Nachricht von Ihnen zu erhalten, aber sie wußte nichts, als das Gerücht, das in der ganzen Stadt umherläuft, daß Sie Varnhagen heirathen.

Manches ist mir wieder in dieser Zeit begegnet. Ich ging nach Berlin, um den alten Müller aus Bremen zu sehn, der mit seiner Tochter da war. Die rührendste Erscheinung! Er weinte unsäglich, wie er mich sah; und wie ich zuletzt ging, und ich ihn, wie er behauptete, durch mein Wesen so sehr an seinen Sohn erinnert hatte, da brach ihm gänzlich das Herz. Dazwischen ist er sehr kräftig und lustig, von einer ganz jugendlichen Frische, und von einer so redlichen und liebevollen Treue, daß man alle seine Konfusionen gern übersieht, ja vielmehr sie gar nicht bemerkt. Die Tochter gleicht dem Bruder über alles Maß in den Augen, der Sprache und in der ganzen Art zu reden und sich zu betragen; der ungeheure Schmerz, den sie ewig in sich trägt, bricht nur, wenn man sie allein sieht, gewaltig hervor; in

Gesellschaft weiß sie ihn mit der größten Stärke in stille Ruhe, ja in Heiterkeit zu verhüllen. Sie können denken, wie lieb sie mir geworden ist, und wie ich ihr heiliges Leiden in mein Herz aufgenommen habe, auch ich bin ihr sehr lieb. Sie ist sehr sicher, klar und richtig in ihren Ansichten, sehr wahr, edel und bequem in ihrem Wesen. Wie leid war es mir, liebe Rahel, daß Sie nicht da waren, daß Sie nicht Thränen und Leid mit der Elise austauschen konnten. Ich sprach ihr natürlich von Ihnen. Mich quälte es, daß ich den theuren Leuten gegenüber zuweilen stumpf sein mußte, oder doch nicht tiefbewegt sein konnte; nach sechswöchentlicher beinah vollkommner Gesundheit war ich nämlich in Berlin rezidiv geworden; ein starkes Herzschlagen, schwere Verdauung am Nachmittag, und Angegriffenheit des Gehirns fand sich ein; das stumpfte mich ab, an und für sich, noch viel mehr aber durch die ängstigenden Gedanken, die es in mir aufregte. Gott befreie mich von diesem Uebel, es ist unglaublich groß. Adieu, liebe Rahel. Es ist tief in der Nacht; ich bin heute von Berlin zurückgekommen und dabei fünf Meilen geritten. Hier fühle ich mich wieder ganz wohl, doch ist es am Abend immer besser, als am Morgen. Mein Bruder reist mit meiner Schwägerin bis etwa zum 24. Dann gehe ich fort von hier, und der Teufel muß im Spiel sein, wenn ich nicht in vierzehn Tagen in Dresden bin. Von dort schicke ich Ihnen sogleich einen Boten oder komme selbst. Liebe, warum schreiben Sie nicht? Stört Sie die fremde, frivole Welt, die Sie umgiebt? Gott weiß, wie das zugeht. Ich kann Berlin fast gar nicht mehr aushalten, dagegen bin ich hier ganz glücklich und thätig. Noch Eins. Elise hatte ein bremisches Mädchen mit sich, eine Freundin; so etwas von altdeutschem Wesen ist mir nie vorgekommen, wie man die Frauen auf Holbein'schen Bildern sieht; solche naive Augen und Blicke, eine so fromme Treue in den Mienen, ein so stilles Auf-

merken auf alles um sie her, und neben der demüthigen Ruhe viel Geist und Stärke. Dabei dieselbe Haltung, der vorwärts gebeugte Kopf, die Hände, die sie beim Gehen unter der Brust übereinanderlegt. Ihr Vater war gestorben, daher trug sie immer ein kurzes schwarzes Kleid von wollnem Zeuge, darüber wenn sie ausging, ein großes weißes auch wollnes Tuch, auf dem Kopf einen einfachen weißen Hut mit schwarzem Bande. **A. Marwitz.**

Haben Sie meinen Brief durch Fichte erhalten, einen zweiten durch die Post?

12.

Dresden, den 6. September 1811.
Morgen 7 Uhr im Goldnen Engel.

Gestern, liebe Rahel, bin ich hier angekommen, und habe Ihre beiden Briefe gefunden. Ich schicke Ihnen einen Boten, um zu erfahren, in welcher Stimmung Sie jetzt sind, ob es Ihnen nöthig ist, daß ich Sie von Töplitz abhole, denn auf längere Zeit kann ich nicht hin, äußerer Rücksichten wegen, die ich Ihnen mündlich entwickeln werde, vielmehr aber innerer halber. Mein Geist ist vielleicht schärfer als je, meine Seele erhabener gestimmt. Ich sehne mich unglaublich nach dem Alterthum, nach den großen Kunstwerken der neuen Zeit, nach einer würdigen Einsamkeit, nach solitairen Spaziergängen in Tharant, im Plauen'schen Grund, in der sächsischen Schweiz, mit Ihnen. In euer gemeines Nest, in eure elenden, stagnirenden Koterien, denen man sich doch nicht entziehen kann, und die doch infiziren, mag und kann ich nicht hinabsteigen. Ueberhaupt ist es mir sehr unbequem, auch nur für einen Augenblick nach Töplitz zu gehen, meiner ehemaligen Kammeraden halber, die ich nicht vorbei gehen kann, ohne, wenn auch nicht in

ihrem Sinne, doch in meinem, atroce zu erscheinen; sie aber aufzusuchen würde mich noch mehr quälen, weil es mir Zeit raubt und mir schadet durch ermattende Gespräche und durch die Anschauung dürftiger Verhältnisse. Diese Rücksichten aber fallen weg und ich komme, wenn es Ihnen noch so Bedürfniß ist, wie Sie es in Ihrem ersten Briefe aussprechen. Warum aber? Muß ich Ihnen helfen, von Varnhagen loszukommen? Aber basta! Antworten Sie mir nicht auf diese Fragen, überlegen Sie nur Ihre Lage, die meinige, die in der That große Unbequemlichkeit, Leute vor den Kopf zu stoßen, mit denen ich der Gegenwart und der Zukunft halber in einem freundlichen und ungestörten Verhältniß bleiben will, und bestimmen Sie, was ich thun soll. Soll ich Sie abholen, so komme ich Dienstag, bleibe Mittwoch in Töplitz (im strengsten Inkognito, reden Sie daher zu niemand davon, außer, wenn es nöthig, zu Varnhagen) und Donnerstag reisen wir hierher zurück. Wollen Sie unabgeholt kommen, so schreiben Sie mir, an welchem Tage; ich erwarte Sie alsdann in Zehista, der letzten Station diesseit, im Posthause, und führe Sie in unser Quartier, das unterdeß besorgt sein soll. Liebe Rahel, Dresden ist sehr schön, man kann hier in einem edlen Stile leben, Sie fühlten es, wie Sie hier durchgingen und schrieben es mir. **A. Marwitz.**

13.

Potsdam, Sonntag den 20. Oktober 1811.

Es ist Abends um 8 Uhr, liebe Rahel; seit 6 Uhr las ich im Adam Smith, trank darauf Thee, und wollte nun im Lesen fortfahren, als mir, auf einem Spaziergang im Zimmer umher, einfiel, daß ich besser thäte, an Sie

zu schreiben. Im Ganzen geht es mir hier recht wohl; ich fühle mich wunderbar gestärkt, so daß ich den ganzen Tag über und auch in die Nacht hinein (d. h. bis 10 Uhr) ohne die geringste Unbequemlichkeit arbeiten kann; der Ort ist ganz wie ich ihn brauche, solitair, still, und in vielen Beziehungen sinnig, mein Quartier besser, als ich je eins gehabt. Denken Sie; ich wohne in der großen Straße am Kanal in einem einsamen wohlverwahrten Hause; drei Zimmer, das eine mit der Aussicht auf die Straße, nach Mitternacht, sehr geräumig, mit großscheibigen Fenstern, Pannellen, einer rothen Tapete, um die eine Weinguirlande läuft; zwei Tische, ein guter schwarzüberzogener Sopha, wenige Stühle, eine Kommode, ein Spiegel mit goldnem Rahm, das Bett. Vor den Fenstern eine Allee, dann der Kanal, drüben wieder eine Allee. Zwei Zimmer gegen Mittag; das eine größere im besten Stile modern, mit einer heitern grünen Tapete, an der meine Augen sich von Zeit zu Zeit erholen. Ich esse darin, werde auch vielleicht drin schlafen oder wohnen, nur daß ich für beides bis jetzt die Mitternachtseite vorziehe. Sonst hat dies Zimmer viel Nervenberuhigendes, denn es ist immer ein dämmerndes Licht darin wegen der herabhangenden feinen Rouleaux und der grünen Tapete. Kommt mein Geist über Sie, liebe Rahel? Sehen Sie aus dieser Zimmerbeschreibung, wie ich lebe, leben muß? Ganz einförmig. Um 10 Uhr gehe ich zu Bett, um 7 steh ich auf, arbeite den ganzen Tag, nur daß ich gewöhnlich zweimal nach Sanssouci hinaus gehe, und dort auf der Terrasse umherwandle. Ein Königlicher Ort, das kleine Gebäude so, wie kein Privatmann es baut, und wenn er Millionen besitzt, denn für keine kleine Bequemlichkeit des Lebens, keine Sorge, keine Begierde, ist es eingerichtet; nur ein einsamer Monarch kann so wohnen. Möchte ich Ihnen die Naturscenen beschreiben können, die ich da oben erlebt habe, besonders manchen Sonnenuntergang.

Ich habe Stunden lang auf den Stufen der obersten Terrasse gesessen und zugesehn, wie es allmählig dunkelte in den großen Baumgruppen des Gartens, auf den Seen und drüben den Bergen, während die Wolken mit den wunderbarsten Lichtern sich färbten. Heute war es besonders schön, der Himmel glänzte in allen möglichen Farben; die Grasstücke in den Gärten sind noch ganz frisch, auch ist noch vieles Laub an den Bäumen. Menschen scheint es hier gar nicht zu geben; enge Seelen, von den vielen mechanischen Arbeiten, die sie nicht zu beleben wissen, ganz zusammengedrückt, die bessern voll quälenden Ueberdrusses, ohne Genuß der Gegenwart, ohne Aussicht in die Zukunft, — die schlechtern, selbstgefällige Philister. Ich freue mich darum recht auf den kleinen Gerlach, einen muntern lebenslustigen Jungen, denn was brauche ich Ihnen zu sagen, wie langweilig und ertödtend die völlige Einsamkeit auf die Länge wird. Schon jetzt habe ich das einigemal empfunden, besonders in Sanssouci. Was würde ich da nicht mit Ihnen, liebe Freundin, haben reden können, wie klar würde mir der große Mann geworden sein, der da oben in gewaltiger Einsamkeit gelebt hat, da auf der Terrasse gewandelt ist, und wohl oft den stillen gefaßten, aber doch trüben Blick bald auf die Natur geworfen hat, bald auf die Köpfe der großen römischen Republikaner und Imperatoren, die neben seinem Hause aufgestellt stehn. Entsetzlich waren seine letzten Tage, als nun alle Freunde, alle geistreiche Gefährten der Jugend, alle liebe Verwandte gestorben oder abgefallen waren, und er nun allein einem fremden Menschengeschlecht gegenüber dastand, nicht ohne Härte, aber auch nicht ohne tiefes gestandnes Weh des Herzens, wenn die erfüllende Thätigkeit ihn auf Augenblicke los ließ, und er nun die genußlose Gegenwart fühlte, die hoffnungslose Zukunft überdachte. **Après nous le déluge**, hat er öfter gesagt.

Adieu, liebe Rahel, schreiben Sie mir fleißig und alles.

Sie erhalten den Montaigne und das Geld. Das über die Freundschaft ist bewundernswürdig wegen der reflexionslosen Tiefe und rührend durch die anspruchslose Wahrheit. Ich schäme mich dieses Briefs. Er sagt nichts, wie er sollte. Ein schiefer ungenügender Ausdruck über den andern! Sehn Sie Harscher, Schleiermachers? —

A. Marwitz.

14.

Potsdam, Donnerstag Nachmittag 3 Uhr,
den 24. Oktober 1811.

Was ist das, liebe Rahel? Mißverstehe ich? Warum schreiben Sie mir so? Der äußern Veranlassung wegen hätte ich Ihnen geschrieben? „Zwingen Sie sich nun nicht mehr, mir zu schreiben,“ sagen Sie darauf. Ich kann mich darüber gar nicht erklären, weil ich es wahrlich nicht verstehe. Haben Sie meinen Brief denn erst am Mittwoch erhalten? Er war am Sonntag geschrieben, wie wahrscheinlich auch darin steht. Mittwoch war ich angekommen; große Schläfrigkeit am Abend. Donnerstag, Freitag, stetes Herumlaufen wegen der Anstellung und des Quartiers, zerstreuendes Leben im Wirthshause, dann am Sonnabend fand ich eins, zog ein, packte den ganzen Tag, am Sonntag war ich gesammelt und schrieb Ihnen. Liebe Rahel, quälen Sie mich nicht! (Sehen Sie mich an bei diesen Worten; ich sage Ihnen dies mit lächelnder Miene, ganz an Sie, an Ihr Wesen denkend, erfüllt, getröstet, angeregt in meiner Einsamkeit durch Ihren Brief, und mit meiner Seele schon weit hinaus über die kleine Disharmonie, die jene ungerechten Vorwürfe in mir hervorriefen. Liebe Seele, was schwankst Du mir so!) Ich freue mich, daß Sie

Wolf so, daß Sie Harscher so gesehen haben. Sie müssen Beide viel sehen; Wolf paßt ungemein für Sie: sein versatiler Geist, seine angenehme, gesprächige, feinsinnige, zuweilen mit allen möglichen Grazien geschmückte Geselligkeit, die große Haltung, die ihm seine tiefe Kenntniß des Alterthums giebt, der Blick auf alle Gebiete des Lebens. Auch den hat er durch das Alterthum, welcher alle Richtungen der Menschheit in großartigen Massen erscheinen läßt, nichts Zersplittertes, nichts Abgefallenes von dem großen Grundgedanken des Seins, nichts in ein kleinliches beziehungsloses Treiben Verlorenes darstellt. Es ist ein immenser Vortheil der wahren Philologie, daß sie ein ganzes nach allen Richtungen hin vollständig gebildetes Leben zu ihren Füßen hat.

Varnhagens Brief hat mir nicht gefallen, was darin nicht, kann ich nicht sagen, und doch: es ist das Beziehungslose, Wüste, durch welches bald Eitelkeit hindurchbricht (wie in der Geschichte von Nostitz. Warum in aller Welt erzählt er die? Dergleichen erzählt man richtigerweise nur dann, wenn man alles erzählt, und das thut er nicht), bald Unverständniß (wie über den Staatswirth Kraus, der den Adam Smith auf die geistloseste und impertinenteste Weise abschreibt, so gemein, daß er zwar dieselben Beispiele gebraucht, aber wo Adam Smith etwa einen Tuchmacher nennt, setzt er an dessen Stelle einen Leineweber; wo Adam Smith sagt: Kalekut und London, er: Trankebar und Kopenhagen. Beides wörtlich wahr. Das weiß V. zwar nicht, weil er Adam Smith nicht kennt, aber doch sollte ihn der dürftige Gesell anekeln). Das über sein Verhältniß zu mir ist ein wenig unsinnig, besonders die Erwähnung eines möglichen Duells. —

Auch gut, liebe Rahel, daß Sie nicht nach Schlesien gehn; ich werde Sie nun den Winter oft sehn. —

Liebe Rahel, sind Sie böse. Aber Sie sind ungerecht. Daß ich Ihnen vor dem vierten Tag schreiben mußte (ich sehe das „mußte" an. Verstehen Sie auch? ich meine, daß es Ihr Bedürfniß und also meine Pflicht war), das wußte ich nicht. Daß Sie sich bei dem Gelde des Briefes wegen bedanken, hinzusetzend: „Sie hätten mir wohl nie geschrieben" (und das nur halb spaßhaft) ist zu arg. — Nach Geschäftsgängen, bei Adam Smith sitzend, mußte ich Ihnen das sagen. —

Sie Häßliche: „Senden Sie mir auch ohne ein schriftlich Wort die beiden Briefe zurück." O Hamlet, welch ein Abfall! Ich bin wirklich böse.

Abends 8 Uhr.

Was soll ich Ihnen von mir sagen, liebe Rahel! Die Tage vergehn mir ungeheuer schnell, weil ich einförmig und beschäftigt lebe, viel in Studien, in praktischen Geschäften noch fast gar nicht, doch wird es nun angehn. Ich habe gelesen 1. Montecuculi's Kriegskunst, in den ersten Tagen aus. Ueber den Mann habe ich Ihnen gesprochen; 2. Cicero's Brutus, ein Gespräch über die berühmten römischen Redner, kundig, treffend und sinnvoll über das Individuelle der Römer und ihrer Kunst, mit größter Gewalt über die Sprache, und mit einer Anschauung der Sache, wie sie nur aus vieler Uebung und langen Studien hervorgeht; 3. viele neue Gesetze. Alle ihre Weisheit haben sie aus Adam Smith, einem bornirten, aber in der beschränkten Sphäre scharfsinnigen Mann, dessen Grundsätze sie bei jeder Gelegenheit mit langweiliger Breite und schülerhaft nachbetend proklamiren. Seine Weisheit ist sehr bequem, denn er konstruirt, unabhängig von allen Ideen, losgerissen von allen andern Richtungen des menschlichen Daseins, einen allgemeinen, für alle Nationen und alle Verhältnisse gleich passenden Handelsstaat, dessen ganze Kunst darin besteht, die

Leute machen zu lassen, wie sie wollen. Sein Gesichtspunkt ist der des Privatinteresse's; daß es einen höhern für den Staat geben müsse, daß er kraft dieses höhern auch dem sinnlichen Erwerb eine ganz andre Richtung geben soll, als derjenige wünscht, der nur gemein genießen will, das ahndet er nicht. Wie sehr muß eine solche Weisheit, mit einem Scharfsinn, den nur der Tiefsinn vernichten kann, mit Kenntniß, ja mit Gelehrsamkeit durchgeführt, dem Jahrhunderte einleuchten, welches ganz von dem nämlichen Standpunkte ausgeht. Ich lese und kritisire ihn. Er liest sich langsam, denn er führt durch ein Labyrinth wüster Abstraktionen, künstlicher Verschlingungen der sinnlich produzirenden Kräfte, wo es nicht sowohl schwer als ermüdend ist, ihm nachzugehn. Ich möchte gern Kourier durch ihn hindurch reiten, und lese daher sehr ämsig, lege aber des Tags doch nie mehr zurück als etwa hundert Seiten. Vierzehn Tage lang habe ich gewiß noch zu lesen. Ich werde zusehn, daß ich einmal ausführlich über ihn schreibe; es ist der Mühe werth, denn neben Napoleon ist er jetzt der mächtigste Monarch in Europa (wörtlich wahr); — 4. Friedrich Schlegels Aufsatz über Georg Forster (gestern Abend). Großartig geistreich, bei der Wurzel fassend, ohne auf Schulbegriffe zu beziehen, im Gegentheil lebendig gewandt, reich an großem Witz, einiges Willkürliche dazwischen und Spuren eines losen Wesens. Lesen Sie den Aufsatz. Er steht in dem ersten Theil der Karakteristiken.

Des Morgens lese ich Scenen aus dem Homer. Schaffen Sie ihn sich an. Ich will Ihnen dann immer schreiben, was ich gelesen habe. Lesen Sie dann gleich Ilias B. 21, V. 34—135. Göttlich naiv.

Was soll ich Ihnen von dem theuern Sanssouci sagen. O könnten Sie nur an einem der hellen sonnigen Mittage hier sein, wo der Naturgeist, ja ich darf wohl sagen Gottes Geist, dort oben sichtbar waltet und stillsegnend hinab

schwebt von dem blauen Himmel auf die bewegte bunte Erde und wieder hinauf. Ich habe mir dort oben zuweilen Worte gesucht, um es Ihnen zu beschreiben, aber sie waren ungenügend, und sind vergessen. Ich wandle dort auf der Terrasse hin und her, sehe mir die Landschaft aus allen Richtungen an, setze mich wohl auf die Quadern vor dem Haus und sonne mich, oder lege mich auf eine steinerne Bank und lese die griechischen Gnomiker (größtentheils Elegien, die aber die höchsten Dinge berühren, kolossal einfach). Das von 12 bis 2 Uhr. Da las ich neulich eine herrliche Elegie von Solon, worin er das Walten der Götter in der Geschichte beschreibt. Am Abend übersetzte ich folgendes Fragment daraus, welches ich Ihnen herschreibe, theils weil es Ihnen gefallen wird, theils weil es grade an dem Tage bei Sanssouci so war, wie die Verse es beschreiben, die ich unterstreichen werde:

Doch Zeus schauet das Ende der Ding'. Urplötzlich wie oftmals
Sausender Wind im Lenz Wolken vom Himmel verscheucht,
Schnell, der, wenn er des Meeres, des tiefaufwogenden, wüsten
Grund erregt, und auf fruchtsprossender Erde zerstört
Treffliche Werke, sodann der Götter Wohnung den hohen
Himmel erreicht und von neu'm Heitre gewähret zu schaun.
Wieder nun scheinet der Sonne Gewalt auf die endlose Erd' hin!
Strahlend, doch vom Gewölk siehe ist nichts mehr zu schaun.
Also auch ist die Rache von Zeus; nicht jeglichem zeigt er
Sich jähzornigen Muths, so wie ein sterblicher Mann,
Aber auch nimmer vergisset er ganz deß, welcher im Busen
Frevele Tücke bewahrt; sondern am Ende erscheint's.
Dieser nun büßte sogleich, ein Anderer spät, und wenn selbst sie
Auch entfliehn, und sie nicht packet der Götter Gericht,
Dennoch trifft's; unschuldig sodann abbüßet die Werke
Oder von jenen das Kind, oder ein später Geschlecht.

Können Sie nicht einmal herkommen, Liebe? Aber schreiben Sie mir's den Tag vorher.

Ihren Spaziergang unter den Linden fühle ich. Groß, gräßlich, wahr. Muß ich Sie nun an die edlen rührenden Worte erinnern, die Sie mir zur Zeit meines großen Elends über die Hülflosigkeit jeder bangen Seele schrieben. O es ist entsetzlich wahr. Wie vieles halb Tröstliche und darum ganz Nichtige könnte ich Ihnen sagen von der Erhabenheit Ihres Geistes, der Tiefe Ihres Gefühls, kraft deren Sie die ganze wesenlose Umgebung vernichten, sobald Sie wollen, und hineintreten können in die Herrlichkeit des wahren Lebens. Das ist nichts. Der Gott in Ihnen richte Sie auf! Adieu, Liebe. **A. M.** Gleich Antwort. Ihre Briefe sind mir unentbehrlich.

Ich bin gesund. Alle meine Schwächen sind wie weggeblasen. Nur mein Herz leidet noch zuweilen, und macht mir sehr trübe Stunden. Kaufen und schicken Sie mir doch sogleich das Landrecht. Heute traf ich in Sanssouci einen sächsischen Handwerksburschen. Er fragte mich, ob dies schon Sanssouci sei. Ich sagte ihm, es wäre das ganze Sanssouci. „So?" ganz verwundert; später, er hätte es sich ganz anders vorgestellt. „Wie denn?" Wie ein Lager. — Schreiben Sie mir doch, wenn es in Ihre Stimmung paßt, was Wolf von seinen Arbeiten hält. Haben Sie an Gentz geschrieben? „Zu Ihrem Ruhme" ꝛc. Schicken Sie mir doch auch, wenn es geht, Friedrich Schlegels Vorlesungen über Geschichte. —

A. Marwitz.

15.

Sonntag, den 3. November 1811.

Es ist ganz vergeblich. Ich wollte und mußte heute arbeiten, aber wie soll ich die Wogen besänftigen, die die

harmonischen Stürme Ihres Briefs in mir aufgeregt haben. Campan's Brief ist redlich gemeint, ruht aber doch auf einem schwachen Gemüth. Die gegenseitige innere Ueberzeugung, welche die starken Freundschaften ächter Seelen hervorrufen, fehlt ihm, und so redet er albern und ungezogen von Perfidien und Gefühllosigkeiten. Sie hatten ganz Recht, ihn zu schelten. Göttlich ist, was Sie über Finckenstein schreiben; im Vorbeigehn muß ich Ihnen sagen, daß Sie zu den klassischen Schriftstellern der Franzosen gehören. Es ist merkwürdig, worin alle schwache Menschen das Beharrliche suchen, nicht in der nothwendigen Wechsellosigkeit einer großen Natur (denn grade die klagen sie bei der ersten Gelegenheit der Unbeständigkeit an), sondern umgekehrt, in den ewig veränderlichen äußern Umständen, in den Kombinationen des Zufalls. Campan giebt lieber die Ueberzeugung auf, die er von Ihrem Wesen hat, als daß er die Regelmäßigkeit des Postenlaufs und überhaupt die gewöhnliche, tausend Veränderlichkeiten unterliegende Ordnung der äußern Dinge bezweifelt.

Dienstag Abend dreiviertel auf 9 Uhr.

Ich hätte diese Zeilen Sonntag früh geschrieben und würde dabei gestört. Seitdem bin ich anhaltend fleißig gewesen. Mit Adam Smith bin ich bald fertig zu meiner nicht geringen Freude, denn gegen das Ende, wo er auf große Staatsangelegenheiten, Kriegführung, Rechtspflege, Erziehung, zu sprechen kommt, wird er ganz dumm. Das Buch von Friedrich Schlegel habe ich auch bald durchgelesen. Neben der gewissenlosesten Ungründlichkeit und einer ekelhaften Befangenheit in bornirten Vorurtheilen, hat er doch große und geistreiche Blicke. So ist alles vortrefflich, was er über das alte deutsche Kaiserthum in der sechsten und siebenten Vorlesung und an mehrern Stellen über die Formen sagt, unter denen der Adel im Mittelalter er-

schien. Schade, daß wir das Buch nicht zusammen oder zugleich lesen. Es enthält den Stoff zu unendlichen Gesprächen, weil es so vieles berührt und dem meisten eine schiefe Richtung giebt. Bei L. war ich Sonnabend Abend. Ihm fehlt das Rigoureuse; so viel Geist und Bildung, wie man ohne frische muthige Thätigkeit haben kann, hat er ungefähr; doch drücken ihn die Geschäfte, die er auf eine penible und daher überaus zeitraubende Weise treibt, sehr zusammen, und hindern ihn am Fortschreiten. Vor 8 Uhr des Abends steht er nie auf vom Aktentisch. Ueber die Frau bin ich noch nicht im Klaren. Sie ist sehr gutmüthig und ohne Manier, aber wahrscheinlich sehr dumm, schlecht gewachsen, mit einem Gesicht, in dem man nur weniges zurecht zu rücken brauchte, um es angenehm und ausdrucksvoll zu machen, aber eben weil dies wenige fehlt, taugt es nicht. Sie hat schönes, glänzendes braunes Haar. Meine Gespräche mit L. waren oberflächlich, aber imponirten ihm vielleicht, weil ich sie mit großer Sicherheit und Bequemlichkeit ohne Pausen führte, und doch wohl manches ihm neue vorbrachte. Am folgenden Tag (Sonntag) war Ball auf dem Casino, schlechtes, enges, schmutziges, niedriges Lokal, Referendarien, die alle schlecht und nicht ohne Gemeinheit tanzten; unbedeutendes Weibervolk, bis auf eine Frau von P., die schön ist, (hier für überschön gehalten wird). Ich beschriebe sie Ihnen gern, wenn ich sie noch ganz gegenwärtig hätte, doch soll es bei erster Gelegenheit geschehen, wenn ich sie bei Tage werde gesehen haben, denn über Frauen, die ich bei Lichte sehe, kann ich mich gewaltig täuschen. Eben fällt mir ein, daß Sie sie wahrscheinlich kennen, denn sie war den Sommer über in Töplitz. Sie ist aus innerer Freundlichkeit sehr gesprächig, lächelt und lacht gern, dabei ist sie einfach und ganz ohne Manier, in Summa liebenswürdig; an der Natur hat sie viele Lust; ich sprach sehr viel mit ihr. Gestern Vormittag ar-

beitete ich und war auf der Regierung. Nach Tische schlief ich beinah anderthalb Stunden zum Ersatz der Nacht, die ich sehr unruhig und unbequem zugebracht hatte, dann ging ich in später Abenddämmerung im Schloßgarten spazieren; darauf las ich bis halb 11 Adam Smith und Friedrich Schlegel. Heute war ich wieder in der Dämmerung im neuen Garten; lange stand ich unter der Marmorhalle des Palais, und sah bald über den rasch flutenden See weg, bald, nicht ohne Angst vor Geistererscheinungen, in die dunklen Zimmer des Hauses hinein; die Einsamkeit ist schauerlich dort, aber doch großartig; ich mußte viel über Königthum und über die jetzige Lage von Deutschland nachdenken. Sie wissen wohl, daß das Haus bald eine Ruine sein wird; an einem Säulengang, der neben den Flügeln fortläuft, ist der Fußboden zum Theil nicht ausgebaut, zum Theil schon eingefallen, nach außen hin steht die Marmorbekleidung, inwendig sind über den verfallenen Gang hin Breter gelegt, und auch die sind schon verfault. Der König kommt nie hin.

Gute Nacht, liebe Rahel. Freitag komme ich nach Berlin und bleibe wohl bis Sonntag da.

A. Marwitz.

16.

Potsdam, November 1811.

Ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen, liebe Rahel, von der ich ganz voll bin. Dichter haben dergleichen oft erfunden und schöner dargestellt, als ich es werde darstellen können; aber zu wissen, daß es wirklich, daß es mitten unter uns vorgegangen ist, was sie geschildert haben, hat einen eignen hohen Reiz.

Ich habe hier einen einzigen nähern Bekannten, den Referendarius Sa. (seinen Namen schreibe ich nicht aus, weil der Brief aufgemacht werden könnte), einer von den unseligen Menschen, um die Himmel und Hölle sich streiten. Sehen Sie ihn in gewöhnlichen Stunden, so erscheint er Ihnen ganz abgelebt, die blauen Augen ganz erloschen; ein ironischer, auch zuweilen boshafter Zug geht über das Gesicht weg, wenn die Langeweile und die Erstorbenheit es auf Augenblicke verlassen. Zuweilen aber hat er erregte Momente; eine starke Röthe bemächtigt sich dann des blassen Gesichts; die Augen werden dunkel und strahlend und es zeigt sich Ihnen plötzlich eine ungemeine Physiognomie, besonders ein feingeschnittenes ausgezeichnetes Profil. Er hat Talent und Gewandtheit, aber zwei Grundeigenschaften konstituiren sein Wesen: einmal ein Gefühl für das Hohe, aber eine Unfähigkeit, es in seinen tiefsten Gründen zu fassen; daher innere Verworrenheit; Verachtung des Gemeinen, aber Unfähigkeit sich davon loszureißen, sittliche Impotenz, Bewußtsein derselben, daher Verachtung seiner selbst und tiefstes inneres Unglück. Seine zweite Eigenschaft ist eine Raserei für den Kampf, ein zweckloser, zerstörender, auf keiner Idee, sondern auf einer wunderlichen physischen Lust ruhender Muth. Kömmt er zu Duellen, die er eifrigst sucht, oder denkt er nur recht lebhaft daran, so schwellen ihm alle Adern, und sein Gesicht gewinnt dann jenen erregten Ausdruck (den aber edlere Stimmungen hervorrufen), den ich Ihnen beschrieben. Er lebte vor drei Jahren in Berlin; ihm gegenüber wurde in der Familie einer alten Französin ein junges Mädchen von italiänischer Abkunft (Emilie Alb—) erzogen. Er sieht sie am Fenster und verliebt sich in sie. Durch Erkundigungen, die er über sie einzieht, erfährt er, daß sie höchst eingezogen und unter strenger Aufsicht lebt, und daß sie nur Einmal in der Woche, am Sonnabend, zu ihrer verheiratheten Schwester in die Gegend von Mon=

bijou geht, bei der sie bis zum Sonntag bleibt. Er grüßt sie nun erst, wenn er vorbeigeht und sie am Fenster ist, sie erwiedert seinen Gruß, nach so eingeleiteter Bekanntschaft lauert er ihr auf, wie sie zur Schwester geht, sagt ihr nach einigen einleitenden Worten mit der ihm eignen Gewandtheit, wie sehr sie ihn interessire, und wie glücklich ihre nähere Bekanntschaft ihn machen würde. Sie zittert an allen Gliedern, faßt sich aber doch und sagt ihm, daß an eine solche Bekanntschaft unter ihren Verhältnissen nicht zu denken sei. Er begleitet sie bis an das Haus der Schwester und kehrt dann zurück. Am folgenden Morgen ist er früh in der Gegend von Monbijou; nach einigem Warten erscheint sie, er folgt ihr in einiger Entfernung; sie geht in die katholische Kirche; dort betet sie inbrünstig; er drängt sich an sie heran, erklärt ihr seine Liebe und daß er ewig unglücklich sein werde, wenn er getrennt von ihr bleiben müßte. Sie ist in der gewaltigsten Agitation, läßt sich von ihm zurückbegleiten, und wie er ihr jene Versicherungen mit dem größten Feuer wiederholt, gesteht sie ihm zu, daß er sie heimlich besuchen dürfe. S. macht mir von ihr folgende Beschreibung: Sie war siebzehn Jahre alt, schlank gewachsen, mit vollem Busen, das Gesicht blaß, die Augen tiefliegend, von einem dunklen unergründlichen Feuer (sein ganz wahrer Ausdruck), mit langen Wimpern, schwarze, und in dichten Locken in das Gesicht fallende Haare, die Züge nicht regelmäßig, aber von dem reinsten und sanftesten Ausdruck, die Lippen von dem frischesten Roth. Sie sprach nicht fertig deutsch, aber gut französisch. Den Tag über wurde sie genau von der alten Französin bewacht; in der Nacht schlief sie allein, aber in einem Zimmer, zu dem man nur gelangen konnte, wenn man durch ein andres, von den Kindern der Alten bewohntes hindurch gegangen war. S. besuchte sie dort. Er wußte sich den Eingang in das Haus zu jeder Stunde der Nacht zu verschaffen, und kam nun

in der Regel um Mitternacht zu ihr. Sie gestand ihm ihre Liebe, war aber so unschuldig und unwissend, daß ihm unreinere Gedanken vergingen, obgleich sie sich ihm nun ganz und mit höchster Gluth hingab (sie war glühend wie ihr Land, sagte er mir). Einmal kommt er zu ihr, von Wein und Aerger übernommen, da benutzt er seine Ueberlegenheit. Sie weint unaussprechlich, Wochen lang; natürlich dauert das Verhältniß fort, sie lebt nur in ihm. Mit den Blumen am Fenster verabredeten sie sich; ging sie zur Schwester, so traf er sie, dann fuhren sie gewöhnlich nach irgend einem entlegenen Dorf (oft nach Lichtenberg). Sie holte dann für ihn einen Stuhl, für sich eine Hütsche, setzte sich auf die, legte Arme und Kopf auf seine Knie und sah ihn Stunden lang unverwandt an, während er ihr erzählte. Sprach er ihr von ganz unverständlichen Dingen (finanziellen, die ihn damals viel beschäftigten), so hörte sie doch mit größter Aufmerksamkeit zu, und nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopf. Oft fragte sie ihn, ob er auch bete. So dauerte es mehrere Monate. Allmählig wurde er ihrer überdrüßig; gemeiner Ehrgeiz plagte ihn daneben; er wollte steigen (wozu damals Aussichten für ihn waren) und glaubte in dem Verhältniß zu dem Mädchen ein Hinderniß zu sehen. Er kam seltener zu ihr, war kälter; sie schrieb ihm nun die einfachsten, zärtlichsten und rührendsten Briefe, glaubte ihn beleidigt zu haben, und bat ihn dann mit den rührendsten Worten um Verzeihung: t'ai-je offensé, mon cher Edouard, schreibt sie ihm ungefähr in dem einen: ah je t'en demande mille et mille fois pardon, mon cher ami. Oublie mon tort, je t'en prie. So ungefähr, aber alles noch viel natürlicher und edler, und in dem lieblichsten Zusammenhang mit dem Uebrigen (ich schreibe mir nächstens die Briefe ab und schicke sie Ihnen). Er wollte das Band allmählig lösen, und fing daher an, von Verhältnissen zu reden, die sie trennen könnten; erst

verstand sie ihn gar nicht und fragte ihn, wie denn das möglich sei, sie mache ja keine Ansprüche auf ihn, und daran, daß sie ihm gut sei, könne sie doch nichts in der Welt hindern. Wie er deutlicher wurde, sagte sie ihm einmal sanft, sie würde das nicht überleben, ein andermal in der wildesten Empörung, sie könne dann nur Eine Rache an ihm nehmen, sie werde sich einem jeden preisgeben; aber immer noch glaubte sie nicht an seine Untreue. Er wurde nun gefährlich krank; sie erfuhr es und wurde es auch; einmal ließ er sich auf ihre bewegliche Bitte ans Fenster bringen, wie sie ihn sah, fiel sie in Ohnmacht. Er sahe sie nun nicht wieder. Als er gesund wurde, ging er hierher; den Tag vor seiner Abreise schrieb er ihr, den schändlichsten Brief (wie er ihn selbst nennt), worin er in süßen Worten ihr sagt, daß ihre beiderseitige Lage ihnen die Fortsetzung ihres Verhältnisses doch nicht gestattete, und daß er es daher als abgebrochen betrachte. Er hat seitdem nichts von ihr gehört; vor jeder Erkundigung hat er sich gescheut, weil er befürchten muß, das Entsetzliche zu erfahren. Furien verfolgen ihn, besonders seit sein thörichter Traum von Einfluß und Bedeutung im Staat verschwunden ist. Die dunkle Vorstellung dieser Schuld, und einer ähnlichen gegen eine verstorbene Braut, greift in jede seiner Thätigkeiten lebenraubend ein, und eine bleiche Gestalt, wie er sich ausdrückt, begleitet ihn auf allen seinen Schritten. Er hofft nur noch auf einen Krieg. Wie er mir seine Geschichte in den wahrsten und bewegtesten Worten mitgetheilt hatte, verglich er sich mit William Lovell, und erzählte mir, wie er jenen Roman zum erstenmal (lange ehe er Emilien gekannt) gelesen, habe er sich auf das fürchterlichste ergriffen gefühlt, besonders durch die Geschichte von Rosaliens Liebe und Pietro's Ermordung; er habe den Gedanken davon lange nicht los werden können, und seine Träume wären immer davon erfüllt gewesen. **A. Marwitz.**

17.

Potsdam, Dienstag den 12. November 1811.
7 Uhr Abends.

Ich soll Sie immer wieder beruhigen wegen Ihrer volumes, schreiben Sie mir, liebe Rahel. So hören Sie denn, wie ich sie empfange. Ich lese sie drei- viermal hinter einander durch, manche Stellen noch viel öfter, lege sie dann weg, mit dem Gefühl eines Geizigen, der seinen Schatz wieder um ein paar tausend Thaler vermehrt sieht (das ist grade mein Fall; anders kann der Geizige seinen Schatz nicht fühlen, als ich in einer Rücksicht Ihre Briefe); und dann laufe ich eine oder mehrere Stunden im Zimmer umher, und lasse den Inhalt Ihrer Zeilen in mir nachklingen; antworten kann ich in dieser Stimmung nicht, denn ich bin zu agitirt, fühle zu sehr das Ganze, als daß ich an ein Einzelnes anknüpfen, und mich darüber aussprechen könnte. Und nun beruhige ich Sie nie mehr von neuem. So haben Ihre Briefe immer auf mich gewirkt, so werden sie immer auf mich wirken. Senden Sie mir daher nur ja immer diese volumes, liebe Freundin; es können tausend Umstände kommen, um derentwillen ich nicht sogleich antworte (Sie haben mir ja auch auf drei Briefe von Töplitz nicht geantwortet), äußere Hindernisse, gestörte Stimmungen, aber seien Sie ein- für allemal überzeugt, daß darum nicht minder jedes Ihrer Worte mir zum innersten Herzen dringt, und dort verjagt, was von Unmuth oder Stumpfheit sich festgesetzt haben mag. Wie soll ich Ihnen besonders für Ihre beiden letzten Briefe danken, für den unaussprechlichen Reichthum tiefer, innerer, und lebendiger äußerer Dinge, mit dem Sie mich überschüttet haben. Ich will Einiges beantworten. Ja, liebe Freundin, Sie haben ein egoistisches Herz, aber ein solches, welches das Edle, Hohe, Kräftige,

Wahre an sich ziehen und genießen will. Jeder Rechtliche hat einen solchen Egoismus, setzt sich als Mittelpunkt des Weltalls, aber wie wenigen Hochbegabten ward, seit die Erde steht, die Fülle des Herzens, „die Gerechtigkeit der Seele", die Penetration des Geistes verliehen, um ihn so zu befriedigen wie Sie. Lassen Sie Rahels Herz zu Asche gesunken sein, das menschliche Herz schlägt weiter in Ihnen mit freieren, höheren Pulsen, abgewandt von allem Irdischen, und doch ihm ganz nahe; die scharfe Intelligenz denkt weiter und in größeren Kreisen; aus dem grünen frischen, lebendigen Thal hat Sie der Schicksalssturm hinaufgehoben auf Bergeshöh, wo der Blick unendlich ist; der Mensch ferne, aber Gott nahe.

Reinhardt mußten Sie so sehen; er ist ungelenk, er hat nicht die Versatilität thätiger Naturen, und es kann ihn eine bornirte Insichgezogenheit, Unbekannten gegenüber, beherrschen. Dann dominirt der untere Theil seines Gesichts, besonders die Nasenspitze. Ganz anders ist es, wenn seine Augen herrschen, und jene unangenehmen Züge um Mund und Nase ganz bezwingen; sie haben einen doppelten Ausdruck, einen sinnigen, still hörenden, offen und unbefangen aufnehmenden, und einen muntern, innere Behaglichkeit und lustige Theilnahme andeutenden. Diesen doppelten Ausdruck können Sie nicht wahrgenommen haben, und so kennen Sie sein inneres Wesen nicht, das eben in einer Unpersönlichkeit, in einer reinen unschuldigen Offenheit besteht, welche um so liebenswürdiger ist, da sie gar nicht auf einer schwachen Negativität, sondern auf einem eben so fest bestimmten, wie sanften und milden Karakter ruht. Weil ich wußte, daß er sie verstehen würde, hatte ich ihm, ehe er nach Berlin zurück ging, viele Ihrer Briefe vorgelesen. Sie begeisterten ihn durchaus, und er faßte sie ganz von der rechten Seite. Wie er zurückkam, fragte ich natürlich gleich, ob er Sie gesehn und wie? Er lobte Sie sehr, auf Tiefen sei das

Gespräch nicht gekommen, aber nie habe er einen Menschen gesehn, der mit der Energie und der Leichtigkeit von allem den Mittelpunkt ergriffe.

Schöne Worte über Harscher: „Die gepeinigte, geistreiche, fromme, angekrankte Seele." (Abscheuliche Pause hier.) Salemon war hier, er schrie im Regen auf dem Hof einigemal nach mir. Ich konnte es nicht über's Herz bringen und machte ihm auf. Jetzt ist es halb 11. Ich erzählte ihm, um mich nicht stören zu lassen, von Rom und Griechenland, und las ihm vor; er hörte es mit halber Theilnahme und anerkennend, war aber innerlich doch leer. Kennen Sie solche Leute, die bis auf einen gewissen Punkt verstehen und sich begeistern, da aber hört es plötzlich auf, man weiß gar nicht warum? Es scheint willkürlich, daß, da sie nun so weit gekommen, sie nicht noch weiter gehn, aber sie können nicht. Es giebt viele der Art. Ueber Harscher hätte ich Ihnen, wäre S. nicht gekommen, viel Gutes und vielleicht Erschöpfendes gesagt. Nun ist es vorbei. Für die Erzählung von Emilie, von dem Abend bei Bethmanns, tausend Dank; ich sah alles. Ich bin ganz fleißig gewesen die Zeit her. Friedrich Schlegel bringe ich Ihnen. Er ist nur vorn erträglich, je weiter er gegen das Ende kommt, desto alberner wird seine Befangenheit, desto unredlicher seine Ignoranz, denn aus bloßem Vorurtheil weiß er manches gradezu nicht, hat instinktartig darüber weggesehn (das ist aber Gewissenlosigkeit). Die nüchternsten, (dummsten) ideenlosesten österreichischen Kaiser, (denn Oesterreich ist das Centrum der Welt, der politische Kern Europa's) sind ihm besonnene Weise, jeder mittelmäßige österreichische General ein Held, die elende Zeit, in der Oesterreich prosperirte (die der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten) die glänzendste Epoche der neueren Geschichte. Mit Smith bin ich fertig. Viele auf unsere Verfassung sich beziehende Dinge habe ich gelesen. Auf Sanssouci war

ich lange nicht, es ist jetzt dort stürmisch und öde, öfter ging ich im neuen Garten, wo der fluthende See und die vielen dichten Tannengebüsche es lebendiger machen, und die Marmorhalle vor dem Hause mir ernste, vornehme, rührende und schwermüthige Gedanken erweckt.

A. Marwitz.

18.

Zum 12. November 1811.

Bei K. war ich noch einmal zu Abend, und heute ging ich mit ihm spaziren. Er ist zu sehr in Geschäften festgerannt und kaum etwas andres mit ihm zu reden, wenigstens ergreift es ihn nicht. Auch dringt er nicht an die Wurzel der Dinge, sondern so lange begleitet er einen, artig, verständig und zuweilen geistreich, bis das Gespräch in die Tiefe gehen, zur Untersuchung werden will, dann wendet er sich ab. Kurz, wie ich gesagt habe, das Rigoröse fehlt ihm. — Sonntag mußte ich einen Brinckmannisch langen Brief an Sch. schreiben. Darum erhielten Sie keinen.

Von der Mutter der B. sagte mir R., ihre große Imbecillität sei das Beste an ihr. Das scheint dumm zu sein, nach dem was Sie mir schreiben. R.'s luden mich ein, mich bei B., die hier das erste Haus machen, präsentiren zu lassen; ich lehnte es ganz gleichgültig ab; wenn sie mir es noch Einmal vorschlagen, werde ich nach einer leichten Wendung des Gesprächs ihnen sagen, daß ich über alle mittelmäßige Gesellschaft zu unmäßig blasirt wäre, weil ich so viele vortreffliche gesehn hätte; dies um den Leuten hier den Gedanken, als ob ich mir ein subordinirtes Referendarienverhältniß gefallen ließe, bei der letzten Wurzel auszu-

reißen. Gute Nacht, Liebe. Freitag sehe ich Sie. Ich bin müde und herabgestimmt.

A. Marwitz.

Lesen Sie im Homer: Ilias B. 22 bis Hektor stirbt, oder halten Sie es bereit, wenn ich komme. Ich war verzückt. Mein Gott, haben Sie denn Goethe's Leben gelesen? Es ist ja heraus!

19.

Donnerstag Abend 5 Uhr den 19. December 1811.

Ich komme eben mit ganz verklammten Fingern von einem abendlichen Spazirgang zurück, liebe Rahel, und will nun Ihren Brief beantworten. Aber sehen Sie meine Buchstaben; mit größter Mühe und Noth werden sie grade und deutlich. Es ist, wie alle diese Tage, unangenehmes Wetter draußen, bis gestern Mittag regnete es immerwährend; da brach die Sonne einige Augenblicke durch das Gewölk hindurch, schwere dunkelblaue Wolken zogen in den wunderbarsten Schattirungen darauf am Horizont herum. Das dauerte von 12 bis 2 Uhr; seitdem ist es wieder grau und trübe. Ich habe wie ein Maulwurf unterdeß in meiner Klause gesessen und immerfort gearbeitet; manche Tage habe ich keinen Menschen gesehn, nicht einmal auf die Regierung bin ich gegangen. Ich stand um 8 Uhr auf, saß kontinuirlich bis 2 ja 3 Uhr bei meinem Aufsatz, aß dann schnell in der Stube, spazirte bis 4 Uhr in meiner großen Vorderstube herum. Dann Licht, und Aristoteles Politik bis 8 Uhr; darauf Thee, Goethe, Müller und Jean Paul bis halb 11. Glauben Sie nicht Johannes Müller in dieser Beschreibung zu hören? Der studirt in dieser Art. Nur einmal war ich

im neuen Garten, gestern mit Redtel auf der Glienicker Brücke, Freitag und gestern Abend in Gesellschaft. Mein großer Aufsatz ist fertig; Ihrem Befehle gemäß habe ich die Homerische Stelle ausgestrichen; über Adam Smith bin ich auf dem sechsten Bogen und werde wohl morgen fertig werden. Mit dieser Arbeit bin ich zufriedner als mit der andern; die Hauptsachen sind berührt und gründlich heruntergemacht, auch ist einiges gut geschrieben. Ich bringe es Ihnen Dienstag oder Mittwoch mit nach Berlin. Aber wie müde bin ich von all dem Schreiben! Große Bücher zu machen wäre für mich entsetzlich. Je weiter man in den Gegenstand eindringt, desto klarer wird es einem, wie man von Anfang alles hätte besser ordnen, gründlicher, faßlicher und energischer darstellen können, und dann hängt doch wieder alles so genau zusammen, daß man nichts einflicken, nichts herausreißen kann, sondern alles umarbeiten müßte, wozu denn natürlich die Lust fehlt. Wie bewundre ich Goethen. Ich habe viele seiner Aufsätze in den Propyläen zum zweitenmal gelesen. Es sind die höchsten Muster des Stils; jedes Wort ist bedeutsam, organisch von Geist und Bildung durchdrungen, die dargelegte Ansicht individuell nüancirend. Diese bis ins Kleinste hineindringende Bildung hat in dem Grade keiner von allen großen Schriftstellern, auch von den Griechen keiner, bis auf Thukydides, der sie in einem ganz andern Sinne hat. Man muß bei dem auf jedes Wort aufmerken, weil jedes drastisch energisch und von den furchtbaren Grazien durchdrungen ist, welche ihn beseelen; bei Goethen ist jedes —

Abend 9 Uhr.

Bis jetzt war K. bei mir, der hier durch in Geschäften reist. Ich habe ihn bedauert. Er war verlegen und innerlich sehr gedrückt, ja voll Gram, dabei etwas verstockt. Ich war anfangs kalt, und sagte ihm sehr entschieden über die An=

gelegenheiten meine Meinung; nicht ein Wort konnte er erwidern, theils aus Verlegenheit, theils weil ich ihn überzeugte. Ich wurde nun gleich weich, wie Sie denken können, und versprach ihm alles Mögliche. Das Gespräch wurde nun allgemeiner, wendete sich auf militairische und politische Angelegenheiten, meine hiesige Lage, die Situation der Regierung; ich las ihm meine Aufsätze vor, war im Ganzen angeregt und sprach gut. Ich war ihm auf eine Weise überlegen, die mich wirklich jammerte, denn er blieb verlegen und unbedeutend; doch war es seine Schuld, denn ich war offen und gut gegen ihn, und er hatte gar keine Ursach zurück zu halten. Denken Sie sich, wenn einem so etwas mit einem begegnet, den man früher in manchen Beziehungen sich untergeordnet hat! Wie quälend ist da eine solche Ueberlegenheit. Und wenn ich nun dabei bedenke, worauf sein ganzes Betragen eigentlich ruht, darauf nämlich, daß er zu Grunde geht unter Sorgen und einseitigen kleinlichen Beschäftigungen, uud auch durch Unglück, daß alle seine guten und großen Eigenschaften in eine allgemeine Versteinerung übergehn, sein ganzes Dasein immer aussichtsloser wird, so grämt mich das. In alles, was er sagte, legte er dies Gefühl eigner Unbedeutendheit und Nichtigkeit hinein. Schrecklich! Den ganzen Winter will er wieder in seiner Einsamkeit zubringen. Ich kann Ihnen heute nichts mehr schreiben, liebe Rahel. Die Scene mit ihm, an die tausend Erinnerungen sich knüpfen, vibrirt zu stark in mir. — Morgen vielleicht noch einige Zeilen, Liebe. Ich war im besten Zug, Ihnen über tausend interessante Dinge zu schreiben, da er kam. Ich danke Ihnen für die Scene mit Harscher; ich erkenne ihn ganz darin. Auch für Varnhagens Brief. Wie man bei solcher Herzens- und Geistesbewegung so ausführliche, glatte, mit so vielem Ueberflüssigen beladene Perioden, und so bedächtig gekritzelte, gradlinige Buchstaben machen kann, begreife ich nicht. Es ist

mir wahrhaftig ein Problem, dessen Lösung mit Varnhagens tiefsten Gründen zusammenhängt. Genesen Sie, Liebe, sehen Sie mit munterm Aug' in die Welt hinein, ich schrieb Ihnen einmal vom Berg und vom Thal; es hat Sie sehr bewegt; ich konnte Ihnen damals nicht antworten, aber wie Sie es nahmen, hatte ich es nicht gemeint. Der Berg gehört auch zur Erde; der frische Lebensgenuß ist auch auf ihm vergönnt, nur gedämpfter, milder, weniger persönlich, und an die größten geistigen Anschauungen geknüpft. Der soll, der wird Ihnen bleiben, Liebe. Sie schrieben mir früher einmal von dem Glück, das aus der Harmonie des innern Daseins, der vollendeten Klarheit über sich und die Welt hervorgeht, und nannten es das Höchste, das eines beständigen Wachsens auch für Sie fähig. Wer hat größere Ansprüche darauf als Sie? Ich weiß es wohl, Sie brauchen lebendigen Reiz, persönlichen Umgang, aber jenes andre Glück fassen Sie doch auch. Können Sie es sich nicht näher bringen? Seien Sie nicht so betrübt, Liebe. Adieu. Sonntag Abend oder Montag früh sehe ich Sie.

A. Marwitz.

20.

Mittwoch am Neujahrstag 1812. Abends 5 Uhr.

Nicht in der besten Stimmung ergreife ich die Feder, um Ihnen, liebe Rahel, zu antworten. Ich bin müde und stumpf vom vielen Arbeiten, das Auge und der Sinn „suchet lebendigen Reiz" und findet ihn nicht. Denken Sie! seit ich Berlin verließ, bin ich bis gestern früh, wenige Abendstunden ausgenommen, ununterbrochen zu Hause gewesen, und mußte es sein, wegen des schmählichen Wetters und fehlender Gesellschaft. Redtel nämlich ist in Berlin, Sale-

mon, der mich eben wieder durch gränzenlose Stumpfheit gequält hat, kein rechter Umgang für mich, weil er alles nur halb fühlt und faßt, wenig weiß, und dabei nicht unschuldig und freundlich ist, nicht rein aufnimmt, sondern meist auf eine unreine Art gegen fremde Ueberlegenheit ankämpft; überhaupt ist er mehr auf einen persönlichen und darum selbst gemeinen Krieg gegen das Gemeine gestellt, als auf ein Ergreifen und Würdigen des Hohen und Rechten, ohne welches jener Streit doch roh und leer bleibt. Ich sehe ihn daher selten. Zur B. gehe ich nicht, weil ich mit ihrem Mann in einen unsichtbaren Krieg verwickelt bin (wir fühlen nämlich beide den furchtbaren und nie zu versöhnenden Gegensatz unsrer Naturen, und er haßt mich deßhalb), sie aber hat mich nicht so eingeladen und behandelt mich überhaupt nicht so, daß ich dessenungeachtet ohne große Unbequemlichkeit kommen könnte. Außerdem nun ist kein Mensch hier, mit dem ich etwas haben könnte, und wäre Berlin nicht so nah, so müßte ich verzweifeln. Denn hören Sie einmal. Donnerstag Abend kam ich von Berlin. Freitag war ich den ganzen Tag zu Hause (ich esse nämlich auch zu Hause); am Morgen las und schrieb ich an einer juristischen Arbeit, die ich zum Examen machen muß, von halb 9 bis 3 Uhr. Dann gegessen, und bis 5 in meiner großen Stube umher gegangen, am Ofen gestanden, und den Gedanken freien Lauf gelassen. Gegen 5 Licht. Ich las und excerpirte Niebuhrs römische Geschichte bis 11 Uhr. Sonnabend früh bis 2 wieder juristische Arbeit; darauf ging ich zu Salemon, las dem ein Memoire meines Bruders über den preußischen Krieg vor, welches ich Ihnen bei Gelegenheit schicke oder bringe; um 4 Uhr kam ich zurück, aß, erhielt Ihren Brief, war sehr abgespannt und dabei etwas unwohl, hatte zu hastig gegessen, freute mich daher nicht besonders daran. Salemon hatte mich sehr gequält, am Abend zu ihm zu kommen, ich konnte es ihm nicht ab-

schlagen, war indeß lange bei mir unschlüssig, ob ich Wort halten solle, denn eigentlich wollte ich Niebuhr lesen; jedoch, da ich ihm später einen Abend hätte widmen müssen, und ich einmal aus der rechten Ruhe heraus war, so ging ich. Er mußte mir im Simplicissimus, den ich mitgenommen, vorlesen; ich ließ mich ganz gehen, hörte auf das gelassenste zu, und kam so wieder zu einer ganz kräftigen Stimmung, in der ich zu den Gedichten des Mahlers Müller griff, die er auf mein Anrathen gekauft hat, und ihm daraus vorlas. Sie sind stark und naiv, setzen aber die rohe Naturkraft überall als das Höchste, und sind daher dürftig, wo sie in ein vielseitig gebildetes Leben hineingreifen (wie in seinem Faust); seine idyllischen Darstellungen dagegen sind göttlich, unvergleichlich; alles Liebliche und Schmerzliche und Starke der Liebe, das Edle der Leidenschaften, und von der andern Seite die Gemeinheit und schwächliche Verworfenheit, die sich in unserm Leben für Recht und Tugend und Sitte ausgiebt, — dies alles kennt und schildert er, wie kaum einer. Lesen Sie ihn ja. Genelli pries ihn mir zuerst. — Weiter in der Kronik. Ich blieb bis 12 Uhr bei Salemon. Den andern ganzen Tag las ich an Niebuhr (denn es geht mit dem unendlich schwer und langsam); ich ging zwar am Nachmittag zu Redtel, indeß der war grade nach Berlin gereist, und nun war es schon zu spät und widerwärtig kalt, so daß ich nicht spaziren gehen mochte. Ich daher wieder nach Hause, und den Abend geharzt (nach Harschers Ausdruck, für: gearbeitet). Montag schrieb ich wieder von halb 9 bis 3 Uhr an der juristischen Arbeit, dann aß ich, ging dann zu einem Herrn von Röder (Wilhelm) *), Kapitain bei der Garde, einem Mann, der den Verstand und die Bildung hat, die in unsrer Zeit so sehr gäng und

*) Blieb 1813 in der Schlacht bei Kulm, als Major im Generalstabe.

gäbe sind, und mit dem ich allerlei reden kann, weil ich in vielen Verhältnissen mit und zu ihm gestanden habe. Eigentlich wollte ich nicht zu ihm, sondern nach Sanssouci spaziren, aber es schneete zu arg, und so wandte ich um. Ich blieb bei ihm bis 5, wo er zu Prinz Karl von Mecklenburg mußte, um dort Komödie zu spielen. Nach Hause, und wieder Niebuhr. Ich kam am Ende in eine Begeisterung für die Römer hinein, wie ich sie oft hatte, und las in der Schlegels Elegie Roma mit großer Lust laut. Es war 11 geworden. Der andre Morgen verging wieder in Arbeiten. Abends war ich auf einem großen Ball im Saal des Komödienhauses. Wie ich gegen halb 8 hinkam, war der König mit dem ganzen Hof schon da; unendliche Offiziere tanzten und standen gedrängt, einige Civilisten, meist ruppig, dazwischen. Ich sprach mit sehr vielen, und zerstreute mich an dem Anblick der vielen bunten Gestalten, unter denen auch einige hübsche Frauen waren, aber keine interessante, keine reizende. Ich erstaunte von neuem über die unglaubliche durchgängige Nichtigkeit der meisten jungen Männer; ich bin nun ganz über sie blasirt, und behandle sie mit der bequemsten Rücksichtslosigkeit. Wie selten ist nur ein Anklang des ächten Wesens, nur eine Spur roher oder gebildeter Kraft, nur ein schmerzliches Andenken der Vergangenheit, ein ernster Blick in die Gegenwart und Zukunft. Ecossaise und Quadrille sind die Blüthen ihres Daseins, der Mittelpunkt ihrer Gedanken, der einzig ungeheuchelte Ernst, dessen sie fähig sind. Einen, der mich ignoriren wollte, zwang ich durch die determinirteste Grobheit, freundlich gegen mich zu sein, zu grüßen rc. Die einzig richtige Manier. So wie man das Lumpenpack, dem Verdienste nach, en canaille behandelt, fängt es an mit dem Schweif zu wedeln. Ihr Betragen gegen F. v. d. R. bleibt das ewige Muster. Ich blieb bis 4 Uhr auf dem Ball, stand heute spät auf, und las Niebuhr bis 3; nach

Tisch kam Salemon und desesperirte mich, ich machte, daß er ging, und wäre nun vor Abspannung und Leerheit in Verzweiflung, wenn ich Ihnen, liebe Freundin, nicht schriebe. Gesellschaft nämlich wäre mir heute noch Bedürfniß, und es giebt keine, ich muß zu Hause bleiben, auf die Gefahr morgen früh wieder abgespannt zu sein. — Ueber den höchst merkwürdigen Niebuhr könnte ich Ihnen in anderer Stimmung vieles schreiben; jetzt nichts, und nicht sowohl weil er mir nicht gegenwärtig ist, als weil ich keine Lust habe.

A. Marwitz.

21.

Mittwoch früh den 8. Januar 1812.

Gestern Nacht um 11 kam ich hier an und schlief heute früh zu lange. Die Fahrt war nicht ganz so langweilig noch so kalt, wie ich zu Anfang befürchtete. Ich dachte viel an Gentz, an „fragen Sie die Kleine, sagen Sie Rahel" und „sagen Sie Rahel, sagen Sie ist es wahr" auch an Prinz Ludwig, an seinen edlen Tod, und wie er sich bei einem schmähligen Ereigniß den Kopf würde eingerannt haben. Sie *müssen* an Varnhagen *sogleich* schreiben, daß er sich die Geschichte des Todes von Nostitz erzählen lasse und aufschreibe. Ich thäte es selbst, aber ich kann ihm eigentlich kein freundliches Wort mehr sagen, seit ich sein Betragen in Töplitz weiß; seitdem ist es aus mit uns, ich werde dies und jenes noch an ihm billigen und loben können, aber ich werde ihm nicht mehr gut sein, wie ich es sonst zu Zeiten war. Darum geht es nicht, daß ich ihm schreibe. Bedenken *Sie*, daß jenes Edelste von den äußern Ereignissen unsrer Zeit der Geschichte erhalten werden

muß. — Heute morgen fiel mir ein, daß Bossuet eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Major von Möllendorf hat, die nämlich, daß ihm die Religion auf eine konfuse Weise imponirt — ein Grundgefühl, welches er durch eine Menge von Lügen, Falschheiten und Affektationen widrig verhüllt und vergemeinert hat, aber welches doch da ist. Er ist ohne alle Klarheit und ohne alle Tiefe in seiner Anschauung des Göttlichen, aber l'élevé, und zumal le lugubre desselben rührt und erschreckt ihn grade so, wie jenen die Orgel. Adieu, liebe Rahel, ich weiß Ihnen in diesem Augenblick nichts weiter zu schreiben, auch darum nicht, weil ich die schlechteste Feder habe, die mich in meinen Gedanken, nach der uns bekannten Art hemmt. Schreiben Sie ja an Gentzen. Schelten und ängstigen Sie ihn so, daß er gleich antworten muß.

A. Marwitz.

22.

Montag, den 19. Januar 1812 früh 10 Uhr.

Wie soll ich Ihnen danken, liebe Rahel, für Ihren lieben Brief, den ich in diesem Augenblick erhalte, und wie mich entschuldigen! Aber ich konnte Ihnen nicht schreiben. Ich kam spät in der Nacht nach 12 hier an, fand alles gräulich kalt, konnte daher nicht einschlafen, stand am andern Morgen spät auf, mußte auf die Regierung, ließ mich zwingen (denn Sie wissen doch, daß ich darin bin, wie Sie), mit dem kleinen Gerlach spaziren zu gehn, zu reden und zu streiten, während ich Ihnen in den letzten einsamen Momenten hätte schreiben sollen. Wie ich zu Hause kam, war Sch. da, der nun den ganzen Tag neben mir sitzt, und das Klima s e i n e s Wesens über mich verbreitet hat,

welchem ich mich erst jetzt entziehen kann, wo Ihre lieben, mir an die Seele dringenden Worte hindurchreißen, wie plötzliche Heitere von oben. Ich habe mich übrigens recht wohl befunden in diesem Klima. Sch. war durchaus milde, theilnehmend, eingehend, komisch, unpersönlich und hin und her sehr edel gestimmt; sein Gemüth hat einen sehr liebenswürdigen Grund, der aber in fremder Gesellschaft schwer hindurch scheint durch eine Decke von körperlicher und geistiger Ungewandtheit. Er ist nicht vielseitig und großartig gebildet (wodurch man allein die Ecken natürlicher Häßlichkeit) dies im weitesten Sinne, ausgedehnt auf Haltung, Bewegung ꝛc. abschleift; aber er hat ein weiches Herz, einen kräftigen Sinn und ist tapfer. Von allen deutschen Dichtern kann er nur noch Goethe lesen (Tieck nicht mehr). Er bringt Ihnen diesen Brief und wünscht Fouqué zu sehn (aus äußern Gründen); ich habe ihn auf den vorbereitet und ihm gesagt, daß er ihn von der ritterlichen, und soldatischen Seite angreifen muß. Können Sie sie beide zusammenbringen, so ist es mir lieb, und für die Gesellschaft wird nichts Ungeschicktes und Verlegenes daraus entstehn. Ich habe mich übrigens mit Sch. nicht so zersprochen, wie mit Reinhardt; am Morgen und Abend arbeitete ich doch wenigstens sechs Stunden, war also selten ermattet, wenn die Gespräche wieder anfingen. Diese waren mannigfach, da wir so sehr viel mit einander gelebt haben (von frühester Zeit an) und es also weder an Erinnerungen fehlte, noch, bei der spekulativen Tendenz, die er ungebildet, bei der Begeisterung für das Aechtsittliche und Edelstarke und Poetischheroische, die er rein in sich trägt, — an Untersuchungen und Erzählungen aus der großen Historie von meiner Seite. Wie Wenige haben für das letzte Sinn! Nun saßen wir aber den ganzen Tag (auch wenn wir arbeiteten) in der nämlichen Stube, ich am Schreibtisch, er hinter mir, lesend, auf dem Sopha; da konnte ich Ihnen nicht schreiben; ich

war zu befangen, auch gab es zu viele Störungen u. s. w. Verzeihung, Liebe. Wenn ich meine Einsamkeit wieder habe, will ich alles wieder gut machen durch die weitläufigsten Briefe. Alles in Ihrem Briefe ist mir lieb. Mein Herz dankt Ihnen für den Anfang; was sie mir über Fouqué, Stuhr, die Schleiermachers und Iffland schreiben, interessirte, erregte und ergözte mich. Nur Ihre Briefe können einem das Leben unmittelbar in seinen Massen und zugleich in allen seinen kleinen bedeutenden Beziehungen vor die Seele bringen. Ihre wachsende Vornehmheit hat meine größte Approbation. Adieu, liebste Freundin. Ich muß jetzt auf die Regierung. Spätstens Sonnabend sehe ich Sie, doch schreibe ich wohl vorher.

A. Marwitz.

23.

Potsdam, Montag den 2. Februar 1812.

Ihren Zettel, liebe Rahel, habe ich heute früh erhalten. Ich werde an Willisen schreiben und den Brief hier einlegen. Ihr Bruder wird wohl die Gefälligkeit haben, ihn mit einer Anweisung, welche ich Sie bitte ihm zu geben, an ein Bankierhaus in Wien zu schicken. Dort müssen sie den Brief mit der Anweisung an Willisen besorgen, der auf der Zeichnungskanzlei zu erfragen ist. Ich glaube zwar nicht, daß er gefährlich krank ist, da er mir vom kalten Fieber schrieb, indeß thue ich es auf allen Fall. Ich selbst bin nicht ganz wohl, d. h. nicht ganz frisch. Der Kopf ist mir ein wenig eingenommen und ich fühle eine gewisse Seelenmüdigkeit. Ich habe viel gearbeitet, besonders viel gelesen, an den Vormittagen das ganze Pack Hardenberg'scher Gesetze, am Nachmittag und Abend Aristoteles; an einem

müden Tage, als Münster von hier wegging, Duclos größtentheils; er gehört zu den durchaus subordinirten Geistern, alles Karakteristische hat er von Saint-Simon; dabei weiß er nicht, daß er, der nichts selbst gesehen und erlebt hat, nicht Memoiren, sondern Geschichte schreiben muß. Die Zeit, die er schildert, ist traurig, überall die größte Erschöpfung, bigotte Superstition und ruchlose Liederlichkeit matt kontrastirend; Alberoni ist der stärkste Kopf, er leistete nichts, weil ihm eine edle und herzhafte Persönlichkeit fehlte. Er war fein, brutal, und umfassend, aber zugleich niederträchtig, daher imponirte und begeisterte er nicht, wurde auch noch mehr gehaßt und verachtet als gefürchtet. Karakteristisch für ihn ist, daß ihn der gichtische Marquis im Zimmer der Königin vom Stuhl aus prügeln konnte. Wem so etwas geschehen kann, der richtet nichts Großes aus. Den Regent karakterisirt die Geschichte, daß, als die spanische Verschwörung entdeckt war, Dubois ihm am Abend die entscheidenden Papiere nicht mehr vorlegen konnte, weil seine Orgien anfangen sollten. Wäre das bei P. L. möglich gewesen? Ich glaube wohl, wenn er in einer so welken, ruhigmatten Zeit aufgetreten wäre, wie die des Regent war. Doch hatte L. mehr Gemüth; die Talente des Regent drangen alle nur bis dicht ans Herz; sonst eine gräßliche Aehnlichkeit. Die nämliche Unfähigkeit zu einer ernsten, strengen geordneten Thätigkeit; die nämliche innere Zerstörung durch ein unglückliches Verhältniß zu der herrschenden Linie und durch die daraus entsprungne übermäßige Liederlichkeit, in der alle Seelenkraft mehr und mehr unterging, die nämliche Schwäche gegen schlechte Umgebungen, der nämliche Muth, dieselben gefälligen Gaben. Sie sahen es mit Schrecken, und sagten es mir, wie sehr das auf L. paßt.

Ich las noch kleine lateinische und deutsche Schriften von Fr. Aug. Wolf, die lateinischen größtentheils kleine Vorreden zu den Lektionskatalogen der Universität Halle, vortrefflich

6 *

geschrieben, mit den geistreichsten Wendungen, und alles auf eine gediegene und großartige Ansicht des Lebens zurückführend. Vorn ist eine Gedächtnißrede auf Friedrich den Zweiten, bei dessen Todtenfeier in Halle für die Universität geschrieben, vortrefflich mit tiefster Veneration. Die deutschen Aufsätze bringe ich Ihnen mit. Viele seiner Schwächen und Schlechtigkeiten kommen darin hervor. Auch von Marheineke (Professor in Berlin, der jetzt vielen Ruf hat unter den Theologen) las ich über Orthodoxie und Heterodoxie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, fleißig, aber aus ziemlich nüchternem Gemüth. Nun noch die Chronik, liebe Rahel, Mittwoch Abend um 8 nach schneller Fahrt hier angekommen. Ich ging mit Münstern aufs Casino, war gräßlich müde, amüsirte mich aber doch an allerlei Lustbarkeiten, die vorfielen. Bis Donnerstag Nachmittag blieb Münster, ich mußte mit ihm gehn und reden; am Abend las ich Duclos. Ich war sehr müde, konnte nach 9 nichts mehr verstehen und gegen halb 10 die Augen nicht mehr aufhalten. Ich schlief lange; Freitag früh nahm ich die Gesetze vor (lose Waare, ein Gewebe von moderneleganter Dummheit, Unwissenheit, Lügenhaftigkeit und Schwäche; was Albernheit und was Gesinnungslosigkeit ist, kann man nicht unterscheiden). Gegen Mittag ging ich auf die Regierung. Salemon wollte bei mir essen, ich schlug es ihm ab. Nachmittag war der kleine Gerlach ein paar Stunden bei mir. Abend war Pickenik der Offiziere, ich da; Wiederholung der alten Bemerkungen; allgemeine Nichtigkeit, Frivolität, die halb aus innerer despondency hervorgeht; bei Tisch saßen sie in großen Haufen beisammen, sprachen aber nicht ein Wort, — ein gräßlicher Beweis, wie sehr aller esprit de corps unter ihnen untergegangen ist; ich habe Ihnen wohl erzählt, wie in Oesterreich über die beschränktesten Gegenstände ewig gesprochen wurde, weil Interesse für einander und für diese Gegenstände da war. Ich

sprach mit der B. und einer andern hübschen Frau; sie ennuyirten mich. Sonnabend war ich bis auf die Klavierstunde den ganzen Tag zu Hause, und saß fest bei den Gesetzen, Aristoteles und Marheineke. Der kleine Gerlach war Nachmittags einige Stunden bei mir; wir redeten lebhaft; er stritt gegen die Philosophie, als eigne und von der Poesie streng geschiedene Wissenschaft, und gegen die Würde des Denkens, rasch und gewandt. Auch gestern und heute war ich den ganzen Tag zu Hause. Ich werde summarisch, liebe Rahel, weil ich nach dreitägigem Einsitzen heute ausgehn will, und es ist schon spät, 8 Uhr vorbei; sonst sollten Sie noch einiges über Ihren Zettel hören. Also Adieu, Liebe.

A. Marwitz.

Ich habe Willisen geschrieben, daß er die Anweisung durch den Ueberbringer des Briefs erhalten wird.

24.

Mittwoch Abend 8 Uhr, den 5. Februar 1812.

Ich will Ihnen einige Zeilen über Duclos schreiben, den ich eben geendigt habe. Ich beurtheilte ihn in meinem vorigen Briefe falsch, denn er hat bei aller seiner Ungeschicktheit doch etwas, was ihn vor allen Franzosen auszeichnet, nämlich einen Frost des Karakters, eine Wahrhaftigkeit, einen gewissen trüben Tiefsinn über Menschen und menschliches Handeln, Einsicht in den sittlichen Verfall, und die daher entstehende Schwäche seiner Regierung, Schmerz darüber, der sich mit Ekel und Widerwillen gemischt hat — wodurch er an Tacitus erinnert; ja jene Ungeschicktheit selbst, von diesen höhern Eigenschaften getragen, ist eigenthümlich

und unfranzösisch an ihm. Der letzte Theil seiner Memoiren war mir höchst merkwürdig, weil mir die Nothwendigkeit der Revolution daraus besonders einleuchtete. Der französische Adel und alles, was den Hof und die Regierung bildete, war zu verderbt. Welche schreckliche Depravation desselben brach unter dem Regent hervor, und mit welcher entarteten Schwäche, welcher albernen Unfähigkeit endete diese unter Ludwig dem Funfzehnten. Unter dem Regenten sind die Vornehmen mehr niederträchtig und ruchlos, unter Ludwig mehr sots. Nunmehr hat das Verderben der höhern Klassen auch die untern ergriffen, bei denen sich unter den Königen noch eine gewisse Frische, eine lebenslustige Gutmüthigkeit, eine herzliche, ja hin und her religiöse Redlichkeit und Höflichkeit, und dabei jene praktische Energie erhalten hatte, durch die sie fähig waren, die Revolution zu machen. Nach allem aber, was man sieht und hört, geht das jetzt über in Korruption und Brutalität. Auch Duclos's Stil ist hin und her dem des Tacitus ähnlich. Ich habe einige Stellen der Art gezeichnet; sie schildern mit kräftigen und energischen Zügen; doch tritt die Stimmung und die Art, die bei dem Römer permanent ist, bei dem Franzosen nur zuweilen hervor, und unterbricht die übrigens schwächliche Darstellung.

Montag Abend 6 Uhr.

Seit Freitag habe ich alle Tage sicher auf einen Brief von Ihnen gerechnet, liebe Rahel. Warum schreiben Sie mir nicht? Sind Sie krank? Ich fürchte es, denn auf Ihren Zettel, den ich grade heute vor acht Tagen erhielt, müßte längst ein Brief gefolgt sein, wenn alles in der gehörigen Ordnung wäre! Ich hätte Ihnen vieles zu sagen, denn ich habe in diesen letzten 8 Tagen ziemlich viel gethan, aber da ich gar nicht weiß, wie es Ihnen geht, so kann ich mit keiner Sicherheit zu Ihnen reden. Geben Sie mir so-

gleich ein Zeichen Ihres Lebens. Ich komme Freitag nach Berlin, muß aber früher von Ihnen wissen. Gewiß ist etwas vorgegangen, denn sonst hätten Sie mir wenigstens ein paar Zeilen über die Besorgung der Kommission an Willisen geschrieben, Sie bei Ihrer Pünktlichkeit. Ich bin ganz besorgt. Adieu!

A. Marwitz.

Sie begreifen, warum ich Ihnen nicht mehr schreibe. Ich kann Sie mir nicht in dem alten gewöhnlichen Zustand denken, und wo fände ich Worte für den neuen, den ich nicht kenne. Auch müssen diese Zeilen noch heute auf die Post.

25.

Potsdam, den 24. Februar 1812.

Ich nehme ein altes, an Sie gerichtetes Blatt, liebe Freundin, um darauf an Sie zu schreiben. Ein etwas matter Brief wird es werden, denn ich bin es körperlich; der Kopf ein wenig angegriffen, ein kleiner Halsschmerz, der indeß nachläßt. Ich habe wenig gute Stunden gehabt, seit ich Sie zuletzt in der Nachbarschaft des dicken Viehs verließ; ich war oft unwohl, dabei faul wegen großer innerer Zerstreuung, wenig Stille war in meiner Seele und wenig Kraft, keine Richtung nach dem Einen, Höchsten. Es störte mich einen Tag, daß ich examinirt werden sollte und wurde, denn zu meiner Schande muß ich Ihnen nur gestehen, daß mich dergleichen Dinge sogar agitiren, und ich erst ruhig werde, wenn ich drin bin. Die meisten Fragen waren sinnlos, und, was schlimmer ist, ganz ohne Zusammenhang; sie trieben mich immer von dem Gegenstand weg, den ich

eben klar hatte, und der mich interessirte, auf einen andern hin, welcher mit jenem in gar keiner Verbindung stand. Ich antwortete daher oft verquer, die Leute aber entgegneten mir nichts, theils weil sie überhaupt verschüchtert waren durch meine Probearbeiten (die hier unendlichen Rumor erregt haben) und durch meine ganze Stellung zu ihnen, den Leuten, theils weil sie mich nicht verstanden, und sich zu blamiren fürchteten, wenn sie fragten. Der ziemlich moderne Jurist fing sein Examen mit der Frage an: welches ist das Verhältniß des Göttlichen zum Staat? Ich meinte, er ziele hiermit auf die Antwort, daß der Staat nicht ohne eine Begeisterung für das Ueberirdische zu denken sei, und gab ihm diese (mit welchem Widerwillen, welcher Scham an dem Ort, und nachdem ich unmittelbar vorher von der Girobank hatte reden müssen!). Er aber hatte auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit gezielt!! So waren denn die meisten Fragen; man konnte tausend Antworten darauf geben. Genug von der ekelhaften Pasquinade. Daß ich durchgekommen, versteht sich.

Ich muß es Ihnen wiederholen, liebe Freundin, ich habe übrigens genußlos und gemein gelebt, ohne eine Seelenerhebung, ohne irgend eine kräftige Uebung des Talents. Ein paar gute Stunden habe ich mit dem kleinen Leopold Gerlach gehabt; er ist voll Geist und Lebenskraft, unbefangen, fühlt und denkt immer neu, nur mir freilich ein wenig zu neu, denn es gränzt an das Desultorische. Ich werde ihn zu Ihnen führen, wenn Sie gesund sind.

Ich habe den ersten Theil von Mirabeau's **histoire secrète de la cour de Berlin** gelesen. Von Friedrich dem Zweiten sagt er, zwei Drittel von Berlin beeiferten sich nach seinem Tode, ihn für einen gewöhnlichen, ja untergeordneten Menschen zu erklären: „**Oh! si ses grands yeux, qui au gré de son ame héroique portaient la séduction ou la terreur, se rouvraient un instant, auraient-ils** ***le courage de***

mourir de honte, ces adulateurs imbécilles!" Von dem neuen Eide, den die Soldaten nach seinem Tode leisteten: „Ces groupes de soldats, qui pendant toute la matinée, inondaient les rues, *cette précipitation du serment légionnaire*" hätten angedeutet, daß der Herrschende viel mehr König einer Armee als eines Volks sei. Sie sehen ein, daß ich diese Stelle nur anführe wegen der schönkomponirten unterstrichenen Worte. Herrliche Karakteristiken des Prinzen Heinrich, des verstorbenen Königs, des Herzogs von Braunschweig; nur schlägt er den letzten, wie überhaupt die militairischen Fähigkeiten der preußischen Generale und die Kraft des preußischen Heeres zu hoch an; desto penetrirender durchschaut er die übrige Schwäche, den Geist des Ganzen, den gänzlichen Mangel an ausgezeichneten Menschen, den matten Gehorsam des Volks. Es sei fröhlich gewesen bei der Huldigung, sagt er, nur freilich glichen seine höchsten Emotionen kaum den ersten leisesten Bewegungen eines andern. Ein verachtender Zug geht durch das Ganze hindurch; die Einsicht in unsre Ungeschicktheit, unsre geistige Armuth, unsre Ruppigkeit. Einige Zeichen der Zeit trägt er an sich, so die schon erwähnte Verehrung der preußischen Taktik, dann den Glauben an die alte Politik und die Wirksamkeit ihrer Kunstgriffe, die Allianzen, Koalitionen rc.

Dienstag Vormittag 10 Uhr.

Ich mußte gestern aufhören, und will jetzt nur noch einige Zeilen hinzufügen, zwischen dem Aristoteles, den ich eben verlasse, und den Akten, die ich vornehmen muß. Das Blut steigt mir ein wenig nach dem Kopfe, doch bezwinge ich es, und nöthige mich zur Klarheit und Denkkraft. Gestern Abend las ich eine kleine Schrift des Tacitus, die Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters, des Julius Agricola, sehr schön mit durchgängiger Wortbedeutsamkeit, überhaupt mit der sinnigsten Behandlung der Sprache geschrieben,

bei dürftigem Stoff. Die Mémoires de Richelieu von Soulavie sind sehr schlecht, gar nichts Neues darin, sie sind verschieden, wie ich erst aus der Vorrede sah, von der Vie privée, die wahrscheinlich alles Merkwürdige enthält. Adieu, Liebe. Ich ahnde, daß Sie besser sind; darum fragte ich gar nicht. Ich komme Freitag.

A. Marwitz.

26.

Potsdam, den 7. April 1812. Mittwoch um halb 7 Uhr Abends, bei augenblicklich hellem Wetter; der Himmel ist blau und kalt, Schneewolken ziehn drüber hin.

Les ennuis me consument, ma chère amie. Ich lebe zu schlecht, zu einsam, zu mechanisch, ohne irgend eine Beziehung, ohne Aussicht, und gegen den matten Tod, der rings auf mich eindringt, hält sich die innere Kraft kaum aufrecht, der ernste besonnene gebietende Wille läßt nach, die frische Thätigkeit erblaßt. O! — Stille, mein Herz! Ja, so ist es, liebe Rahel. Ein Tag nach dem andern vergeht, und keiner bringt mir was Liebes, was Glückliches. Sogar die Frühlingslüfte bleiben aus, die Sonne scheint winterlich, und auf der Terrasse von Sanssouci ist es rauh und unangenehm. Im Herbste ist das ganz anders; das scheidende Jahr erregt wehmüthige und ernste Gefühle; die langen Abende treiben einen mehr und mehr hinein in das Innere, der gewaltige nützliche Fleiß beginnt da; aber diese Zeit, mit den frühen Morgen, den späten Abenden, der hohen Sonne und dabei allen Widerwärtigkeiten der rauhen Jahreszeit, stumpft ab. Die Morgen gehen noch ziemlich hin; ich arbeite in Regierungsgeschäften und übe mich da noch immer; aber an den Nachmittagen quält mich Lange-

weile und Unerregtheit. Der einzige Mensch, den ich sehe, und viel sehe, ist der kleine G. Er hat viele gute und vortreffliche Eigenschaften, die ich anerkenne und liebe, aber er paßt nicht recht für mich, und ganz nahe werden wir uns wohl nie kommen. „Seine Augen geben mir keine Sicherheit" muß ich von ihm sagen, wie Sie mir einmal von Heinrich Kleist. Er ist mehr munter, frisch, geistreich und unruhig, als tiefsinnig oder stätig; sein Leben glänzt in lauter hellen Farben, der Ernst und die Regel fehlen. Daher quält er mich, auch äußerlich, denn er arbeitet wenig, am Nachmittag nie, und da ihn die übrigen Zirkel ennuyiren, so will er in diesen seinen Freistunden immer um mich sein, welches mir lästig wird, wie Sie denken können, und um so mehr, da er oft abgestumpft ist und dann grade hierher kömmt, um seine Langeweile auf mich zu übertragen. Ich streite ungeheuer mit ihm, und über die Prinzipien, die höchsten Dinge, namentlich die Religion, halbe Nächte hindurch; er führt seine Sache dabei sehr geschickt und gewandt und witzig, und hat daher oft das Uebergewicht über mich, aber es geht nicht still in ihm zu; er wird heftig, leidenschaftlich, ist mehr aufgereizt als durchdrungen, und hält so von sich und Andern die milde, gesammelte, frommdemüthige Stimmung ab, der sich das Höchste allein offenbart. Unsre Gespräche der Art sind daher wohl interessant und üben mich, aber sie führen nicht zur Begeisterung. Er verachtet und bekämpft alle Philosophie auf eine übermüthige Weise, will dagegen durchaus religiös und christlich in seinen Ansichten sein, er ist aber das letzte mehr, weil er dadurch einen Gegensatz erhält gegen die Wissenschaft und einen Haltungspunkt für seine Gesetzlosigkeit, als aus Durchdrungenheit und stiller Ueberzeugung. — Ich weiß nicht, wie ich über ihn fortfahren soll; ich möchte ihn nicht zu sehr tadeln, denn nehme ich das ab, daß er die stille sanfte Erregtheit der Seele nicht kennt, die Frühlingstage des Ge-

müths nicht, wo die innere Sonne warm scheint, der Himmel blau ist und still, und die Erde in dichtem Grün steht, — nehme ich dies ab (freilich ist es viel), so kann ich ihn nicht genug loben; er ist klug, sinnig, ganz wahr, fein und scharf auffassend, beredt, auf die glücklichste Weise witzig, seine schönen braunen Augen können einen überaus angenehmen, zuthulichen, liebenswürdigen Ausdruck gewinnen. „Grünes", wie Pauline sagt, kennt er nicht, — böse Folge aus bösem Ursprung. „Sie scheinen zuweilen eine ganz sentimentale Liebe zur Natur zu haben," sagte er mir einmal, halb im Spaß, halb im Ernst. Auch aus Musik macht er sich nichts; überhaupt versteht er die Erscheinung des Göttlichen im Leben, die Winke der Natur nicht und sucht daher einen bewußten persönlichen Gott jenseit der Welt; er giebt nicht zu, daß Gott nichts ist, als das tiefe, mystisch geheimnißvolle, einfache, unbedingte, über die Persönlichkeit eben so, wie über die todte Unpersönlichkeit erhabene Dasein, die Idee, vor der der ganze wilde Tumult der Welt in leeren Schein hinstirbt, das Böse nicht ist, also auch keiner Erklärung bedarf, und in der die ganze Fülle der Welt, ganz körperlich und ganz geistig zugleich, ruht. Ach liebe Freundin, wie unzulänglich sind die Worte, wie schwach die Gedanken, wenn sie sich an dieses höchste Ziel wagen; in einzelnen Momenten kann sich ihm die Seele nahen, und ein Strahl des göttlichen Lichts kann sie treffen, aber augenblicklich sinkt sie zurück. Was soll ich Ihnen sonst noch von mir erzählen, liebe Rahel! Meine Tage waren Grau in Grau, wie ich Ihnen vorn schon gesagt habe. In freier Luft war ich wenig, gearbeitet habe ich ziemlich, doch nicht viel gelesen, die mémoires der Christine de Pisan, die die unsinnigen Herausgeber an den bedeutendsten Stellen verstümmelt haben, die von Pierre de Fenin halb. Sie sind sehr schlecht. Von Girtomers elendester Geschichte noch ein paar Theile; er wird wirklich auf jeder Seite imbeciler;

einige mir interessante kameralistische Bücher. Noch eine Situation muß ich Ihnen zeigen, in der Sie sich mich zuweilen denken müssen. Wenn ich mit G. spaziren gehe, so wenden wir uns gewöhnlich nach dem neuen Palais zu, und enden damit, in der Abenddämmerung auf den breiten und hohen Stufen von Sandstein an den prächtigen Fenstern vorbei, lang um das Haus herum zu laufen. Das letzte Abendroth glüht dann durch die Arkaden hindurch, und gegen den Garten zu ist es still, vast und dunkel; unsre Schritte hallen.

Ein Histörchen. Heute nach 5 ging ich zum Regierungsrath, mit dem ich zu thun habe, fand ihn nicht, und da ich ihn gern sprechen wollte ging ich zu dem Konditor Tamanti hinein, der einige Häuser davon wohnt, um nach einer halben Stunde wieder zuzusehn. Ich finde eine sehr gesprächige Mademoiselle im Tamanti'schen Laden, die mir sehr vornehm von dem langweiligen Aufenthalt in Potsdam spricht, wie sehr der Ort verloren habe durch den Tod der Königin, sie namentlich. Wie ich weiter fragte, kam heraus, daß sie der Königin Unterricht auf der Guitarre und im Singen gegeben hat, daß sie selbst eine Schülerin von Righini und der Marchetti ist; von der letzten will sie vor vierzehn Tagen einen Brief aus Moskau erhalten haben, wo es ihr wohl geht und sie bei einer russischen Fürstin lebt; die Mademoisell im Laden sucht keine Gesellschaft, kennt fast keinen Menschen in Potsdam, divertirt sich aber ganz vortrefflich durch das Studium (ihre Worte), spricht von Pik Maljon; ich glaubte es wäre ein irländischer Komponist, denn sie erwähnte ihn unter Musikern, da zeigte es sich, daß sie Pygmalion meinte. Das alles kam mehr italiänisch naiv und verrückt, als deutsch affektirt heraus. Sie kennen die ziemlich häßliche Kleine gewiß. Ich ging wieder zum Regierungsrath. Wie ich ins Haus trat, stieg die Gab.'sche Familie, die zum Besuch kam, eben aus dem Wagen, und

ich sah auf einen Augenblick die Kleine, von der ich Ihnen erzählt habe, und die mir überaus wohl gefällt; dies tröstete mich, bis ich nach Hause kam, da fing ich diese Elegie an. Den einliegenden Zettel schicken Sie (Mittags vor 3 Uhr) zu Winterfeld. Er enthält den Befehl, Ihnen den Kalender zu schicken, worin die Novelle von der religiösen Polin steht, von der wir einmal sprachen, auch die ekelhafte, der Fouqué zusagende, von der Pichler. Antworten Sie gleich auf diesen nicht ganz schlechten Brief. Ich sage dies ausdrücklich mit dem Accent auf ganz, in wahrhafter Kontrition. Addio. Ich komme erst Freitag über acht Tage.

A. Marwitz.

27.

Potsdam, den 11. April 1812.

Nur zwei Worte, liebe Rahel. Es ist 11 Uhr, draußen mildes Frühlingswetter, der Himmel blau und von leichten Wolkenstreifen durchzogen, die Sonne scheint gelinde zu meinen Fenstern herein. Ich sitze, wollte arbeiten, aber die Arbeit ekelt mich an. Nachdem ich in Arnims Wintergarten gelesen, und noch nicht ausgehen mochte, nahm ich Ihre Briefe vor, und las die lieben, die Sie mir vor einem Jahr schrieben, und worin alle Frühlingslüfte hauchen. Erinnern Sie sich eines aus den ersten Apriltagen, worin Sie mir von Bettine schrieben, der Sie begegnet waren? So aufgeschlossen, empfindlich berührt liegt mein Herz da, wie damals das Ihrige. Seit gestern ist es so. Ich machte am Nachmittag den angenehmsten Spazirgang, allein; gegen halb 6 Uhr ging ich aus auf den Brauhausberg und von da in den Wald hinein; wechselnde hohe Hügel ziehn gegen Süden, Pfade führen hindurch, rechts tief unten liegen die

Potsdam'schen Wasser, auf die man zwischen den Fichten hindurch von Zeit zu Zeit hinsieht. Sie wissen, wie angenehm es ist, hoch zu gehen und tiefe Gründe neben sich zu haben; Schafe weideten in dem sparsamen Holz, die Glocken klangen zu mir herüber. Da fühlte ich mich der Natur ganz nahe, wie aus einem Gefängniß entronnen, und das stille, heitre, fromme Lebensgefühl kam über mich, das die städtische Verkehrtheit so selten heranläßt. Wie ein ursprünglicher, wie ein Sohn Gottes und der Natur, ging ich müthig und rasch vorwärts, über den Waldrasen weg, und als ich endlich heimkehrte, da war mir das Herz ganz mild und rein; aller Ekel der Gegenwart, alles Unbehagen der kleinlich zusammengepreßten, ertödtenden Existenz war verschwunden. Nur warum muß ich immer allein gehn, warum sind Sie nicht hier, liebe Rahel?

Ich sende Ihnen diese wenigen Zeilen. Sie werden Ihnen als ein neues Zeichen, daß meine besten Stunden mich immer an Sie erinnern, lieb sein. Antworten Sie ja auf meinen Brief. Sind Sie gesund? Ich gehe nun wieder in die Frühlingssonne.

A. Marwitz.

28.

1812.

Ich bitte Sie, liebe Rahel, wenn Sie durch einen Fuhrmann eine Gelegenheit wissen, mir meine Betten zu schicken, die Harscher hat, an den der einliegende Zettel geht. Es ist Morgens 9 Uhr, schönes Wetter, der Himmel leicht bewölkt, die Sonne scheint, Vögel singen, ich sitze in meiner vordern Stube, die ich gestern wieder bezogen habe, am offnen Fenster.

Gestern Abend war es wunderschön, ich lag, bis es dunkelte und die ersten Sterne vortraten, im Fenster, kühle Westwinde wehten, darauf las ich in großer Bewegung Goethe's neuen Faust bis halb 12.

Adieu. Ich bin etwas zerstreut durch zweistündiges Lesen und Denken. Die Rückreise war gestern recht schön. Ich komme wahrscheinlich erst Montag, meines Bruders wegen, den ich sprechen muß.

Dienstag früh.

A. Marwitz.

29.

Potsdam, den 5. September 1812.

Markus hat mir eben einen Boten geschickt, der die Papiere von Meine abholen soll. Durch ihn erhalten Sie diese Zeilen, liebe Rahel. Hamlet fragt den Rosenkranz, wie er sich befinde; nicht auf den Knopf an Fortunens Mütze antwortet der. Doch auch nicht unter ihrer Sohle, erwidert Hamlet. Nein, gnädiger Herr, sagt Rosenkranz. So ich auch. Es geht passabel; aber zerstreut und leer, fühle ich mich. Ich badete heute morgen früh, dann kam Gerlach, mir sehr zur ungelegnen Zeit und machte Konversation; er ging, ich schrieb einen langen Geschäftsbrief mit großer Geistesabwesenheit an meinen Bruder; so wurde es halb 2; ich ging mit den Andern zum Essen auf den Torno, ein Wirthshaus an dem Havelsee, mit sandiger arider Umgebung und der Aussicht auf schlechte Fichtenberge. Es wurde über Ludwig den Vierzehnten, Saint=Simon, Richelieu, kurz das alte Frankreich gesprochen, nicht dumm, aber auch nicht neu, es wurde nichts erfunden. Nach Tisch spielte ich viele Parthien Billard — worauf immer bei mir Zerstreuung und Oede im Geist folgt. Um 5 fuhren wir über den See zurück.

Regierungsräthe, denen wir begegneten, riefen mir zu, ein Bote suche mich, und sie hätten ihn in mein Quartier gewiesen. Ich erschrak; Angenehmes konnte mir auf diesem Wege nichts begegnen, und ich zweifelte, daß es etwas gleichgültiges sein würde. Ich schickte die andern nach Sanssouci, ging hierher, besorgte dies und das, ruhte noch aus, und so ist es halb 8 geworden. Ich habe nun Licht. Morgen Mittag reise ich nach Dessau; ich fürchte mich doch etwas vor St.'s Gesellschaft, er ist nicht sinnig; er fühlt wenig, nichts mit inniger, tiefer, liebender Phantasie; Leopold G. bemerkte ganz richtig, er sei oft interessant, wenn er rede, aber nie, wenn er schweige. Sie sind nun hier, vom Spaziergang zurück gekommen. Adieu also, liebe Rahel.

A. Marwitz.

30.

December 1812.

Vorgestern Sonntag, erhielt ich den einliegenden, himmlischen und schrecklichen Brief von Sch. Ob er mich umgeworfen hat, mögen Sie ermessen. Ich antwortete ihm den ganzen Sonntag und gestern früh, und habe überhaupt seit dem Empfang seines Briefs das Labyrinth der ewigen Gedanken an diese Verhältnisse nicht verlassen können. Heute morgen wachte ich seit 6 Uhr im Bett, und schrieb in meinem Innern an Sie und die Freundin fünfzig Briefe, gegen welche dieser schon darum ganz schlecht wird, weil er draußen entsteht durch die zu irdischen Werkzeuge. Wäre es möglich? Sollte er über sie recht haben? Ich kann es nicht glauben; sie war zu gefaßt, zu heiter, wie ich sie das letztemal sah; ja sie war froh. Und Sie, Rahel, haben auch Sinne. Aber wie soll ich die am Rande angestrichene

Stelle seines Briefs verstehn? Hat sie das wirklich gesagt, oder deutete er nur ihre Blicke und ihr Betragen so? Hat sie es gesagt unter Fremden, so steht es sehr schlimm, ganz anders, als wir meinen.

Mir ist Eins heute früh eingefallen, liebe Rahel. Sie schrieben mir, Sie wären durchaus wahr gegen sie gewesen in dem Gespräch, das Sie mit ihr hatten. Haben Sie mich vielleicht kälter und gleichgültiger ihr gegenüber geschildert, als ich bin, und hat sie das sehr betrübt? Ich schließe das daraus, weil sie Ihnen hernach gesagt hat, es thäte ihr leid, überhaupt gesprochen zu haben. Ich fände das auch sehr natürlich von Ihnen, denn ich bin nie in der Stimmung gewesen, wo ich Ihnen ganz hätte sagen können, wie sehr ich die Frau liebe. Gehn Sie doch hin, prüfen Sie sie und schreiben Sie mir, wie es steht; ich komme Freitag und sehe die Freundin Sonnabend früh. An sie mag ich nicht schreiben, um nicht durch Unsicherheit oder Leidenschaftlichkeit von neuem zu verwirren, wenn alles auf dem Weg zur Ruhe ist. Wäre sein Brief nicht gekommen, so hätte ich ihr ausführlich, heiter, intim geschrieben über tausend Dinge. Denken Sie mich nicht so, wie dieser Brief mich vielleicht darstellt; sonst irritiren Briefe, dieser hat mich gelassen gemacht, ja verdumpft, weil ich alles, was darin steht und viel mehr Ihnen schon ausführlich im Innern gesagt hatte, und es mich nun angeekelt und zur Gedankenlosigkeit gebracht hat, es mechanisch langsam niederschreiben zu müssen. Nur in sinnig ruhigen Stimmungen kann ich Briefe schreiben, in bewegten verwünsche ich Feder und Papier, durch ihre schneckenartige Langsamkeit, die mich denn allemal veröden. Ich bitte Sie, beste Rahel, mir gleich zu antworten und die reine Wahrheit. Sie sehen, wenn es so ist, wie Sch. es meint, so kann nichts hergestellt werden, die Tulpe ist vom Stengel abgebrochen, und es ist vergebliche Mühe, sie anheilen zu wollen. Im

Gegentheil wird seine Gegenwart ihr unerträglich werden und sie wird sich von ihm trennen. Ich denke, daß ich sie dann heirathe. Nehmen Sie es nicht für Gewißheit, liebe Rahel; ich will gewiß mich nicht von einer momentanen Wallung hinreißen lassen, und dadurch neues Unglück hervorrufen, sondern besonnen bleiben und prüfen. Aber glauben Sie auch nicht, daß ich mich jetzt etwa steigre. Ich fühle keine leere Stelle im Herzen, die auf ein erzwungenes Streben deutete. Verliebt bin ich nicht in sie, aber ich liebe sie sehr, und schätze sie über alles, und ich fühle es, daß, bei ihren Gesinnungen gegen mich, Innigkeit und Glück nur wachsen würden in einem dauernden Verhältniß. Doch dieß sei nichts gesprochen, denn ich glaube, daß Sch. sich ganz irrt. Adieu, beste Rahel. Ihren Brief durch Gerlach habe ich erhalten. Mein Herz ist gewaltig abgearbeitet, und der Körper matt, doch ist kein Keim zu einer Krankheit da. Schicken Sie mir Sch.'s Brief in dem Ihrigen zurück. Vergessen Sie nicht die Nachschrift zu Sch.'s Brief zu lesen auf der ersten Seite. Grausam! Und diese himmlische Gelassenheit und Liebe bei der entsetzlichen Niedergeschlagenheit!

A. Marwitz.

31.

Potsdam, den 31. December 1812.
Früh 8 Uhr.

Hier, liebe Freundin, grauer Weiser, frischer und abgeblühter, todter und lebendiger Meister, Prediger in der Wüste, die verlangte Sendung. Mir geht es ziemlich. Montag Abend, wie ich in den Wagen stieg, glaubte ich, daß die Fahrt nicht so unangenehm werden würde, aber sie

wurde langweilig und kalt, ich schlief zuweilen ein im Wagen, und wachte dann auf mit naßkalten Schauern, — eine verdrießliche Empfindung. Wie ich ankam, war es halb 1, und alles kalt; vor Kälte konnte ich im Bett nicht einschlafen. Den andern Morgen hatte ich viel zu thun mit Briefen, die an mich angekommen waren; den übrigen Tag las ich in der Geschichte des Wendenkriegs. Hätte ich es nicht mir und Andern diese Tage so oft gesagt, und wäre es mir nicht dadurch trivial geworden — (Marwitz als Jean Paul) —, so würde ich hier in ein schönes und gerührtes Erstaunen ausbrechen über die tragischen Schicksale dieses Volks, über seinen ungeheuern Aufwand von Kraft und Enthusiasmus, Tugend und Frevel jeder Art, der nun in dem allgemeinen Tode sein Ende findet. Denn die Nation ist ermordert. —

Am Abend ging ich zu Wilhelm von Röder, einem Offizier, der hier am besten unterrichtet ist, obwohl er es nicht sein sollte, denn er hat weder Verschwiegenheit noch ein Talent, das ihn zu einer öffentlichen Rolle fähig machen könnte. Wie ich mit ihm sprach, und hernach mir das Wesen der übrigen hier überlegte, unter denen er noch ernsthaft, gründlich und verständig dasteht, wurde mir wieder unser gänzlicher Mangel an Köpfen und Karakteren schauderhaft klar. Es ist eine wunderliche und wirklich mystische Zeit, in der wir leben. Was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben, aber es fahren Blitze durch die Gemüther, es geschehen Vorbedeutungen, es wandeln Gedanken durch die Zeit, es zeigen sich wie Gespenster in mystischen Augenblicken dem tieferen Sinn, die auf eine plötzliche Umwandlung, auf eine Revolution aller Dinge deuten, wo alles Frühere so verschwunden sein wird, wie eine im Erdbeben untergegangene Erde, während die Vulkane unter entsetzlichem Ruin eine neue frische emporheben. Und der Mittelpunkt dieser Umgestaltung wird doch Deutschland sein, mit seinem großen Bewußtsein, seinem noch fä-

higen und grade jetzt keimenden Herzen, seiner sonderbaren Jugend (ich meine die physische, unser junges Volk).

Wie man schwanken kann! Wie einem zuweilen alles klein, vernichtet, zerrieben erscheint, alle Hoheit der Gemüther, alle derbe Kraft der Geister untergegangen. Die Sonne Ihres Traums, in dem Sie die entsetzliche Sandebene von den Festungswerken herab sehen, scheint über die Erde zu leuchten. Und dann ist es wieder, als ob ein neuer Himmel auf eine neue Erde sich senken sollte, sobald die jetzigen Gewitter ausgetobt und die Atmosphäre gereinigt haben werden. Ist es so, so sind wir aber noch lange nicht bei den letzten Donnern. Und so ist es wohl!

Gestern die Wenden, Kopfübel am Vormittag, weil ich vorgestern tief in die Nacht hinein gelesen und es früh am Morgen, ehe ich aufstand, in der Stube geraucht hatte, ziemlich innere Gleichgültigkeit und Verdrießlichkeit über die öffentlichen Angelegenheiten und meine Stellung; doch fühle ich wohl, daß mich die Zeit brauchen wird und besonders brauchen, und warte daher im Ganzen geduldig ab, und bin fähig, auch in dem jetzigen geringfügigen Moment zu fassen und zu thun, was möglich ist.

Viele liebevolle Gedanken an die W. dieser Tage her, doch fühle ich nicht, wie es zu dem ruhigen, reinen und ungetrübten Verhältniß kommen soll, welches ich ihr und auch ihm schuldig bin. Vielleicht doch.

Adieu, Fasernkenner.

A. Marwitz.

Antworten Sie mir, liebe Rahel. Lieben Sie mich noch wie sonst? Ich glaube es nicht. Von mir wissen Sie wohl, daß nichts in der Welt meine Meinung über Sie und mein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen ändern wird. — Gehen Sie doch zur W. und zeigen Sie ihr Ihre Träume. Ich sprach mit ihr über die Tieck'sche Fête. Sie ist ganz

unschuldig dabei. Das nächstemal zeige ich ihr Ihre Briefe; die Frau versteht alles, schon um meinetwillen, aber auch an sich wird sie alles darin würdigen und lieben. Solchen Naturen ist man jeden Genuß schuldig.

32.

Lauenburg, den 3. Mai 1813.

Ich habe Ihnen nicht geschrieben, liebste Rahel, weil wir zwar wenig thätige, aber recht viel unruhige Tage gehabt haben. (Mein Unglück! die scheußliche Feder, mit der es unmöglich ist, einen vernünftigen Gedanken zu haben, und keine Aussicht, eine andre zu bekommen.) Jetzt ist Friede für uns seit fünf, sechs Tagen, ich war in Hamburg, und nun sitze ich hier in einem kleinen freundlichen, an hohe Hügel zwischen Schluchten hinauf gebauten Städtchen; oben auf der Anhöhe ist die Aussicht wunderschön. Es ist 10 Uhr Morgens, die Sonne scheint durch leichte Nebel, es ist windig und kühl, beinah kalt, dicht vor meinem Fenster fließt die Elbe, drüben auf dem andern Ufer stehn grüne Weidenbüsche und Häuserchen dazwischen. Das alles ist nun recht hübsch, und ich könnte recht innig angeregt und vergnügt sein, wenn es mich in einer andern Stimmung träfe, aber ich bin traurig. Wie geht es Ihnen, liebste Rahel? Varnhagen sagte mir, daß Sie bei Einrichtung des Lazareths vieles besorgt haben, daß Sie niemanden sehen, außer der Familie, daß diese Sie sehr frequentirt; er zeigte mir eine Stelle Ihres Briefs, worin Sie Niebuhr tadeln und das „hanseatische Heergeräth" loben. Wegen Niebuhrs bin ich mit Ihnen einer Meinung; er sieht alles in einem falschen Licht; die Gesinnungen, die er theils vorzufinden glaubt, theils herbeiwünscht und fodert, sind nicht

die wirklichen, nicht die, die sich von dieser Zeit erwarten lassen und die man ihr wünschen soll; er hat sie in Büchern aufgefunden, in römischen, griechischen und spanischen Geschichten, hat sie nicht recht verstanden, denn notabene auch in jenen Zeiten waren sie ganz anders modifizirt, und nun fodert er das fremde Gewächs von unsrer Zone, meint, ein solcher allgemeiner Schatten, ohne die bestimmten, endlichen, mangelhaften, und eben darum liebenswürdigen Züge, sei gesundes natürliches Leben. — Daß Ihnen aber das Heergeräth gefällt, wundert mich; ich nahm das Büchelchen mit großer Begierde in die Hand wegen Ihrer Empfehlung, und finde eine triviale Deklamation, ungeschickt und in einem angelernten Stile vorgetragen, geschichtliche Fragmente, mit einer oberflächlichen Allgemeinheit hingestellt, die ihnen das Bedeutende und Ergreifende nimmt, eine gute Meinung, aber wenig Kraft und keine völlige Aechtheit des Gefühls und der Gesinnung; halb ist diese letzte wahr und ursprünglich, halb anempfunden, doch trägt sie im Ganzen einen gutmüthigen, ja liebenswürdigen Karakter.

Von mir werden Sie wissen, liebste Rahel, daß ich Adjutant bin. Im Ganzen kann ich über meine persönliche Stellung nicht klagen. Die Umgebungen sind nicht unbequem, es kommt mancher bedeutende Mensch zu uns, wir stehen mit Vielen in Verbindung, sehen und hören manches. Nur ist die Rolle, die wir spielen, matt. Ich stehe ganz gut mit dem Chef; er fragt mich bei dem meisten um Rath, aber einestheils kann ich ihm das Rechte und Beste in den wenigsten Fällen rathen, wovon der Grund nicht in mir allein liegt; anderntheils kommt man immermehr dahinter, daß, wie in allen bedeutenden Dingen der Welt, so bei der Kriegsführung, alles aus Einem Guß sein muß, und daß es nichts ist mit dem Flickwerk. Gehe ich mit jemanden nicht ungefähr von den nämlichen Grundsätzen aus, kann ich gewisse unumgängliche Eigenschaften nicht bei ihm

voraussetzen, so hilft mir mein Rathen nichts; er fällt beständig aus der Rolle, und ich schade am Ende öfter als ich nütze, wenn ich ihn in die Höhe treibe. Allerlei Einzelnes läßt sich thun, und das habe ich auch gethan, nur läßt sich dem Ganzen kein andrer Karakter geben, wodurch allein erst etwas Bedeutendes gewonnen wäre.

Lauenburg, den 4. Mai 1813. Dienstag.

Ich muß schließen, beste Rahel; ganz unerwartet marschiren wir. Schreiben Sie mir, wo möglich ausführlichst. Sehen Sie die Freundin? Schreiben Sie mir über sie; ich habe ihr oft geschrieben, habe aber lange nichts von ihr gehört. Wenn es eine Feldpost in unser Hauptquartier giebt, so adressiren Sie: an den Lieutenant und Adjutanten u. s. w.; giebt es keine, so adressiren Sie nach Hamburg, abzugeben bei dem Buchhändler Hrn. Perthes, oder an Varnhagen. Adieu!

A. Marwitz.

33.

Reichenbach in Schlesien bei Schweidnitz,
den 12. August 1813.

Müde, wie ein Hund, will ich Ihnen, liebste Rahel, doch ein paar Zeilen Antwort schreiben auf Ihren kleinen Brief vom 20. v. M., den ich auf der Herreise vorgestern durch einen mir begegnenden russischen Kourier zufällig erhalten habe. Es machte mir sehr viel Freude. Wie oft ich in dieser Zeit an Sie gedacht habe, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, es ist ausgemacht, daß wir die intimsten Freunde sind; daß ich Ihnen nicht viel öfter geschrieben habe, geschah theils, weil ich Ihren Aufenthalt nicht wußte, theils weil ich an unsre Freundin schrieb, und zwei sehr ins ein-

zelne gehende Korrespondenzen zu führen, ist schwer. Ich bin gestern von Strelitz als Kourier hierher gekommen, eine infame Parthie, von der ich, aber jetzt erst (es ist 9 Uhr Abends) ganz entsetzlich müde bin. Sie wissen wohl, daß ich meinen bisherigen Chef verlassen, und zu einem andern gegangen bin, mit dem ich in den Affairen von Halberstadt und Leipzig gewesen bin. Nicht grade vom Regen in die Traufe, aber golden ist es auch nicht. Er ist rastlos, gewandt, sehr beredt, spricht einzig gut französisch, dabei ist er gutmüthig und bösartig zugleich, voll Absicht, und doch wieder naiv, das Gesicht ist interessant, und kann einen sehr verschiedenen Ausdruck haben, die Augen sind schön. Seine Umgebungen sind aber großentheils unangenehm. Daß ich dabei nicht prosperire, können Sie denken; meine besten Kräfte schlummern. Die Landsleute haben mir wieder hübsche Streiche gespielt; man stellt mich erstlich in einem antedatirten Brief bei einem Reservebataillon an, wo ich während des gewesenen Feldzugs die Rekruten eines Zuges in irgend einer Festung hätte exerziren müssen. Den Brief erhalte ich vor dem Waffenstillstand, protestire dagegen, entschuldige mich, meiner Gesundheit halber, bitte, bei meinem General bleiben zu dürfen, und lieber in der Kavallerie angestellt zu werden, dem allen lege ich einen Brief vom General bei, worin er mich gewaltig lobt. Gestern erhalte ich die Antwort: Da der General erklärt hätte, besonders mit mir zufrieden zu sein, so wolle man mir aus dieser Rücksicht erlauben, bei ihm zu bleiben; man entbände mich auch meiner Pflichten gegen das Bataillon und mache mich zum Offizier in der Armee, doch verstände es sich, daß ich kein Gehalt erhalten würde. Wie gleichgültig mir das Letzte ist, können Sie denken, aber die Gesinnung gegen mich leuchtet daraus, und überhaupt aus der ganzen Form des Briefs hervor. Adieu. Je vais me coucher.

Den 13. halb 8 Uhr Morgens.

Noch ein paar Zeilen, ehe ich abreise, liebste Freundin. Während des Waffenstillstandes war ich erst drei Wochen in Berlin. Dort: Studien (aber Fortifikation ꝛc.), der kleine Gerlach, Schleiermachers, etwas Harscher, der einen Tag beim Lützow'schen Korps gewesen ist, dann eingesehn hat, daß seine Gesundheit es nicht ertrüge, zurückgekehrt ist, und seitdem einen ungeheuren Bart und eine militärische Mütze trägt, beides aus Eitelkeit, welches ich ihm sagte. Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt ging ich nach Giwitz, wo Graf Voß, seine Frau, ihre Mutter, Frau von Berg, meine Schwester, und ab und zu noch andre Leute waren. Es war recht gut; ich las sehr viel (Heinse, Leibnitz, Mallebranche, Brinckmann'sche Briefe an die Gräfin Voß ꝛc.) und sah ein, daß vieles Lesen das Ungesundeste auf der Welt ist. Ich war während des ganzen Feldzugs sehr gesund gewesen, alle Leute wunderten sich über meine frische Farbe, und kaum hatte ich mich ein paar Wochen in Giwitz aufgehalten, so traten die Zufälle von vor zwei Jahren wieder ein, nur schwächer, und so, daß mich ein einziger Tag in freier Luft zugebracht, wieder herstellte. Von Giwitz ging ich nach Strelitz, von dort als Kourier hierher. Wie ich über die jetzige Lage denke, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. Napoleon ist auch als Feldherr gar nicht geistvoll, nicht erfinderisch, vielmehr bis zum Gemeinen einförmig, dabei ist er tollkühn, fixirt, wenn er angefangen, zu sehr den einmal ergriffenen Gegenstand, und verbeißt sich drin, ohne die nothwendigen Nebenrücksichten zu beachten; aber er weiß doch genau in jedem Moment was er will (wenn auch nicht, was er als Feldherr soll), handelt entschieden, und alles gehorcht ihm; das ist ungeheuer viel und macht gräßliche Fehler wieder gut. Wir dagegen — ich erspare mir die Karakteristik; Sie werden in Prag mit eignen Augen

gesehn haben. Von der andern Seite haben wir die physische und moralische Ueberlegenheit der Armeen für uns, und können deßhalb auf glückliche Schlachten rechnen. Was ich vom Kronprinzen von Schweden gesehn, hat mir sehr gefallen, nach allem, was ich von ihm aus guten Quellen gehört, scheint er außerordentlich. — Edel ist er gewiß, seine Manieren sind vornehm und nobel, ohne Affektation; sein Gesicht ist ausgezeichnet. Adieu, liebste Rahel, es ist die höchste Zeit, daß ich abbreche, um wieder als Kourier nach Berlin zu gehen. Wenn die Franzosen Schlesien verlassen, oder nicht auf das rechte Oderufer vordringen sollten (welches gar nicht wahrscheinlich), so ist der Postenkurs frei. Schreiben Sie mir alsdann: über Berlin im Hauptquartier des Generals. Schreiben Sie mir genau über unsre Freundin, die Geschichte ihrer ersten Entrevue. Grüßen Sie sie dabei auf eine hübsche Weise, aus einem würdevollen durchscheinenden Gefühl seiner früheren Lage, bescheiden. Grüßen Sie Gentz, Tieck, meine Verwandten, wenn Sie Gelegenheit haben.

A. Marwitz.

34.

Wiesbaden, den 26. December 1813.

Hier sitze ich, liebe Rahel, im Wirthshaus; es ist eben 8 Uhr Morgens vorbei und ich brenne noch Licht. Ich gehe heute zu meiner Brigade nach Langenschwalbach; ich bin nämlich in den Generalstab der Blücher'schen Armee versetzt und komme als erster Generalstabs-Offizier zur ersten Brigade des York'schen Armeekorps — alles in Folge des Briefes, den ich an den General Müffling schrieb, und den mir Böhm besorgte. Ich treffe in Langenschwalbach Willisen,

der mit dem General Hünerbein dort steht. Meine Reise war nicht unangenehm. Das Wetter war häufig wie in den angenehmsten Tagen des anfangenden Frühlings; so unter anderm, wie ich durch Karlsbad ging; der Ort gefiel mir unglaublich. Die besten Menschen, die schönsten und stärksten Männer fand ich im Baireuthschen; sie sind auf eine rührende Weise preußisch gesinnt, und doch läßt man sie wahrscheinlich im Stich. So wie man ins Katholische hinein kommt, gegen Bamberg zu, wird alles häßlich; nichtssagende, verdumpfte Gesichter. Hübsche Weiber habe ich fast seit Prag nicht mehr gesehen, je mehr man sich auf dieser Seite dem Rhein nähert, desto plumper werden die weiblichen Gestalten, auch die Gesichter verlieren alle Feinheit. Frankfurt traf ich ziemlich verödet, wie ich den 14. ankam, die Kaiser und die Garden waren weg; die Stadt ist recht hübsch, hat pallastartige Wirthshäuser (von außen nämlich), übrigens ist sie nicht mehr im geringsten so, wie sie Goethe beschreibt, sie hat sich erstaunlich modernisirt; ich war ein paar Tage bei einem braven, ruhig freundlichen und gesetzten Kaufmann einquartirt, der eine recht gescheidte liebenswürdige Frau, und hübsche blasse Kinder hatte. Was ich dort sah, scheint ziemlich allgemeiner Ton zu sein, und danach zu urtheilen, herrscht viel Sitte in Frankfurt, auch ist man in der Bildung nicht zurück, besonders scheint man Musik zu lieben. Das Orchester im Theater ist besser als irgend eins, das ich je gehört. Meine Stimmungen, seit ich Sie verlassen, sind eben nicht die angenehmsten gewesen. Die Reise war für eine Reise im Winter und auf Vorspannwagen, recht gut, aber noch immer fatal, und seit ich hier bin, habe ich mich den ganzen Tag in bornirten und sich immer wiederholenden Gesprächen herumtreiben müssen; bis auf wenige Momente mit Leopold G. Da die Oesterreicher über den Rhein gegangen sind, wird es unfehlbar auch bald mit uns losgehen.

Wiesbaden, den 29. December.

Ich habe den Brief ein paar Tage liegen lassen, und jetzt kann ich ihn nicht fortsetzen; wir brechen auf. Ich schreibe Ihnen nächstens, wohin Sie mir einen Brief adressiren können. Grüßen Sie Auguste Brede. Adieu.

A. Marwitz.

Wiesbaden, den 29. December.

Ich habe den Brief ein paar Tage liegen lassen, und jetzt kann ich ihn nicht fortsetzen; wir brechen auf. Ich schreibe Ihnen nächstens, wohin Sie mir einen Brief adressiren können. Grüßen Sie Auguste Brede. Adieu.

A. Marwitz.

XV.

Oelsner.

Oelsner.

„Der liebenswürdige Oelsner!“ „Schade, daß der nicht mehr lebt, daß wir seine Ansichten, seine Anekdoten und Bemerkungen über das jetzige Paris entbehren.“ „Wie geistreich, neu und unterrichtend war sein Vortrag! wie anmuthig seine Laune und wie heiter und freundlich sein Sinn!“ So kamen in einer Gesellschaft, wo des Abgeschiedenen erwähnt wurde, lebhaft die mannigfachsten Stimmen überein, ihn zu preisen, zu schätzen, ihn herbeizuwünschen. Einige Personen waren zugegen, die ihn nicht gekannt hatten, sie wünschten Näheres zu wissen, und da die Hinweisung auf das Konversationslexikon sie nicht befriedigte, so wurde einer der Anwesenden, der ihn lange gekannt, dringend aufgefordert, in wenigen Zügen ein Karakterbild desselben hinzuwerfen. Er weigerte sich anfangs, mußte aber dem Ungestüm endlich nachgeben, und begann mit feierlichem Tone wie folgt:

„Der Freiherr von Oelsner war eines hohen ritterlichen Geschlechts, das durch seine Besitzungen in gleicher Weise zu Frankreich wie zu Deutschland gerechnet werden konnte. Früh sein eigner Herr, und ganz durchdrungen von seinem vornehmen Stande, gab er sich selbst eine glänzende Erziehung, wobei er alles unter ihm Stehende und Gemeine tief verachtete. Sein großes Vermögen suchte er nicht zu mehren, nicht einmal zu bewahren, und verschleuderte Hunderttausende rücksichtslos. Seine Geburt berief ihn zu bedeutender Wirksamkeit; Frankreich und Deutschland stritten um ihn, er wurde von jedem der beiden Länder zu den wichtigsten Sendungen nach dem andern gebraucht; sein Vermittlungsgeschäft hatte eine unberechenbare Ausdehnung, viele wichtige Verträge sind durch ihn abgeschlossen worden. Bei dem größten Wechsel der Regierungen und der Umstände wußte er sich seinen hohen Posten immer zu behaupten, und starb im Besitz aller seiner Würden und Ehren, im größten Ansehn, unter allgemeinem Bedauern. Er war einer der letzten Repräsentanten jener Aristokratie, die durch Geist, Freisinn, Feinheit, Edelmuth, unerschütterliche Gradheit, Rechtschaffenheit und Treue in allen Lebensverhältnissen, einen wahren Adel darstellt, dessen Stolz zu wohl begründet ist, um so leicht gebrochen zu werden."

Staunendes Schweigen nahm diese Worte auf, mit denen der Sprechende seinen Vortrag schien geendet zu haben. Dann entstand ein Gemurmel, ein Lachen, und: „Wie? Was? Wollen Sie uns necken? oder was soll

sonst der Spaß bedeuten?“ riefen Einige dazwischen: „Das soll von Oelsner gelten? Oder von wem reden Sie?“

Jener indeß ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Allerdings, fuhr er fort, rede ich von Oelsner, von unserm Oelsner. Sie, meine Herren, die Sie ihn gekannt haben, sollten doch wahrlich seinen wesentlichen Ausdruck in jenen Zügen als getroffen anerkennen, wenn auch das Kostüm, in welchem ich ihn gezeichnet habe, nicht das gewöhnliche ist, in welchem er alle Tage gesehen wurde. Sie wissen ja, er lebte und wirkte immer Inkognito, der unscheinbare Ueberrock verhüllte seine Sterne und Bänder, von seinen Würden und Aemtern war nicht die Rede. Hatte er sie aber nicht? Wer darf ihm die höchsten geistigen absprechen? War er nicht wirklich ein Gesandter, ein Friedensunterhändler, ein Vermittler, mehr als Hunderte, die bloß so heißen, aber es niemals sind? Ihnen aber, die ihn nicht gekannt, hab' ich mit kurzen Worten die ausdrucksvollste Vorstellung seines idealen Daseins gegeben, die Sie nun leicht durch die nachfolgenden kleinen Abweichungen und äußern Zufälligkeiten der gemeinen Wirklichkeit bedingen und zurecht setzen können. Die bürgerliche Verkleidung seiner Lebensreise war diese!“

Und nun warf er lässig und geringschätzig, wie die unbedeutendsten Sachen, diese nachträglichen Angaben hin.

„Karl Ernst Oelsner wurde im Jahre 1764 zu Goldberg in Schlesien geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder, dann zu Göttingen, begleitete als Hofmeister

einen jungen Edelmann auf Reisen, trennte sich von ihm in Wien, und ging beim Ausbruch der französischen Revolution nach Paris, wo er lebhaften Antheil an den Ereignissen nahm, doch nur als Zuschauer, als Litterator. Er lebte von seiner Feder. Reisen auf den Kriegsschauplatz in der Champagne, nach der Schweiz u. s. w. gaben ihm Stoff zu Berichten und Schilderungen, die in den deutschen Zeitschriften von Huber und Archenholz erschienen. In der Schreckenszeit mußte er flüchten. Späterhin wurde er in Paris Geschäftsträger der Stadt Frankfurt und einiger kleinern Fürsten. Vertraute Freundschaft mit Sieyes machte ihm alles erreichbar, die angesehensten, die einträglichsten Posten wurden ihm angetragen, er hätte Gesandter, Graf und wer weiß was alles werden können, so gut oder noch besser als Andre. Er schlug alles aus, er wollte kein Franzose werden: am wenigsten ein Diener Napoleons. Große Summen, die er in Händen hatte und benutzen durfte, lieferte er unversehrt zurück, und hatte inzwischen Mangel ausgestanden. Ein sehr reicher Oheim in Schlesien enterbte ihn, weil die Erbschaft ihn nicht genug zu reizen schien, und er nicht nach Schlesien kam. Wirklich Hunderttausende hat er auf diese Weise verschwendet. Als er dahin reiste, um seine Mutter zu sehen, wurde er als ein französischer Sendling, wofür man ihn hielt, preußischerseits verhaftet, doch bald wieder freigegeben. Nach dem Sturze Napoleons bot ihm sein Vaterland neue Verhältnisse an, man hoffte vielerlei Zwecke durch ihn auszuführen. Er wurde preußischer Legationsrath, lebte

in Frankfurt am Main, in Berlin, in Paris, er schmiegte sich in keine dieser Lagen, keine gab ihm einen angemessenen Beruf. Er starb in Paris, wo er seine Pension verzehrte, im Jahre 1828. Ich glaube, diese Angaben sind alle richtig.“

Einiges wurde von Anwesenden bestätigt, mancher kleine Umstand noch hinzugefügt. Ein Jüngerer indeß schüttelte den Kopf, und meinte, beide Bilder könnten ganz wahr und treu sein, er sehe aber noch nicht, wodurch sie als zusammengehörige verbunden würden?

„Sie haben ganz Recht, erwiederte ein Andrer, ich will es Ihnen mit Einem Wort aussprechen: durch sein Schreiben. Zwar ist er als Schriftsteller, was man in der Litteratur so nennt, nur spärlich aufgetreten. Sein Ruhm als solcher gründet sich vorzüglich nur auf die sehr zufällig entstandene, aber meisterhaft in französischer Sprache verfaßte und von dem Nationalinstitut gekrönte Preisschrift über Mahomet. Er hatte keine äußerlichen Antriebe, wenn er schrieb, er wollte weder Geld noch Ruhm. Seine meisten Arbeiten lieferte er, weil sie eine Befriedigung für ihn selbst waren, weil er seiner Neigung, seiner Liebhaberei folgte, und hierin grade war er eine durchaus vornehme Natur, ein wahrer Freiherr, der, wenn Gesinnung und Lust ihn nicht für die Welt anregten, sich ruhig hielt und gleichsam auf seinen Gütern lebte. Seine Schreibthätigkeit war dabei ungeheuer, aber seine Aufsätze blieben theils anonym, theils gingen sie unter fremden Namen. In des Grafen von

Saint-Simon Schriften sind ganze Stücke von ihm. Manches verschenkte er als Keim, andres als reife Frucht, so die politischen Aphorismen, welche unter Schlottmanns Namen erschienen sind. Allein mehr als in schriftstellerischen Arbeiten, eifriger und unerschöpflicher noch, erging sich seine Feder im Briefwechsel. Mit vertrauten Freunden die Welt zu besprechen, ihnen seine Ansichten, die ihm bekannten Thatsachen zu eröffnen, sie durch seine Mittheilungen zu fördern, zu erfreuen, das war seine Lieblingsbeschäftigung, zuletzt fast die einzige, die er treiben mochte. Diese vornehme Unabhängigkeit von allen gemeinen Rücksichten, und der Reichthum persönlicher Gaben, die er immerfort austheilen konnte, machten ihn der größten und vertraulichsten Verhältnisse genießen, ohne daß er sie benutzte. Wie früher Sieyes in diesem Betreff erwähnt worden, so könnten noch viele bedeutende Franzosen, unter den Deutschen Wilhelm von Humboldt, Marquis von Lucchesini, Freiherr von Stein, von Fremden noch Fox, Canning, Fürst Kurakin, Marquis von Marialva und viele Andre genannt werden. Hat er es zu keinen glänzenden Stellen gebracht, so war es, weil er die Stellen nicht wollte, oder wenigstens ihre Bedingungen nicht. Fähig war er zu den größten, denn kleine Unfertigkeiten, Zerstreuungen, Uebereilungen, die man ihn bisweilen begehen sah, und ihm als Unpraktisches auslegte, würde jeder Schreiber oder Haushofmeister ihm haben ersparen können; als solche hätten Manche von denen, die sich weit über ihm dünkten, und praktisch dahin gekommen waren,

wo jener auf solche Weise zu sein verschmähte, sich allenfalls an ihrer Stelle befunden!"

Durch dieses mitgetheilte Bruchstück wirklichen Gesprächs mögen die nachstehenden Briefe hinreichend eingeleitet sein. Wir fügen nur noch die kurze Schilderung bei, welche von seinem Aeußern durch Zschokke gegeben worden: „Seine wohlgebaute, schmächtige Gestalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geistvolles Gesicht, in dessen beweglichen Zügen sich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverhohlen zu lesen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironisches Lächeln glänzte, oder der forschende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn, vom luftigen Gekräusel seines Haars umweht; — alles verkündete den Weltmann und den Weltweisen." —

1.

Frankfurt am Main, den 15. Januar 1817.

Frau von Humboldt sandte mir gestern durch Herrn Boisdeslandes, der heute abreiset, eine Brieftasche, die sie mit eigner Hand gewirkt. Wenn das gütige Merkmal der Freundschaft mir schon an und für sich lieb und theuer, um wie viel kostbarer muß es mir durch die Lage werden, in der ich es erhalte. Ich schrieb ihr, daß ein unbekanntes Wesen, recht muthwillig bisweilen, die seltsamsten Kontraste, kränkende und erfreuende, in wenige Augenblicke zusammendrängt. Zu den tröstenden gehören Ihre Briefe. Sie haben mir, gnädige Frau, so viel Männliches, Aufrichtendes gesagt, daß ich mich schäme, kleinmüthig vor Ihnen zu erscheinen. Meine Niedergeschlagenheit rührt vorzüglich davon her, daß ich alle Tage neue Entdeckungen mache von der Verrücktheit meines Feindes. Er wird mich nach Berlin verfolgen. Gehe ich dahin, so finde ich vielleicht nichts als frische Aussaat von Gram und Kummer. Denken Sie, daß man sich hat beigehen lassen, der preußischen Gesandtschaft zu insinuiren, ich sei Verfasser des Tableau politique de l'Europe par Scheffer. Dieser Scheffer, der mir und Schlabrendorf sehr wohl bekannt ist, war ehemals Erzieher in dem Hause von Graf Reinhard. Ich habe Ihnen, glaube ich, meine Meinung über das Werkchen mitgetheilt. Daß es rein aus dem Kopfe des jungen Menschen geflossen sei, ist mir selbst nicht wahrscheinlich. Aber ich, abwesend von Paris seit vierzehn Monaten, habe auch nicht das Entfernteste damit gemein. Bei Herrn von Humboldt hat man mir zu scha-

den gesucht, indem man behauptet, ich hätte schlecht an Reinhard gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen saß, mich seiner nicht angenommen, mich furchtsam zurückgezogen. Nun aber ist es notorisch, daß ich alle Bedenklichkeiten, die mir Herr von Barkhaus und Andere vorlegten, mißachtend zu ihm gegangen bin, und zufolge dieses Besuches selber verhaftet wurde. Der Teufel des bösen Gewissens treibt meine Gegner, irgend ein Mittel des Verderbens gegen mich aufzufinden. Daher besorge ich, der Artikel, den Herrn von Varnhagens ritterliche Seele geboren hat, werde zu neuer Wuth entzünden. Indeß, das Loos ist geworfen. Lassen mich die im Stich, die sich meiner jetzt annehmen müssen, indem sie etwa glauben, daß ich die Händel doch verschuldet habe, und stehe ich ohne Hülfe nackt und bloß, so muß ich mich entschließen, mein bestes Streitroß zu besteigen. — Auch, höre ich, geben sie mich für einen der thätigsten Mitarbeiter des Rheinischen Merkurs, des alten, aus. Von einem Stücke kann Reinhard beweisen, daß ich Verfasser bin. Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, in einem der fünf oder zehn letzten Stücke, kurz vorher ehe er unterdrückt wurde, ein ziemlich geschraubtes Bildniß des französischen Karakters, in französischer Sprache gelesen zu haben. Dieser Aufsatz wurde ehemals auf seine Veranlassung geschrieben. Er forderte mich auf, die Farben recht grell aufzutragen, damit die Franzosen doch einmal erführen, wie man sie beurtheile. Weh mir, daß ich Sie von dergleichen Aergerlichkeiten unterhalten muß. Dank für den Balsam, den Sie auf mein Haupt gegossen! —

Oelsner.

2.

Paris, den 19. December 1818.

Ihrer Güte, gnädige Frau, wo möglich eine Zeile abzugewinnen, ist der Hauptzweck meines heutigen Schreibens. Den klassischen Brief vom 13. d. erhielt ich einige Stunden nachdem mein vorgestriger abgegangen war. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, und mußte ihn dem Einsiedler (Grafen Schlabrendorf) mittheilen. Jedes Wort des stoffreichen Inhalts ist mehr als Einmal gelesen, erwogen und gewürdigt worden. Es war späte Nacht, als ich nach Hause ging. Da hatte ich Zeit, über meine Sünde nachzudenken. Dem Verlangen des Briefstellers gemäß hätte ich alles für mich allein behalten sollen. Wird man mich entschuldigen, mir verzeihen? Die Unvorsichtigkeit kann keine Folgen haben, und so rechne ich, edle Frau, auf Ihren Schutz. —

Die aus Aachen zurückgekehrten französischen Beobachter und Diplomaten sprechen nur einzig und allein von Gentz mit Lobe, „das sei ein Kopf, der erinnre sich doch am folgenden Morgen dessen, was man ihm den Tag vorher gesagt habe, der raisonnire und kombinire"; alle übrige auswärtige Diplomaterei wird zum Theil wie Leichtsinn, zum Theil wie veraltetes Zeug behandelt.

Ich kann nicht umhin, Ihnen einige Anekdoten zum besten zu geben. Die Reise des Herzogs von Angouleme scheint von guter Wirkung. Wohl berechnet war unstreitig die Auszeichnung, welche dem General Drouot widerfuhr. Dieser hatte sich der Einladung zu entziehen gesucht. Ihn an Tafel zu haben, verschob der Herzog das Mittagsmahl. Personen alten Adels gebrauchten den Ausdruck: **l'ordre de la noblesse.** Der Herzog versetzte: **je ne connais que l'ordre militaire et l'ordre civil, il n'y a de noblesse que les**

généraux et les capitalistes. Böse Zungen wollen, man habe in einem a parte hinzugefügt: „So lauten meine Instruktionen; verstehen Sie mich!" — Anderen bösen Zungen gehört folgende Anekdote. Der Maire eines Orts versammlete seine Gemeinde, um sie auf die Ankunft des Fürsten vorzubereiten: „Mir zur Liebe schreit recht tüchtig das Leben der Bourbons!" Jung und Alt weigern sich, sie schützen Heiserkeit vor. Da weder Bitten noch Drohungen helfen, und man den Wagen schon anrollen siehet, hilft sich der Mann mit Versprechungen: „Kinder, mes chers amis, vivent les Bourbons, je vous promets que c'est pour la dernière fois." Augenblicklich ertönt ein rauschendes Lebe von Einem Ende des Orts zum Andern. Dergleichen Späße, sei es daß lustige Laune oder übler Wille sie ersinnet, sind immer ungünstige Zeichen. Ueber Herrscher, die man fürchtet oder verehrt, wird nicht leichtsinnig gescherzt. Von mehreren Beispielen, wie weit die Verletzungen des Anstands gehen, will ich nur eins anführen. Um den Kamin sitzt eine Gesellschaft. „Ich habe Ihnen eine große Neuigkeit zu melden," sagt der Eintretende. Und welche, welche? „Er ist" — Wer denn? — „Er selbst, kann es jemand anders sein, als Bonaparte! er ist in Vaugirard. „Das weiß ich besser, erwiedert ein Zweiter, schon ist er in die Keller der Tuilerien eingerückt; der König reiset diesen Abend, und ist jetzt beschäftigt, seinen Bündel zu schnallen, à faire ses paquets. Sonderbar, äußert ein Dritter, es sind keine zehn Minuten, daß ich ihm auf den Boulevards begegnete mit seinem gewöhnlichen Gefolge. „Lassen Sie das gut sein, versetzt der Andre, der König ist ausgefahren um Abschiedsbesuche zu machen." — Ein edler Herzog versicherte dieser Tage, der König sende alle Morgen der Gräfin Decazes einen Veilchenstrauß. So sucht eine gewisse Parthei den Minister verdächtig zu machen und den König herabzuwürdigen. Zwischen dem alten und dem neuen

Adel liegt eine unermeßliche Kluft. Von dem Naserümpfen über die angebliche Niedrigkeit von Decazes macht man sich keinen Begriff, ja Herr Royer-Collard hat sich in den Zirkeln des Faubourg Saint-Germain wie eine espèce betrachtet und behandelt gesehn. So werden Leute, die vortreffliche Bundesgenossen sein könnten, vielleicht wollten, unversöhnliche Feinde der alten Geschlechter. — Von dem neuen Finanzminister ist gesagt worden; **sa nomination fait baisser les fonds et hausser les épaules.** — Da haben Sie, gnädige Frau, meinen ganzen kleinen Vorrath. Etwas bleibt zurück, das sich aber dem Papiere nicht wohl anvertrauen läßt.

Nun darf ich Ihnen doch auch ein Wort von mir sagen. Aus meinem Briefe von vorgestern kennen Sie meine Lage. — Sie haben sich mir, edle Frau, mehrmals als Beschützerin erwiesen, stehen Sie mir, wie Ihnen am besten dünkt, liebreich mit Rath oder mit That bei. — Mein Vertrauen in Ihr treffendes Urtheil ist unbegränzt. Erzeigen Sie mir die Huld, Schiedsrichterin zu sein, welche meine Zweifel löset, meine Ungewißheiten schlichtet. Ich unterwerfe mich dem Ausspruche Ihres hohen Geistes, Ihres Edelmuths.

Herr K. befremdet sich hier. Solche Konversationen, wie bei dem Einsiedler (Schlabrendorf) vorfallen, sind ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Mit seiner Art zu sehen stehet er zwischen Graf Kalckreuth (von Siegersdorf) und Graf Schlabrendorf wie eine Brig zwischen zwei Orlogschiffen, die wechselsweis ihre Ladungen abfeuern. Leben Sie wohl und bleiben mir in Gnaden gewogen.

Oelsner.

3.

Paris, den 19. März 1821.

Die wenigen Worte, womit Sie mich beschenken, theure unvergleichliche Seelenergründerin, schildern hinreichend, welch eine Wohlthat Ihr Umgang für mich wäre. Es fehlt mir hier nicht an theilnehmenden Freunden. Ganz besonders haben sich meiner die Frauen auf's liebevollste angenommen. Aber sie wissen mir nichts als Soireen und Diners zu geben. Dergleichen gutgemeinte Zeitvertreibe sind keine wirklichen Ableiter des Grams, und gewähren nur oberflächliche Zerstreuung. Ich verlange nicht, daß jemand mit mir weine. Desto mehr bedürfte ich der Empfänglichkeit eines reichbesaiteten Geistes, wie der Ihrige, die innersten Regungen meines erschütterten Gemüths zu klagen. Durch den eigenthümlichen Rückklang der seinigen würde er meine Gefühle in eine hellere, und doch nicht fremdartige Stimmung versetzen. Frau von Courmont, eine treffliche Verwandte, wollte mich in ihr Haus. Diesen Zwang konnte ich meinem Schmerze nicht anlegen, so schauerlich mir auch die Einsamkeit, wo ich unaufhörlich in folternde Anschauungen versinke. Habe ich nicht schwer gesündigt, das köstliche holde Kind, das mir der Himmel gegeben hatte, blindlings der Afterweisheit eines Arztes zu überantworten! Warum beachtete ich nicht den richtigen Sinn, die gesunde Einsicht der Mutter! Ihrer Meinung mußte ich beistehn. Meine Nachlässigkeit, meine Stumpfheit, dünken mich unerhört. Ich bin unerschöpflich in Vorwürfen. Bald finde ich, daß ich das Heiligste, was ich auf Erden besaß, daß ich die Theuren, deren Leben und Glück mir anvertraut waren, nicht genug geliebt habe, daß ich nicht genug für sie beide gesorgt; und doch sagt mir mein Bewußtsein, daß ich bei erkannter Gefahr alles zu ihrer Rettung aufgeboten, was meiner Besinnung möglich

war. Ist mein guter Wille außer Schuld, so bleibt mir immer mein Unverstand, mein Mangel klarer Umsicht zu bejammern. Am Ende haben wir alles was geschiehet dem unbarmherzigen Schicksale beizumessen. Eine treue, tüchtige, edle Mutter sucht keinen höheren Lohn als die Erhaltung ihres Kindes; dafür wird ihr das Kind entrissen; sie kennt keinen höheren Genuß als die Erfüllung ihrer Mutterpflichten, dafür muß sie sterben. Die Natur bestraft wie Verbrechen die gewissenhafte Beobachtung des Sittengesetzes, das sie dem menschlichen Herzen eingeprägt. Unsre löblichsten Handlungen ziehen fast immer den meisten Kummer nach. Und jenes Erwürgen einer zarten Blume, die wie ein junger Tag mit schimmernden Farben über meine, jetzt verödete, Zukunft aufging! Was hatte die Unschuld verschuldet, um so grausam hingerichtet zu werden? Ist das nicht Missethat? Die Schöpfung erscheint mir als ein scheußliches Ungeheuer, wenn es nicht anderswo für derlei Entsetzlichkeiten und Verwirrnisse eine befriedigende Auflösung giebt.

Sie tadeln, daß ich meine Wohnung verlassen habe. Um keinen Preis könnte ich dort rasten. Ich meide die Gegend, in der sie liegt. Die Unbequemlichkeiten des Hotel-garni, wenn man, ob einer Menge unversehener Ausgaben, sich auf ein einziges Zimmer beschränken muß, und die Nothwendigkeit meinen Sohn um mich zu haben, der mir aus der Pension, wo er vernachlässigt worden, krank zurück kam, und für den ich noch kein schickliches Unterkommen gefunden, tragen nicht wenig bei, die Widerwärtigkeiten meiner Lage zu vermehren. Der Knabe ist betäubend regsam, und sein Muthwillen stehet mit meiner Niedergeschlagenheit in dem peinlichsten Kontraste. Auch Andre haben die Erfahrung gemacht, daß aufgeweckte Kinder in eben dem Maße lustiger werden, als die Erwachsenen traurig sind. Will die Natur von ihnen schwermüthige Eindrücke abwenden, die ihre kleinen Seelen leicht zermalmen

könnten? Mein Sohn rechtfertigt die Erscheinung des Hanswursts im Trauerspiel. Ich bin auch betrübt, sagt er bisweilen, aber ich suche dich und mich zu zerstreuen; und dann fällt er wieder in seine Possen. So mißfällig sie mir sind, habe ich sie doch lieber, als ihn weich- und wehmüthig werden zu sehn. Von der Erkenntniß meines Verlustes wird mich nie je etwas zerstreuen, von dem immerwährenden Gefühle desselben nur die Zeit abziehen können, oder ein großes Interesse, das mich mit sich fortreißt und mir nicht erlaubt zu mir selbst zu kommen. Die Weltbegebenheiten vervielfältigen sich. Wem darin eine Rolle zufällt, der hat Beschäftigung. Ueberall wird die Konstitution der Cortes mode. Es ist eine gefundene, geräumige Toga, die Blößen der Nacktheit zu bedecken, und welche, getragen, sich in tausenderlei beliebige Falten schlagen läßt. Den Regierungen muß die interimistische Kommission ganz nothwendig mißbehagen. Sie ist der Hauptpunkt, um den man sich schlagen wird. Neben ihm dürften die Pairkammern Mühe haben sich in Gunst zu setzen.

Es ist mir unendlich lieb, daß ich von Ihres Gemahls Krankheit nicht früher als von seiner Genesung Nachricht bekommen habe. Bei dem Zustande ängstlicher Reizbarkeit, in welchem ich mich befinde, würde mich die Gefahr des Freundes in die allerschrecklichsten Besorgnisse gestürzt haben. Dem Himmel sei Dank, daß es mit ihm besser geht. Sorgen Sie für seine und für Ihre Gesundheit, erhalten Sie ihn und sich. Für Sie gebe es keine Trennung. Schließen Sie mich in Ihren Bund. Verehrungsvoll.

Oelsner.

4.

Paris, den 15. December 1821.

Ihre schmeichelhaften Zeilen, liebe Gnädige, haben mir den Karmin bis in die bleichen Haarspitzen gepumpt. Ich bekam ein recht jugendliches Ansehn. Schade, daß es nicht dauerte. Frauenlob thut wohl; vor allem das Ihrige. Und wäre es damit auch nur halber Ernst. Ich mag Ihnen lieber zum Scherze dienen, als Langeweile machen.

Wie Chemiker, bevor sie zu Werke schreiten, den Stand des Thermometers, so geben Sie zu Anfang Ihrer Briefe die Beschaffenheit des Wetters an, das gefällt mir aus gar vielerlei Gründen. Aber man erwartet ein höchst methodisches Verfahren. Die Erscheinung fällt ganz anders aus. Ein herrliches Kind plätschert in den Wogen der Zeit, oder spielt an ihren Ufern mit Muscheln. Es kennt keine Regel als seine Laune. Sagen Sie wie es zugeht, das Kind weiß es vielleicht selbst nicht, die plätschernde Hand bringt jedesmal harmonische Töne und das Gerathewohl des Wurfs kaleidoskopische Figuren zum Vorschein. Hinter dem Kinde steckt ein seltener Geist. Nein wahrlich, zum bloßen Lesen ist er nicht in die Welt gekommen. Sie sind ein philosophischer Naturalist, dessen heller Instinkt unendlich weiter reicht, als alle Schul- und Weltweisheit der Männer.

Von Ihrem theuren Goethe muß ich Ihnen sagen, daß ihn die Franzosen ohne allen Vergleich über Schiller erheben. Dieser hat nun freilich das Unglück, schlecht übersetzt zu sein, und daß man zunächst den unreifen Don Carlos aufgetischt, der sich besonders nicht mit Götz von Berlichingens lebhafter Wahrheit messen kann. Goethe ist in jeder Hinsicht glücklicher. Der junge Stapfer arbeitet unter den Augen seines trefflichen Vaters. Er sitzt jetzt am Faust.

Mein Inneres soll ich Ihnen aufthun. Es ist sehr eintönig, und nur selten heiter, wiewohl mich ein Knabe umwirbelt von der ausgelassensten Energie, der nichts als boxen und den Soldaten spielen will. Des Morgens sende ich ihn in die Schule, den Abend bringt er mit mir zum Theil und dann mit seiner alten Gouvernante zu, die des Kindes mit mütterlicher Sorgfalt pflegt. So sehr ich immer Umgang liebe, ist mir ihn zu suchen beschwerlich, wegen des Hin- und Heimgehens. Da man aber der Menschheit nicht ganz entbehren kann, so habe ich mich im Athenée abonnirt, wo, wer Lust hat, Vorlesungen hört über allerlei wissenschaftliche Gegenstände. Dergestalt denke ich meinen Winter zu vergeuden. Künftigen Sommer möchte ich lebensgern reisen. Wüßte ich mit Ihnen zusammenzutreffen, welch ein Genuß! Ich würde Ihnen besser mündlich sagen, als sich auf dem todblassen Papier thun läßt, wie sehr, wie innig ich Sie, meine Edle, verehre und liebe. Leben Sie glücklich, und gedenken meiner in Milde. Von ganzem Gemüth hochachtungsvoll der Ihrige.

Oelsner.

5.

Paris, den 26. Juli 1822.

Von der Fürstin Salm, meine Gnädige, habe ich Preis und Dank erhalten für die holde Aufnahme, welche sie bei Ihnen gefunden hat. „Madame de Varnhagen, schreibt sie mir, est pétillante d'esprit et d'amabilité, elle m'a témoigné beaucoup d'intérêt ainsi que son mari, qui nous a donné de très-excellens conseils. Enfin les personnes, pour lesquelles vous m'aviez remis des lettres, ont sans doute voulu vous donner en moi une marque

de leur amitié, qu'il faut bien que je vous renvoie, puisque c'est surtout à vous que je dois le bon accueil que j'en ai reçu." Schriftlich zu sagen, wie sehr ich Ihnen für so viele Beweise Ihrer Gewogenheit verbunden bin, ist nicht möglich. Ich wünschte meine Schuld in Person abzutragen, denn die Empfindung bedarf der Gebärde und der Stimme.

Unter der Menge von Sachen, die ich Ihnen melden könnte, weiß ich keine Auswahl zu treffen. Herr von Varnhagen wird diese Verlegenheit meinem Briefe ansehen. Die Partheien gestehen sich hier mit jedem Tage unverhohlener ihre gegenseitigen Gesinnungen. In Spanien steigt ein Ungewitter auf, dessen Blitze wahrscheinlich bis über die Pyrenäen schlagen. Die gestrigen Nachrichten aus Madrid klingen sehr barsch.

Herr von Blacas ist aus Rom abberufen wegen eines Liebeshandels, den der beleidigte Ehemann nicht für völkerrechtlich hält. Des alten Günstlings harret vielleicht auch die Ministerstelle, welche erledigt wird, wenn es wahr ist, daß Lauriston den Oberbefehl des Gesundheitsgürtels übernimmt. Vor einiger Zeit hieß es, Montmorency und Villèle würden als zu moderirt, dann Villèle und Corbière als zu gemein, ihre Plätze räumen. Diese beiden sind dem Hofe ganz natürlich bloße Dienstboten. Man kann ihrer entbehren, nachdem sie dreizehn und eine halbe Million Renten aus dem Schachte gehoben. Es fehlt nicht an Leuten, die das reine Metall auszumünzen wissen, noch an Liebhabern es in Empfang zu nehmen, das gemünzte. In Hinsicht des Geldes sind Adel und Geistlichkeit Schweizer.

Seit Anfang dieses Monats wird uns hier ein neues Schauspiel gegeben, das großen Zulauf hat, und Diorama heißt. Es verhält sich zum Panorama wie ein Raphael'sches Gemählde zu einem Kupferstich. Die mannigfaltigsten Abwechselungen von Licht und Schatten, welche über das

Thal von Sarnen ziehen, geben der Landschaft einen hohen Grad von Wirklichkeit.

Dem barbarischen Kapudan-Pascha zu entrinnen, haben sich ein paar schöne Griechinnen nach Paris geflüchtet. Sie sind in der That sehr lieblich und machen Aufsehn, wenn sie die Boulevards besuchen. Eine angenehme Blässe, vielleicht daß sie sich noch nicht von aller Furcht erholt haben, scheidet sie von andern Frauen. Das Ganze ihrer Physiognomie hat etwas Palästinisches. Die jungen Begleiter tragen den europäischen Schnitt, so wie sie selbst das Pariser Kostüm angenommen haben. Der Papa hingegen kontrastirt gewaltig. Er hat seinen grauen Stumpfbart, seinen alten Schlafrock, seine herkommlichen Pantoffeln und den eingedrückten Turban beibehalten, der einer Nachtmütze gleicht. Die Orientalen, das muß man ihnen lassen, machen sich das Leben sehr kommode.

Ah! um's Himmels willen, eben denke ich daran, daß heute eine öffentliche Institutssitzung ist, der ich beiwohnen will. Da werde ich Elogen von großen Männern hören, die ich kannte, und bei Lebzeiten nicht dafür ansah. Sie, meine Theure, brauchen nicht zu sterben um gelobt zu sein. Leben Sie recht lange. Es wird Ihnen nie an Bewunderern und Verehrern fehlen. Mich setzen Sie obenan auf die Liste derer, die Ihnen mit Begeisterung huldigen. Hochachtungsvoll

Oelsner.

6.

Paris, den 27. Juni 1823.

Sie haben, meine Gnädige, drei Blätter auf mich abgegeben in Form von Wechselbriefen. Eigentlich sollte ich dieselben protestiren lassen, wegen ungebührlichen Lobes, das sie enthalten, und weil ich die elektrischen Schläge Ihrer schönen Seele nur zu bewundern, nicht geziemend zu vergelten weiß. Allein ich käme dabei doch in großen Schaden. War mein Mohammed im Stande, auf Ihr Gemüth zu wirken, einen Geist wie den Ihrigen zu beschäftigen, so habe ich Ursach frohes Herzens zu sein. Auch wenn er bloß vorübergleitende Wallung erregte, bin ich für die Mühe der Arbeit reichlich belohnt. —

Wie ist es möglich, fragen Sie, daß bei so viel Bildung, wie schon auf der Erde ist, sich so große Reste von Rohheit nebenan, dicht nebenan, erhalten? Ich glaube, es kommt daher, daß wir nicht lange genug leben und zu frühe altern. Weisheit und Thatkraft treffen selten doch zur rechten Zeit auf einem Fleck zusammen. Mit der Jugend muß jedesmal von frischem angefangen werden, und, bei geringer Ausnahme, ist der große Haufe ein theils von selbstsüchtigen, theils von albernen Theologen und Rabbinen beackertes Feld. Woher soll ihm gesunde Einsicht kommen, wenn keine gesäet wird?

Sie gedenken meines unvergeßlichen Villers, eines edlen Menschen. Es hat keinen redlicheren Deutschen je gegeben, als diesen Franzosen. Von Hannover wurde er mit schonungsloser Unbarmherzigkeit behandelt. Kränkung stürzte ihn vor der Zeit in's Grab. Germanien — aber wo liegt das Land? — ist ihm einen Ehrenversorg, ein Ehrendenkmal schuldig. — Ihr Günstling, Herr Thiers, wird ernstlichst zum Deutschen angehalten. Wer kennt nicht die schwache

Seite der Franzosen? Er thut sich nicht wenig darauf zu gut, die Eroberung einer **Baronne allemande** gemacht zu haben. — Lesen Sie auch wohl Sir Walter Scott? Von seinen Romanen bleiben mir nur wenige zurück. Wie ich sie bekommen konnte, französisch oder englisch, habe ich die Aufgabe durchgearbeitet. Will man geschwind vorwärts, muß der Geschmack nicht allzu hackel sein. Ivanhoe dünkt mich ein Meisterstück. Das ist wirkliche Epopöe, wie sie sich für unsre Zeiten schickt. Einige Scenen, die offenbar Goethe'n entlehnt sind, bemerkte ich mit besonderem Vergnügen in Kenilworth und Ivanhoe. Sir Walter verstehet sichtlich deutsch.

Das Theater Saint-Martin besitzt einen Polichinel, den zu sehen wahre Raserei geworden. Alle Abende läuft man dort Gefahr, zum Zeitvertreibe erdrückt zu werden.

Wissen Sie schon, daß man hier die allerschönsten Blumen aus Fischbein verfertigt? Frau von R. bringt deren einen ganzen Vorrath mit. Diese Dame hat sich ausnehmend in Paris gefallen.

Ihre Art, meine Gnädige, die Briefe zu datiren, ist überaus zweckmäßig. Der Zustand des Thermometers, des Windes und des Wetters, hat unstreitig auf unsre Art zu denken und zu schreiben den mächtigsten Einfluß. Was mich betrifft, so möchte ich noch den Zustand der Schreibmaterialien beifügen. Sie sind bei mir beständig in schlechter Ordnung; ich weiß keine Feder zu schneiden, oder vielmehr ich schneide sie alle wie ein Blinder. Bald ist die Dinte zu kleck, bald zu dünn. Sie können sich nicht vorstellen, wie all diese Peinlichkeiten, gegen die ich zu kämpfen habe, meinen Gedanken ableiten. Unterbrechende Besuche bringen mir bei weitem den Nachtheil nicht. Grade weil ich Ihnen recht zierlich schreiben wollte, hat irgend ein böser Genius mein Dintenfaß und meine Federn behext; selbst die Hand will sich nicht lenken lassen.

In dieser Noth darf ich mir von Ihrer Huld versprechen, daß Sie Inhalt und Form meines Briefes mit zum Besten werdender Nachsicht betrachten. Ich bin Ihnen gegenüber in dem Falle eines zärtlichen, sterblich verliebten Kandidaten, dessen Kanzelberedsamkeit gerade in den Augenblicken stockt, wo er sie am lautesten und glänzendsten an den Tag legen möchte. Die Frau vom Edelhofe nimmt keinen Aerger an der Schwerfälligkeit seiner Zunge, sie läßt der unbehülflichen Jugend und dem guten Willen Gerechtigkeit angedeihen, und so hoffe auch ich, daß Sie meine Ehrerbietung nicht verkennen, noch mir Ihren Schutz entziehen werden. Dafür verleihe der Himmel Ihren Bädern gesundheitstärkende Kräfte. Leben Sie wohl. Ich bin mit treuer Anhänglichkeit Ihr innigst ergebener

Oelsner.

7.

Paris, den 17. September 1823.

— Ihr Beifall, das schmeichelhafte Lob einer genialen Freundin, und der litterarische Artikel, womit „die Pyrenäen" beehrt worden (Les Pyrénées, par M. Thiers), mußten dem Empfänglichen in der Seele wohlthun. Zum Denkmale seines Danks und seiner Huldigung sendet er Ihnen das neueste seiner Werke (Histoire de la Révolution française), dessen erste Auflage beinahe schon vergriffen ist. Ich kenne kein unpartheiischeres Gemählde der französischen Revolution. Lebendig zog diese einst unter meinem beobachtenden Blicke vorüber, und gerade wie sie sich hier in ihren Hauptabrissen darstellt. Nebenumstände wären zu berichtigen. Manches hätte der Verfasser, wenn es die Witterung litte, zweifels-

ohne ausführlicher erzählt, manches unumwundener. Mit Meisterstrichen sind die Karaktere Mirabeau und Dumouriez gezeichnet. Der Lehre von dem nothwendigen Kreislaufe der Begebenheiten, dem nichts in den Weg zu schieben sei, dem man sich blinden Gehorsams unterziehen müsse, kann ich nicht beistimmen. Erfahrung und Geschichte widersprechen. Wie oft siehet man nicht, daß der Wille eines oder einiger Menschen, weniger weil er stark, als weil er genau auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist, das ungestüme Streben, die mächtige aber gewöhnlich trübe Woge des öffentlichen Wollens eindämmet und ableitet! Sich über Demüthigungen zu trösten, die der gekränkte französische Nationalstolz mit verbissenem Grolle trägt, wird unter den jungen Leuten eine Art politischen Fatalismus Mode, der aber weiter nichts als provisorische Maßregel ist. Zuverlässig spricht Sie Herrn Thiers feingesitteter Vortrag an. Welch ein Abstich gegen den Heidelberger Professor Herrn Schlosser in seinem zweiten Theil der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts! Ihm heißt Talleyrand schlechtweg der Schuft. Deutscher Biedersinn könnte, däucht mich, seiner Treue unbeschadet, auch wohl geschliffener sein. Wie gehet es zu, daß, bei großer Geisteskultur, Deutschland sich noch immer gern in Grobkörnigkeit gefällt? Sollte es vielleicht von dem Titelwesen herrühren! Wer den Leuten ihren schriftmäßigen Ehrenversorg giebt, ihren kanzleigerechten Respekt erweist, kann, ohne daß es die Herren übel deuten, vom Blatte weg mit ihnen reden, ungehobelt, und wie ihm der Schnabel gewachsen ist. So klopft ein deutscher Supplikant eine deutsche Excellenz auf die Schulter: „Nicht wahr, Excellenz, ein Hundsfott, der nicht Wort hält!" Nichts hat mich, in einigen Gegenden Germaniens, mehr ergötzt, als das sonderbare Gemisch kriechender Bücklinge mit familiärer Flegelei, indeß die zarteste Höflichkeit, wenn sie den plumpen Meilenzeiger der Titulatur umgehet, für freche Anmaßung gilt.

Heutzutage sind die Wunderkuren des Fürsten von Hohenlohe bei weitem weniger gewagt, als Prophetenthum, politisches. Wem je hätte geahndet, daß in Spanien alles, alles käuflich sei! Eigensinn bloß, und Dünkel und Großprahlerei scheint sich die heroische Nation der Don Quixoten vorzubehalten. Sogar die Glaubensritter rühmen sich ihres Heldenthums. Welch eine Sprache sie führen gegen Frankreich! Lesen Sie ja die Proklamation der Regentschaft wegen des Dekrets von Andujar, nebst der Adresse, welche ihr die Armee von Navarra reicht. Noch während die unverschämten Bettler von französischen Almosen leben, empören sie sich. Wird der Herzog von Angouleme mit der Konstitutionsparthei fertig, so kommen ihm die Bundesgenossen auf den Leib. Frankreich hat sich da eine schwer auszuschaufelnde Suppe eingebrockt. In Catalonien behauptet Mina das Feld mit Nachdruck, und wie ein Mann von Talent. Man siehet, was erfolgt wäre, wenn die Cortes, gescheidter als sie sind, ihre Heere keinem Abisbal, Morillo oder Ballesteros anvertraut hätten. Auch die Eroberung von Corunna war Finanzgeschäft. Unterhandlungen können die Einnahme von Cadix bewirken. Meines Ermessens wird der Hader dadurch nicht beendigt. Frankreich führt seinen Krieg auf eine sehr obskure Weise. Die thätigste Waffe ist Geld. Den Tages-Thermometer der Siege und der Niederlagen hält die Börse. Ein widerwärtiger Windstoß in den spanischen Gewässern, und das Vermögen von Tausenden leidet Schiffbruch auf dem Pflaster von Paris. So giebt es Augenblicke, wo man sich freuen kann arm zu sein, weil man es nicht erst zu werden braucht. Der Himmel schenke Ihnen, zu den Schätzen ihrer Seele, alle nur ersinnliche irdische Reichthümer, denn Sie werden gut damit zu schalten wissen, gnädige Freundin der Menschheit!

Das Volk nimmt hier wenig Kunde von den Dingen jenseits der Pyrenäen. So lange keine Aushebungen statt-

finden, darf es die Fehde als ihm fremd betrachten. Fast die ganze Armee stehet außer Landes. In Paris begegnet man mehr Seminaristen und Abbé's als Gendarmen. Bedenkt man die Gährungen der vorigen Jahre, so hat die gegenwärtige Ruhe etwas Erstaunliches. Der Franzose war von je und bleibt ein Harlekin, bisweilen ein grausamer. Jetzt hält ihn geistliche Polizei im Zaum, und besser als weltliche. Manchmal kratzt sich dennoch wohl das Ministerium hinter den Ohren, Händel mit Spanien angeknüpft zu haben. Pozzo di Borgo wird häufig zu Rathe gezogen. Es sollte mich nicht wundern, wenn dergleichen Gunst dem englischen Gesandten mißfiele. Wäre die Behauptung gegründet, daß Rußlands Interesse, in den spanischen Verwirrnissen, weiter nichts als eine oder die andre der balearischen Inseln zu erlangen suche, so würden die entgegengesetzten Mündungen der Themse und der Newa sehr leicht in Strudel aneinander gerathen. —

Genehmigen Sie meine Huldigungen und bleiben mir in Gnaden gewogen. Verehrungsvoll

Oelsner.

8.

Paris, den 6. April 1824.

Tausend Dank, gnädige Frau, Ihrer Huld, Ihrer Fürsorge. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, meinen Schaden vollkommen richtig errathen und benamset. Der Arzt ist Ihrer Meinung. Auch hat er das Rezept gutgeheißen. Gebrauch zu machen hindert Fortdauer abscheulichen Wetters. — Sie können sich nicht vorstellen, was mir im Grunde sehr lieb, welchermaßen mich der diesjährige Winter mitgenommen. Zuverlässig bin ich itzo der verschrumpfteste,

graukopfigste, griesgrämlichste Ihrer Anbeter. Dabei hat sich meiner die üble Gewohnheit des Tabackschnupfens dergestalt bemeistert, daß, am Schreibtisch, man meine Nase mit der des größten Hellenisten unsrer Zeit verwechseln könnte, von dem es heißt, er habe sein bischen Latein ausgeschwitzt, und bringe deßhalb keinen Brief an das hiesige Institut der Wissenschaften zu Stande! [Friedr. Aug. Wolf.] Schade, schade! Denn wahrlich, es war nicht Hechinger Latein, das seine Jugend in beiden Hemisphären berühmt gemacht! Könnten Buttmann, Savigny, Schleiermacher nicht vielleicht aushelfen?

Hier höre ich von nichts als Renten, deren ich keine besitze. Der Finanzminister will und wird die Kapitalisten auf halben Sold setzen. Sie haben die Staaten lange genug ausgewuchert. Mögen sie Zeter schreien, die Amputation geräth nicht in's Stocken. Eigentlich sind sie es selbst, die der Regierung das Messer in die Hand gegeben, und ohne die Willfährigkeit der Goldhäuser zu Vorschüssen wäre sie immer so dreist, es ihnen an die Kehle zu setzen. Jeder Mensch ist seines Glückes Schmidt. Auch bei dieser Operation blühet den Jesuiten der Waizen. — Der größte Nachtheil, den die französische Emigration über Europa gebracht, ist, auf Vernunft und Toleranz Mißtraun und Argwohn geworfen, dafür aber Jesuitism empfohlen zu haben. Häufige Bekehrungen, besonders in England, zeigen, daß der Zug zur päbstlichen Theokratie gewaltiger um sich greift, als man gewöhnlich meint. Läßt sich denken, daß die weltliche Macht ihn begünstige, vergessend, wie die Kirche oft mit jakobinischer Frechheit Zepter und Kronen der Fürsten zu Boden trat? In einem andern Sinne, als die Jesuiten, arbeiten die Bibelgesellschaften. Ich habe manches gegen sie einzuwenden, und gehöre keiner an; aber mit unaussprechlichem Vergnügen habe ich die beifolgende kleine Schrift gelesen. Nothwendig spricht sie Ihren Geist und Ihr Gefühl an.

Auf den ersten Blick werden Sie erkennen, daß in ihr weibliche Zartheit athmet. In der That hat sie eine Frau zur Verfasserin, und zwar die erlauchte Tochter der Frau von Stael, die junge Herzogin von Broglie *). Zwei vornehme Damen kämpfen dermalen um den Preis der Bewunderung. Aus dem Ei der Herzogin von Duras, dem Roman Durika, sind schon ein paar Schauspiele gelockt. Nicht mit vorzüglichem Beifall ist das eine in dem Theater du Gymnase gegeben worden. Das andre, dem Theater français bestimmt, findet Hindernisse in der Weigerung der Mlle Mars, ihr hübsches Gesicht vor dem Publikum anzuschwärzen.

Mit Mlle Mendelssohn bin ich dieser Tage zusammengetroffen. Sie befindet sich wohl, war sehr artig, geistreich, soll aber ganz erschrecklich katholisch sein. Lassen Sie sich um's Himmels willen, gnädige Frau, keinen ähnlichen Sparren anwandeln! —

Ah! da wirft die Sonne, durch Wolken, einen Blick in mein Zimmer. Ich kann der Lockung nicht widerstehn, und verlasse Sie, gnädige Frau, um einer Nebenbuhlerin willen, der Sie doch nicht anders als hold sein können. Wärmen Sie sich ebenfalls in ihren Strahlen. Leben Sie wohl. Bleiben Sie meine theilnehmende Freundin. Ich bin mit ehrerbietiger Liebe und Ergebenheit Ihr

Oelsner.

---

*) Sur les associations bibliques des femmes. (Extrait des archives du christianisme. Janvier 1824.) 8.

XVI.

Adam von Müller.

Adam von Müller.

Auch eine der Naturen, welche in der Front, wohin ihre litterarische Ausrüstung gerichtet ist, nicht gehörig erfaßt werden, man muß ihnen Flanke und Rücken abgewinnen, um ihre Richtungen, Hülfsmittel, und ganzen Zusammenhang einzusehen. Mit dem Einsehen und Verwahren mögen wir uns begnügen; das Angreifen läge außerhalb unsres Zweckes, auch wenn es nicht schon unnütz wäre!

Müller war der Sohn eines Beamten in Berlin, und wurde daselbst geboren den 30. Juni 1779. Er empfing den besten Schulunterricht durch Gedike, Heindorf und Spalding, vernachlässigte aber Sach- und Sprachkenntnisse, und folgte dem Hange zu philosophischen Geistesübungen, welche gleichsam die Ritterspiele seiner Jugend waren. Das Studium der Rechte auf der Universität zu Göttingen, und die schon vorher gemachte Bekanntschaft mit Gentz leiteten ihn auf die Staatswissenschaften, und dies um so mehr, als sein

Versuch, eine neue philosophische Bahn zu eröffnen, wozu seine unreife und unvollendete Schrift vom Gegensatze dienen sollte, wirkungslos vorüberging. Dem Namen nach bei der kurmärkischen Kammer angestellt, benutzte er die mit diesem Verhältnisse leicht zu verbindende Freiheit, um sich in Lieblingsstudien, in Reisen und gesellschaftlichen Annehmlichkeiten zu ergehen. Gentz würde ihm das reizendste Vorbild gewesen sein, allein es erging diesem damals noch zu schlecht. Noch furchtsamer als Gentz, hatte Müller nicht einmal den Muth, die Welt keck zu genießen, und wenn er es doch that, so that er es mit Angst und Zurückhaltung und Reue. Dabei hatte er mit seiner dialektischen Kunst einen besondern Scharfsinn ausgebildet, überall die schwachen Seiten, den Schein, die Untreue aufzuspüren, und versagte sich nicht, die der Welt abgekämpften Waffen auch wieder gegen sie anzuwenden. So schrieb er, während er sich in Polen auf einem Landsitze mit allerlei Lebensreizen hinhielt, die schwerlich Billigung hoffen konnten, an seinen Vater die schönsten Briefe aus verschiedenen Hauptstädten, als befinde er sich auf einer unterrichtenden Reise. Indeß machte er auch wirklich eine Reise nach Stralsund, Schweden und Dänemark mit seinem Freunde Wiesel, der nächst Gentz den größten Einfluß auf ihn gehabt hat. Sie waren zur Zeit des berühmten Schloßbrandes in Kopenhagen, und Müller wußte später in Berlin rednerisch kühn und herrlich vorzutragen, welche Gefahr sie bestanden, welchen Muth sie gezeigt, welche Hülfe sie geleistet; ein Feuerlärm im Nebenhause unter-

brach den Redner, der alles Vorgetragene plötzlich vergessen hatte, leichenblaß mit Angstgeschrei davonrannte, und sich nicht wieder blicken ließ! Auch Wiesel, den er in einem Briefe an Rahel mit scharfen Zügen meisterhaft schildert, entbehrte der leiblichen Tapferkeit, war aber ebenfalls ein dialektischer Künstler und Redner ersten Ranges, dabei jedoch ein Freigeist, der keine Zaghaftigkeit im Denken kannte, und keine Zuflucht nöthig hatte, auch nie den geringsten Zweifel hegte, seine Freigeistereien thätig auszuüben, sofern nicht äußere Rücksichten es verboten.

Nach einiger Zeit, da Berlin kein günstiger Schauplatz dünkte, hielt Müller in Dresden über deutsche Litteratur Vorlesungen, und gab dann in Verbindung mit Heinrich von Kleist eine Zeitschrift Phöbus heraus. Das prahlerische Auftreten, welches besonders auch den Namen Goethe's als eines Verbündeten mit ungeheuren Geschützsalven den Leuten in die Ohren donnerte, konnte sich in den ungünstigen Zeitumständen nicht halten, obwohl man gestehen mußte, daß Müller eine seltne Virtuosität geistiger Beweglichkeit, eindringlichen Wirkens, und besonders guten Tones der vornehmen Welt in seinen mündlichen wie schriftlichen Arbeiten vereinigte. Philosophie und Litteratur an die höheren Kreise der Gesellschaft zu bringen war niemand in Deutschland jemals so geeignet erschienen.

Der Krieg des Jahres 1809 vertrieb ihn aus Dresden. Er ging nach Berlin zurück. Hier hielt er Vorträge über Friedrich den Großen. Zugleich aber ließ er sich

in politische Thätigkeit ein, welche den damaligen Regierungszwecken entgegen war. Von diesen merkwürdigen, tief eingehenden, geschickten und — es giebt hier kein andres Wort — perfiden Betreibungen wird künftig an anderm Orte zu reden sein. Jedoch mißlang der Versuch, und Müller glaubte nun sein Vaterland aufgeben zu müssen, ging nach Wien, bekannte sich zur katholischen Kirche, und gelangte durch Gentz zu einer Anstellung im österreichischen Staatsdienste.

Wir können hier seinen Verhältnissen, Einwirkungen und Schriften nicht einzeln nachgehen. Er sah sich bald durch Gentz mehr gehemmt und beseitigt, als gefördert; aber auch in seiner eignen Geistesart lag viel, was ihn von größerem Schwunge in Staatsgeschäften abhalten mußte. Außer dem Mangelhaften, das hier etwa aufzuzählen wäre, wirkte in viel größerem Maße seine Stärke selber ein, das ächte und tiefe Bedürfniß in ihm zu einem höchsten Wahren und Heiligen. Dieses Bedürfniß wurde in ihm stets dringender und reiner, und wenn die Art und Richtung, ihm Befriedigung zu verschaffen, auch manchem Sinne nicht gemäß war, so muß doch das Streben selbst in Müller mit großen Ehren anerkannt werden. Seine katholische Denkart war durchaus aufrichtig, treu, ernst, keiner Verläugnung fähig, dagegen jedes Opfers, und vor allem war sie wirklich katholisch; er suchte nicht eigne Vorstellungen in die Dogmen hineinzulegen, und diese hiedurch erst in rechte Bedeutung zu stellen. Daher, als die kirchliche und weltliche Autorität die Folgerungen nicht angemessen

fand, zu welchen sein regsamer Verstand die höchsten Lehren führte, hielt er willig nicht nur jene zurück, sondern stellte auch von der Zeit seine ganze Schriftstellerei ein.

In seiner Stellung als Generalkonsul in Leipzig und Resident bei den anhaltischen Höfen hatte Müller eine große Wirksamkeit, die sich auch vielfältig auf Preußen erstreckte. Seine Verbindungen, sein Briefwechsel dahin waren sehr lebhaft. Er wurde mit einigem Grunde beschuldigt, manche Beziehungen seines Vaterlandes mit beinah feindlicher Herbheit behandelt zu haben. Wäre es gegründet, daß die unverhältnißmäßigen Schwierigkeiten, welche Anhalt-Köthen dem preußischen Zollwesen machte, größtentheils durch Müllers Betrieb erhoben worden, so würden, sofern die deßfallsigen Verhandlungen der erste Keim zu den nachherigen außerordentlichen Erfolgen und Ausbreitungen der deutschen Zollvereinigung gewesen sind, jenem Betriebe, wenn auch nicht mit Absicht, doch in der That, nur Preis und Dank zu widmen sein.

Von Leipzig abgerufen und nach Wien versetzt, mit dem Beinamen von Ritterdorf in den Adelstand erhoben, sah Müller einen neuen Anlauf vor sich, als er durch den Tod im Januar 1829 übereilt wurde, in Folge des Schreckens und der Theilnahme, welche ihm, dem selber Kranken, die aufeinanderfolgenden Nachrichten von Friedrich Schlegels und dann von der Fürstin von Metternich unerwartetem Ableben verursachten. Die zarte Reizbarkeit seines liebevollen Gemüths ist selbst

in dieser fassungslosen Schwäche mit Rührung anzuerkennen.

Im Umgang und Gespräch war Adam von Müller einer der angenehmsten und hinreißendsten Menschen. Mit seinen unerschöpflichen Handhaben des äußern Scheines, sowohl ihn zu vernichten als hervorzubringen, bildete sein tiefgehender Eifer einen Gegensatz, der schon durch sich selbst die wunderbarsten Wendungen bewirkte, allein seine Furchtsamkeit und sein versöhnlich weicher Sinn gesellten seinen Behauptungen und Schärfen eine Anmuth und Weichheit, ein schmiegsames Einlenken und schmeichelndes Begütigen, daß er in solcher Erscheinung einer der liebenswürdigsten Menschen genannt werden konnte.

Einiges von diesen Eigenschaften schimmert auch in den nachfolgenden beiden Briefen durch, wiewohl der schriftliche Ausdruck dieses Wesens immer nur ein schwacher Abglanz des persönlichen bleiben wird.

1.

Leipzig, den 11. November 1820.

Meine gnädige Frau! Ich habe mit sehr großem Interesse Ihr Schreiben an meine Frau gelesen, welches letztere bald entweder mündlich in Berlin, oder doch schriftlich beantworten wird. Der sehr werthen Anlage hat sich Wiesel, der eben zugegen war (wie er sich denn seit einem halben Jahr hier aufhält) mit wahrer Gier bemächtigt; nicht, wie Sie denken können, um des Angelus willen, sondern weil Sie beide, Herr von Varnhagen und Sie, mit mir zu den fünf oder sechs Menschen gehören, die er mit Treue, ja fast mit Bekümmerniß liebt. Also habe ich das Buch noch nicht zurück: die Vorrede habe ich gelesen, und die Auswahl der Reime (da ich die ganze Sammlung kenne und habe) werde ich studiren, um Ihrer beider willen. Denn es ist kein Kleines, einen Geist wie Varnhagen auf diesem Wege zu finden; Wiesels Entsetzen und meine Freude darüber waren gleich groß. Daß die Sprüche des Angelus gewissermaßen aus einer Region kämen, die über allen sogenannten Konfessionen erhaben wäre, — wie die Vorrede anzudeuten scheint, kann ich natürlich nicht zugeben. Der Gedanke aller Gedanken, die Menschwerdung Gottes, in seiner ganzen Breite, Höhe und Tiefe, fast insoweit es Menschen überhaupt möglich ist, von Angelus durchgeführt, gehört nur Einer bestimmten Konfession an. Es wird Varnhagen bei allem seinem Verstande nicht gelingen, den Angelus als einen von der Kirche unabhängigen Theosophen (etwa wie Jakob Böhm) zu konstruiren, noch auch die Philosophie dieses

Dichters mit irgend einem protestantischen System von Vernunftwerdung Gottes in Uebereinstimmung zu bringen.

Doch das ist nun die geringste Sorge: wie könnten solche Augen, wie Ihre vier, dem Sonnenlichte entgehn? — Melden Sie mir nur recht vieles von V.: kennt er, ich meine historisch, **La Mennais indifférence en matière de religion**, insbesondere den zweiten Theil, Maistre's Buch **du Pape**, und dem ähnlichen, verwandten Schlag deutscher Bücher? Ihr Brief ist schön und lebendig, aber so unbestimmt etwa wie man bei fremden Leuten auf den Busch zu klopfen pflegt. Kommen wir nach Berlin, so sind wir in der ersten Stunde bei Ihnen, und zeigen Ihnen, wie bekannt wir sind.

Man versteht sich geschwind, gnädige Frau, wenn man über das: Wohin? mit einander einig ist, und außerdem noch ungefähr von demselben Punkte ausgegangen ist: denn wie weit sind denn die Königs- und Heiligengeiststraße von der Kochstraße entfernt?

Hierbei gedenke ich Ihres Herrn Bruders? Wo ist und was treibt er? Warum übersetzt er nicht die **Méditations poétiques** von Lamartine; dieser liebenswürdigste französische Dichter kann nur von Robert in Deutschland eingeführt werden.

Mein Stiefsohn Albert von Haza wird sich dankbar bei Ihnen vorstellen; und Sie, fördern Sie wo Sie können mein Verständniß mit Varnhagen, dessen Talente ein außerordentliches Gewicht für die Sache Gottes und der Wahrheit werden können. Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter sogenannter Staatsbeamter, sondern ganz einfach der Diener meines Kaisers, nächst Gott, in Leben und Tod; außerdem glühend für das was von den Besten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden ist, für eine galante Freiheit, für eine solche, die sich nur im Dienst und in der Hingebung an einen irdischen Herrn

zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer ist, die also nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann.

So nun wird Varnhagen nicht allzu viel an mir auszusetzen finden; wir werden uns näher kommen, und ich werde auf seine Freundschaft stolz sein.

Leben Sie wohl, gnädige Frau, das Weitere schreibt Ihnen die Meinige. Mit inniger Verehrung der Ihrige.

Adam Müller.

Am Tage des Heiligen Martin, der, wie das polnische Sprichwort sagt, auf einem weißen Pferde geritten kommt. Der Schnee nämlich peitscht an meine Fenster.

2.

Leipzig, den 31. März 1826.

Hochverehrteste Freundin! Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr freundliches Andenken an mich, bei dem Tode des Unglücklichen. Diese Rechenexempel sind also abgeschlossen, diese Weissagungen verstummen; sonderbarerweise wurde der, der nach Wiesels Kalküls schon zur Zeit des Kongresses zuerst zu Grunde gehen mußte, der Kaiser, grade am Tage vor Wiesels Tode von einer wirklichen Todesgefahr gerettet. Dennoch rührt mich dieser Fall sehr. Sie nennen sein Unglück *seine dicke Haut*, und es ist wahr, innerlich war viel Schönes und äußerlich hat ihn viel Ausgezeichnetes berührt; doch hat beides nie zusammenkommen können. Dazu waren auch seine Augen zu scharf, kein geringes Unglück für den, der sie hat. Farbe und Lichtton verschwanden; er sah nur die Unterschiede und Umrisse der Dinge, und da war dann Rechnung und Zahl

bald zur Hand. — Ich verliere viel an ihm; er ersetzte und repräsentirte mir nicht nur die ganze liberale und demokratische Welt, und überhob mich nicht nur der Mühe die Journale und Bücher meines Gegenpart zu lesen, sondern er trieb das alles auf die rechte deutsche Höhe, bis zur Läugnung des persönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeschichte aus dem Glauben an eine persönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letztern Punkt auf meinem Zimmer mit wirklich teuflischer Grazie und Sachkenntniß rasen hören. Und doch war in allem und unter allem wieder lauter Selbstüberredung, schwaches Liebesbedürfniß, Advokatie der Armen, Entbehrungs- und Aufopferungsfähigkeit, siebenmonatliches Leben mit achtzig Thalern und von bloßen selbstgefangenen Hechten und Kartoffeln, und die Unfähigkeit nicht bloß zum Verrath seiner Freunde, sondern selbst der verhaßtesten unter den Aristokraten, wenn nicht etwa die Geldnoth allzu groß geworden wäre! Ich glaube, daß die göttliche Barmherzigkeit ihre größten Wunder für die letzten Augenblicke des Menschen vorbehält. Vielleicht ist ein Strahl des ewigen Lichtes besser durch die halbgeschlossenen, als durch die noch offnen Augen gedrungen. Wie die absurden Räsonnements eins nach dem andern auslöschten, mußte doch etwas übrig bleiben; vielleicht war es der Trost dessen, den er sich sein ganzes Leben hindurch ein dummes point d'honneur gemacht hatte nicht anzuerkennen, und der am besten wußte, wie er zu dieser Albernheit gekommen war.

Doch zu den Lebenden. Sehn wir uns diesen Sommer? Ich kann noch nicht nach Berlin kommen, und fühle, wie sehr mich erfreuen würde, Ihnen und Varnhagen irgendwo zu begegnen. Nicht bloß weil Sie Beide einen so schönen Nachruhm bei den Meinigen zurückgelassen, was freilich eine wesentliche Mitbedingung aller Wünsche eines so einge-

wachsenen Hausvaters ist, wie ich bin; sondern weil ich glaube, daß Varnhagen einer der berufensten Menschen unsrer Zeit ist, und der Sache nicht entgehen wird, die seiner bedarf. Glauben Sie nicht, daß die Biographieen und der vortreffliche Aufsatz über den Tod Alexanders mir viel Neues über ihn beigebracht. Ich habe es längst anerkannt, und nicht gesagt, weil er mir persönlich unangenehm d. h. zu schroff und zu steil war. Nun, da es anders ist, möchte ich ihn ganz leiden können. Darum wäre es gut, sich bei schöner Sommerszeit irgendwo im Grünen auf einige Tage zu treffen.

Lesen Sie doch einstweilen die trefflichen Aufsätze von Görres in einem Journal, das der Katholik heißt und in Straßburg herauskommt; in den letzten dreizehn Heften steht vieles glänzend und gründlich Schöne; nicht Sie zu bekehren, aber um inne zu werden, wie mir zu Muth ist. Ihr sensitives und sibyllinisches Wesen wird sich in Görres leichter zu finden wissen. Auch dient Ihnen zum Antrieb dieser Lektüre, daß Gentz davon bezaubert ist.

Mit der Ihnen bekannten, langjährigen Verehrung Ihr gehorsamster

Adam Müller.

Ich möchte wissen, was Ihr Herr Gemahl zu dem außerordentlichen Phänomen von Lingard's Geschichte von England meinte.

englischen Staatsrates ist, wie ich höre; sondern weil ich glaube, daß Wortführer einer der berühmtesten Männer unserer Zeit ist, und die Sache nicht entgehen wird, die seiner bedarf. Glauben Sie nicht, daß die Biographien und die vortreffliche Auffassung über den Tod Alexanders wie viel Neues über ihn beigebracht. Ich habe es längst anerkannt, und nicht gesagt, weil er mir persönlich unangenehm z. B. zu schroff und zu steif war. Wenn, da es unbedingt, möchte ich ihn ganz lieben können. Darum wäre es gut, sich bei schöner Sommerszeit irgendwo im Gebirge auf einige Tage zu treffen.

Lesen Sie doch einstweilen die trefflichen Aufsätze von Görres in einem Journal, das der Merkur heißt und in Straßburg herauskommt; in dem letzten steht viel Schönes sehr viel glänzend und glücklich Erfahrenes; nicht Sie zu betrüben, aber um ihnen zu werden, wie mir zu Muth ist. Ihr längerer und stattlicher Schritt hat sich in Görres leichter in Einem Schritt. Auch aber Ihnen eine Ansicht dieser Sache, daß Görres davon begeistert ist.

Mit der Bitte, zu erinnern, was meiner Verehrung Ihr Gedächtniß

Wilhelm Müller.

Ich möchte wissen, was Ihr Herr Gemahl zu dem altdeutschen Gedichten von Langbein's Gedichte von England meinte.

XVII.

Friedrich von Gentz.

Friedrich von Gentz.

Bei dem Namen gleich, den die Ueberschrift giebt, wird in Allen, die den Mann gekannt haben, eine lebhafte Bewegung, ein Reiz, eine Lust, ein Lächeln und Staunen der Erinnerung, ein Gefühl geistiger Gegenwart und hinreißenden Wirkens entstehn, die Fülle der großen Welt und der Ernst der Geschichtsereignisse wird sich dem Sinn darstellen, und neben allem diesen eine Unruhe und Sorge sich aufdrängen, wer es doch wagen dürfe, den wogenden Grund eines so vielfachen Eindrucks, den nur das Leben selbst vollständig erklären konnte, durch hingeworfene Umrisse zu einem festen Bilde zu gestalten? Sie werden Recht haben, die so fragen. So reichen Inhalt weckt jener Name bei den Vertrauten und Unterrichteten, daß diejenigen, die es nicht sind, kaum ahnden können, was ihnen mangelt und entgeht!

Wenn jeder Mensch mit eigenthümlichen Anlagen geboren ist, die sich aber nur in seltenem Fall entwickeln,

sondern meist im Keim zerdrückt werden, oder in schwachen Regungen doch nur verkümmern, so muß das Hervortreten schon als eine Gunst des Geschickes gelten, wodurch eine Klasse höherer Menschen ausgezeichnet wird, welche man die wahrhaft geschichtliche nennen dürfte. Aber auch diese sind es in mannigfacher Abstufung. Viele Hochbegabte, von großer Kraft und Wirkung, bringen es nicht zu einem neuen Typus, sondern sind am Ende doch nur Wiederholungen, und militairische wie diplomatische Berühmtheiten in Menge schwinden auf diese Art wieder ein, wenn ihre Zeit vorüber; Andre können nur im Widerspruche mit ihrem Zeitalter und ihren Verhältnissen sich fortmühen; Manchen ist nur ein Augenblick des höhern Berufes gegönnt, und das übrige Leben geht leer voran oder nach. Treten aber bedeutende Eigenschaften unter äußeren Bedingungen auf, die ihnen durchaus entsprechen, halten die Umstände und das Talent mit einander Schritt, findet dieses seine volle Entfaltung und behauptet sich in ihr, so sehen wir das reiche Schauspiel einer gelungenen Menschenblüthe, wie sie selten erscheint; und hat sich das Talent erst seinen Lebenskreis erringen müssen, war es nicht gleich anfangs in ihn gestellt, und zeigt es noch überdem mit den tiefsten und eigensten Gemüthskräften sich verschwistert, so ergeben sich Erscheinungen, die in ihrer Art schlechthin als einzige dastehn, und der Welt nicht leicht ein zweitesmal vorkommen.

Eine solche Erscheinung ist Gentz; es gab eine solche Gestalt, sie war Einmal möglich, sie leuchtete auf, und

traf glücklich die Weltumstände, in denen sie gedeihen konnte; sie kann aber nicht wiederkehren, es müßten denn mit derselben Persönlichkeit dieselben Zeitläufte auf's neue zusammentreffen. Die Uebereinstimmung dieser Bezüge, ihr wechselseitiges Eingreifen in einander, sind die Bedingung eines solchen Daseins. Gentz ist ein Meteor am politischen Himmel unserer Zeit und auf dem deutschen Schriftstellerboden. Eine Stellung, wie er, hat noch niemals jemand gehabt, und wird niemand wiedererlangen. Ein bürgerlicher Autor schwang er sich zu fürstengleichem Leben und Ansehn, ein untergeordneter Beamter zu europäischer Wirksamkeit empor. Niemals ist der deutsche Schulstaub zu größerem Glanz aufgewirbelt, nie die pedantische Kraft in üppigere Fülle ausgeschlagen. Denn aller Trieb und Schwung in Gentz ist zuletzt doch einzig seine Schreibfeder, deren beredte Meisterschaft er zuerst in Druckschriften dargethan. Zu seiner Feder aber gehörte wieder der ganze Mensch, sein wundervolles Sprechen, seine Gaben des Geistes, seine Kenntnisse, seine Leidenschaften, und sogar seine Schwächen. Er hätte nicht schreiben können, was er geschrieben, hätte er nicht auch gelebt, was er gelebt hat. In ihm wirkte alles zu dem gleichen Ziel, einträchtig die entgegengesetztesten Richtungen, Arbeit und Genuß, Strenge und Lässigkeit, Muth und Furcht. Das Talent ist in ihm von dem Menschen nicht zu trennen, dieser nicht von jenem. Auch hierin war ihm die glücklichste Uebereinstimmung zu Theil geworden. Er sah seine Thätigkeit wie seine Befriedigung unabänderlich

in derselben Laufbahn vorgezeichnet, er konnte in ihr nicht wanken noch zweifeln, ihm war das Glück beschieden, keinen Theil seines Lebens an einen Irrthum setzen zu dürfen, keine unsichre Wahl vor sich zu sehen. Und so war er einer der wenigen Sterblichen, die man, im Ganzen und nach der großen Mehrheit der Tage und Jahre, glückliche nennen kann! Suchen wir diesen merkwürdigen Mann in seinen eigenthümlichen Zügen näher zu betrachten.

Gentz wurde geboren zu Breslau im Jahre 1764. Diese Stadt war in jenem Zeitlaufe von seltner Fruchtbarkeit für die Kunst deutscher Rede. Sie gab der Welt drei große Talente, in welchen derselbe Funke nach sehr verschiedenen Lebensrichtungen leuchtete; Fleck betrat die Schaubühne, Schleiermacher bestieg die Kanzel und den Lehrstuhl, Gentz eröffnete sich die Säle der großen Welt und der Staatsverhandlungen. Die Laufbahn des Letztern war ohne Vergleich die glänzendste und außerordentlichste; sie begann von geringen Anfängen. Sein Vater war bei der Königlichen Münze angestellt, hatte eine Ancillon aus Berlin zur Frau, und mit ihr vier Kinder. Friedrich war von den beiden Söhnen der jüngere. Die Erziehung entsprach den Anforderungen und Mitteln eines rechtlichen Bürgerhauses; für den Unterricht war durch die Stadtschule gesorgt. Friedrich aber zeichnete sich durch keine sichtbaren Anlagen aus, im Gegentheil schien seine Fassungskraft beschränkt, sein Sinn war träge, und in ihm weder Fleiß noch Eifer zu erwecken. Der Vater hatte sich zu den geringsten

Erwartungen herabgestimmt, und war schon gewohnt, daß der Sohn wegen schlechten Lernens getadelt wurde und bei den Schulprüfungen wenig Ehre einlegte.

Eines Tages jedoch, da wieder eine öffentliche Prüfung Statt fand, und der Vater den zehnjährigen Sohn hinbegleitete, war dieser ungemein munter und zuversichtlich, der Vater aber nur desto mehr besorgt und auf einen schlechten Ausgang gefaßt. Die Aufgabe war der Vortrag eines größeren Redestückes. „Aber Junge, — fragte der Vater unterwegs zu wiederholten malen, — wirst du deine Sache denn können? getraust du dich auch recht, sie durchzubringen?" — „O ja, versetzte dieser, damit will ich wohl fertig werden," und war sorglos guter Dinge, der Vater aber höchst verwundert; so hatte er den Knaben noch nie gesehen; allein die Gewißheit und Freude, welche derselbe über das unfehlbare Gelingen im voraus bezeigte, schienen nur auf Leichtsinn und Thorheit gegründet, und die beschämendste Demüthigung schien nicht ausbleiben zu können. Wie groß war daher nicht die Ueberraschung und das Erstaunen, als nach dem siebzehnjährigen Fleck, der eben in ähnlicher Uebung den einstimmigsten Beifall errungen hatte, nun der junge Gentz seine Rede mit klarer fester Stimme begann, mit Wärme fortsetzte, durch lebendigen Eifer und Nachdruck den ganzen Vortrag beseelte, und sogar mit dreister Kühnheit dem Schluß eine unvorbereitete Abänderung gab! Er und Fleck gewannen den ersten Preis, die Zuhörer waren entzückt, und beglückwünschten den Vater wegen des so herrlich begabten

Knaben. Doch jener schüttelte den Kopf, und meinte, der unerwartete einzelne Erfolg beweise nicht viel, es stehe doch nur schlecht mit dem Jungen, der leider gar wenig Anlagen habe, und aus dem schwerlich etwas werde zu machen sein.

Diese Meinung mußte auch noch viele Jahre bestehn. Das erste Auftauchen einer seltnen Gabe wiederholte sich nicht, und es blieb in der nächsten Zeit keine Spur davon. Auch wie Gentz in der Folge zu Berlin, wohin sein Vater als Münzdirektor versetzt worden war, das Joachimsthal'sche Gymnasium besuchte, dann auf der Universität zu Frankfurt an der Oder die Rechte studirte, hatte er nach keiner Seite die geringste Auszeichnung, und in der Familie galt er für äußerst schwach an Geist, so daß er es in nichts über das Mittelmäßige bringen würde. Dagegen war seine lässige Sinnesart freundlich und gefällig genug, sein Gemüth nahm nicht Widriges auf, und seine Gutmüthigkeit hatte keine Gränzen; nichts behielt er für sich, seinen Schwestern schenkte er alles, was sie von ihm nur brauchen konnten; Geld besonders hatte gar keinen Werth für ihn, er gab dessen immer bereitwillig, so lange er hatte, und oft mehr, als er durfte und vermochte; dafür schien er auch wenig zu achten, wenn ihm jemand aushalf.

Erst in Königsberg, wo er seine Universitätsstudien fortsetzte und die Vorträge von Kant hörte, widerfuhr seinem Wesen eine gänzliche Umwandlung. Die Klarheit und Stärke des kritischen Philosophen weckten ihn

plötzlich aus seiner Dumpfheit, sein Verstand kam zum Durchbruch, mit dem Geiste wurden zugleich alle Lebensansprüche in ihm aufgeregt, und ein völlig veränderter Mensch, geistreich, lebhaft, kühn und gewandt, trat er im Jahre 1785 von Königsberg zurückkehrend in Berlin wieder auf, zum Erstaunen Aller, die ihn vorher gekannt, und zur Freude der Seinigen, denen schon seine Briefe diese Veränderung einigermaßen angedeutet hatten.

Er begann nun seine praktische Laufbahn in gewöhnlicher Weise, wurde als ein guter Kopf anerkannt, und schon im Jahre 1786 bei dem Königlichen Generaldirektorium als Geheimer Sekretair angestellt, wo er in Geschäftsarbeiten sich durch Fleiß und Umsicht auszeichnete, und bald als Kriegsrath eine höhere Stufe betrat. Eine in Königsberg angeknüpfte, den Wünschen des Herzens entsprechende und auch in weltlichen Aussichten vortheilhafte Verbindung hatte Hindernisse gefunden. Seine bald nachher in Berlin bewirkte Verheirathung, mit einer gebornen Gilly, sollte ihn bürgerlich noch mehr befestigen; allein der Versuch einer Häuslichkeit, welche seinem ganzen Wesen widersprach, mißglückte völlig, und das Band wurde in der Folge gelöst. Daneben reizte ihn die gesellige Welt mit allen ihren geistigen und sinnlichen Genüssen; er huldigte den Frauen, besuchte die Schauspiele, und war überall zu finden, wo Geist und Gemüth sich in behaglicher Lebensfülle darboten. Seine Einführung in die angenehmsten Kreise der höheren Gesellschaft geschah durch Herrn von Schack,

einen der glänzendsten und tüchtigsten Kavaliere damaliger Zeit, Rittmeister im Regimente Gendarmen, der den Mangel an Schulbildung durch natürlichen Verstand, Klugheit, Witz und Gewandtheit reichlich ersetzte, und recht wohl wußte, wen er in seinem Schützlinge empfahl und förderte. Das eigentliche Element desselben war das Gespräch in aller Beweglichkeit der mannigfachsten Form: zu erörtern, zu untersuchen, zu begründen, zu überführen, in allem Wechsel des Tons und der Dialektik, mit heitrer Laune, mit scharfem Unwillen, mit kurzen Schlagreden, mit wallender Ausführung, immer angeregt, leicht begeistert und entzückt! Diese Lust zu diskutiren wurde durch den Wohlklang seiner Stimme, die Wärme seines Ausdrucks und die Eleganz seines Benehmens durchaus liebenswürdig. Auch die Frauen hörten ihn gern, denn seine Beredsamkeit verschmähte keinen Gegenstand, ergriff mit Vorliebe die persönlichsten Bezüge. Wenn er, der wohlgebaute, rüstige und lebhafte junge Mann, mit sanft und weich blickenden Augen, mit einer edlen Dreistigkeit, die doch wieder von einer Art vornehmer Scheu begleitet war, für eignes Anliegen zu sprechen oder die eigne Neigung auszudrücken hatte, so war seinen strömenden Worten kaum zu widerstehen, und Männer und Frauen ließen sich von seiner schmeichelnden Rede hinreißen und bethören. Sein Umgang war ein Genuß, seine Liebe ein Reiz, dem viele Gunst werden konnte, hätte er diese nicht doch meist als die auserlesenste gewollt, die schwer, vielleicht unmöglich zu erlangen war.

Diesen Anlagen und Thätigkeiten ihren höheren Stoff zu liefern, eine würdige Bahn aufzuschließen, mußte ein Weltereigniß sorgen. Die französische Revolution begann im Jahre 1789, überall erwachte die regste Theilnahme, und Gentz begrüßte die vielversprechende Erscheinung mit leidenschaftlichem Interesse. Jetzt wurden die wichtigsten Angelegenheiten des Staats, der Kirche, der menschlichen Gesellschaft überhaupt, die französischen Verhandlungen darüber, und aller Widerstreit der Meinungen und Urtheile, der sich daran entzündete, für Gentz der unerschöpfliche Gegenstand seiner Diskussionen, Erörterungen, Debatten, denen fürerst noch kein anderes Feld eröffnet war, als das Gespräch, dies aber in aller Freiheit und Sicherheit, die nur gewünscht werden konnten. Merkwürdig ist es, daß er, der späterhin die Revolution und ihre Folgen mit der größten Hartnäckigkeit und mit den stärksten Waffen bekämpft, anfänglich ihr größter Lobredner war, und selbst nachher, als er sich schon von ihr losgesagt und auf die Gegenseite gewendet hatte, noch lange Zeit einen Theil ihrer Richtungen und Grundsätze festhielt, und bis zum Ende seiner Lebenstage, bei erklärtestem Widerwillen, bei Drang und Gefährde jeder Art, die ihm die Erneuerung der Revolution brachte, immer noch in der Seele tiefe Verbindungsfäden hegte, die ihm zu dem Befeindeten einen Bezug ließen, wie ihn kein Andrer haben konnte. Einem gewissen Freiheitssinne, einem Anspruch auf Selbstständigkeit, einem Bedürfnisse der Untersuchung und Prüfung, einem höchsten Rechte der

Vernunft und der Wahrheit, hat Gentz niemals abgesagt, und wer ihn für einen Vertheidiger knechtischer Unterwürfigkeit und schnöder Willkür halten konnte, hat ihn nie gekannt oder verstanden.

Sein durchdringender Scharfsinn erkannte sehr bald die Wendungen, wo sein von idealen Vorstellungen nicht verführter, sondern auf positivem Staatsboden beharrender Geist von dem Gange der Revolution sich ablösen, einer gegnerischen Richtung beitreten mußte. Hiefür lieferte England ihm das Beispiel und den Anhalt. Wunderbar hatten sich in Gentz die Kenntnisse und Fähigkeiten seines künftigen Berufes eingefunden und ausgebildet. Das unerläßliche Werkzeug alles Verkehrs in der großen Welt, die französische Sprache, hatte er sich vollkommen angeeignet; er sprach und schrieb sie mit Leichtigkeit; aber auch des Englischen war er in gleichem Grade mächtig. Wie und wann er dies erworben, ist unbekannt. Eben so besaß er die Kenntniß der Staatsverfassung Großbritanniens, der Verwaltung, der Finanzen, und sonstigen Bedingungen dieses Reiches, wie damals vielleicht niemand auf dem Festlande. Aus der Mitte dieses seltenen Besitzes erhob sich für ihn ein neuer Standpunkt, und als Vorbild und Leiter Burke. Die Schrift dieses großen Redners über die französische Revolution machte den größten Eindruck auf Gentz, verwandelte seine ganze Denkart. Durch die Uebersetzung, welche er davon lieferte, wirkte er mächtig auf seine Zeitgenossen. Burke erhielt durch Gentz einen neuen Schwung, und beide Namen sahen sich auf lange

Zeit zu gleichem Ruhme vereint. Jetzt warf sich Gentz mit fruchtbarer Thätigkeit völlig in das Fach der politischen Schriftstellerei. Er gab eigne Schriften und Abhandlungen, er übersetzte aus dem Französischen und Englischen, er übernahm die Leitung einer Zeitschrift, gründete später eine eigne. Seine litterarische Thätigkeit wurde schon damals, durch den Staatsminister Grafen von der Schulenburg-Kehnert mit ansehnlicher Geldhülfe unterstützt. Er prüfte und bekämpfte mit siegreichem Scharfsinn, mit warmer Beredsamkeit die neuen Grundsätze; zum Theil freilich, indem er sie dem Gegner entriß, und auf eignem Boden aufpflanzte! Denn er hegte noch immer starke Freiheitsgesinnungen, und stellte ihre Ansprüche kühn genug auf. Er schrieb gegen den damals mächtigen Minister Grafen von Hoym die schärfsten Denkschriften, worin dessen Verwaltung Schlesiens schonungslos angeklagt wurde. Er ließ an den König Friedrich Wilhelm den Dritten bei dessen Thronbesteigung ein Schreiben drucken, worin er dem jungen Könige politischen Rath zu geben wagte, und ihm besonders die Freiheit der Presse dringend empfahl; eine Kühnheit, zu welcher ihm der Graf Mirabeau durch ein ähnliches Schreiben an Friedrich Wilhelm den Zweiten das Beispiel gegeben hatte, die aber in dem Unterthan und Diener nur stärker auffallen mußte.

Sein persönliches Benehmen war in gleichem Grade dreist. In Erörterungen und Debatten galt ihm kein Ansehn der Person, er bewies Ministern und Generalen ihre Schwäche, und stieß manche gefährliche Eitelkeit

an. Er fühlte sich den Ersten und Größten in Staatssachen gleich, und war empört, wenn leeres Amts- und Rangwesen ihn untergeordnet behandelte. Einem Minister, der ihn ungebührlich hatte warten und dann doch abweisen lassen, nahm er einen prächtigen Band aus der im Vorzimmer aufgestellten Büchersammlung mit, warf ihn auf die Erde und trat mit Füßen darauf, und als sein Freund Wiesel ihn so fand, erzählte er mit Unwillen sein Mißgeschick, indem er ausrief: „In diesem Augenblicke kann ich gegen den Menschen ja nur diese elende Rache haben!" Doch als der Freund auflachte, und dies neue „jus gentium" höchst lustig fand, war auch der Grimm leicht wieder in gute Laune versetzt.

Durch seine schriftstellerische Thätigkeit, seinen politischen Geist und Gehalt war inzwischen Gentz persönlich zu großer Bedeutung aufgestiegen, ohne daß seine äußere Stellung sich merklich verändert hätte. Zwar unter den Gelehrten und politischen Wortführern des Tages sah er sich durch seinen Abfall von der Revolution vielfach angefeindet, und die Wirkung dieses gegen ihn erhobenen Partheihasses hat er lebenslang fühlen müssen; aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft, in der Hof- und Staatswelt, war ihm dafür ein schmeichelhafter Ersatz geboten. Mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, mit Gustav von Brinckmann, Friedrich Schlegel und andern vornehmen Geistern solcher Art, war er schon lange in vertrauter Nähe; jetzt aber suchten insonderheit die Staatsmänner seinen Umgang, die fremden Gesandten bewarben sich um ihn; ein solcher Wortführer

war ein unschätzbarer Gewinn für eine Sache, die mit den Waffen täglich schlechter verfochten wurde; man schmeichelte ihm, man pries ihn, und in der höchsten Klasse der Gesellschaft wußte er gleicherweise die Frauen und die Männer durch seine beredten Gespräche einzunehmen, durch seine eigenthümliche Geistesüberlegenheit zu fesseln. Die hellern Köpfe unter den Emigrirten suchten ihre Hoffnungen an ihm zu beleben, der Prinz Louis Ferdinand sah ihn mit aller Vertraulichkeit, der geniale Major von Gualtieri stellte ihn der schönen Königin vor, aus deren Munde er anmuthige Worte vernahm, der russische Gesandte, damals der ältere Alopeus, zeichnete ihn aus, besonders aber versäumten die Gesandten von England und Oesterreich keine Gelegenheit, den Mann zu ehren und zu ermuntern, der ihrer gemeinsamen Sache so erwünscht und einzig die Kraft seines mächtigen Talentes lieh.

Der Wirbel eines solchen Lebens brachte genug Zerstreuungen und Genüsse; Gentz gab sich diesen in vollem Maße hin. In ihm war es längst entschieden, daß er den Mächtigen und Vornehmen nicht als ein demüthiger Sachwalter, den man abfindet, dienen wollte, sondern als einer, der durch sein Anschließen ihnen gleich würde, an ihren Vortheilen, Genüssen, Begünstigungen Theil hätte, und nur um diesen Preis konnte er sich ihnen hingeben. Wozu schon sein Naturell ihn unwiderstehlich hinzog, zu Genuß und Ueppigkeit jeder Art, zu leichtsinnigem Verbrauch aller eignen Mittel und sorglosem Rechnen auf fremde oder künftige, dahin vervielfachte

sein neuer Lebenskreis ihm nun die Lockungen und Antriebe. Er machte Aufwand, scheute keinerlei Ausgabe, machte Liebschaften, gab Geschenke, besonders aber verthat und vergeudete er mit ihm selbst unbegreiflicher Leichtigkeit. Die geringe Besoldung, das mäßige Honorar seiner Schriften, die Hülfe des Vaters, alles dies reichte bei weitem nicht aus, um ein solches Leben zu tragen. Er machte Schulden, und die unausbleibliche Unordnung, die sich mit einer Lebensart verknüpft, deren Verlegenheiten nur auf Kosten größerer augenblicklich gehoben werden, und deren Ansprüche sich immerfort steigern, ließ ihn bald in ein Labyrinth gerathen, aus welchem kein Ausweg möglich schien. Die Last, anfänglich noch manchmal abzuweisen, legte sich endlich drückend auf, die Hülfsmittel waren erschöpft, die heftigsten Mahnungen ließen keine Ruhe, und die Noth des Augenblicks brachte zur Verzweiflung. Seine Scheu vor äußerer Gewalt, vor leidenschaftlich roher Ansprache, denen er sich ausgesetzt wußte, bildeten sich zur ängstlichsten Furchtsamkeit aus. Die ganze Lage war unleidlich. In den preußischen Verhältnissen, in den knappen, auf Ordnung und Sparsamkeit gegründeten Vermögenszuständen, die er um sich sah, war keine Rettung. Auch die politische Richtung ließ keine außerordentliche Glücksfälle hoffen, durch welche ein Beruf und Talent, wie die seinen, aus der schmerzlich empfundenen Stockung befreit werden könnten.

Gentz beschloß unter diesen Umständen, seine preußische Laufbahn aufzugeben, und Berlin zu verlassen.

Der österreichische Gesandte Graf Philipp von Stadion hatte ihm günstige Aussichten in Oesterreich eröffnet. In diese vortheilhafter einzugehen, suchte er noch ein andres Verhältniß zu befestigen, das mit jenen wohl verknüpft werden konnte. Sein Namen war in England sehr gepriesen, seine Schriften hatten dort großes Aufsehen gemacht. Die herrschende Parthei sah in ihm eines der trefflichsten Werkzeuge ihres Einflusses auf dem Festlande. Ein Aufsatz über die englischen Finanzen, englisch von Gentz geschrieben, hatte den Minister Pitt mit Bewunderung erfüllt. Von dem englischen Gesandten Elliot in Dresden eingeladen, machte Gentz mit diesem eine Reise nach London.

Er hielt hier eine reiche Aerndte; sein Ruhm, seine Fähigkeiten und sein Eifer trugen goldne Früchte. Die Minister Pitt und Grenville nahmen ihn mit schmeichelhaften Ehren auf, sie erkannten in ihm den außerordentlichen Geist, das staunenswerthe Talent, recht eigentlich geboren für die Krisis, in welche Europa sich immer tiefer versinken sah, vor Allen geeignet, die Interessen Großbritanniens, die er wie kein Andrer begriff, mit denen des Festlandes zusammenzuschlingen und gemeinsam zu fördern. Die glücklichen Wochen, die er hier in der glänzendsten Gastfreundschaft verlebte, waren erfüllt mit großartigen Eindrücken, schmeichelhaften Bekanntschaften, wichtigen Vertrauungen, berauschenden Genüssen. Es fanden hier Anknüpfungen Statt, welche sein ganzes folgendes Leben hindurch fortdauerten. Die englischen Gewalthaber ließen es bei ehrenvoller Aner-

kennung nicht bewenden, sie thaten mehr für ihn. Sie gaben ihm, was ihm fehlte, und er bedurfte: Gold. Erst eine runde Summe, für den Anfang im Allgemeinen; dann auch die Zusicherung eines bestimmten Jahrgeldes. Er beschleunigte nun seine Rückreise, um in Oesterreich die Aussichten zu verfolgen, welche mit seinen hier empfangenen Antrieben zusammenstimmten. Als er zuerst wieder auf dem Festlande seine englische Baarschaft in deutschen Währungen überschlug, dünkte ihn die Summe so unermeßlich, daß er sie nicht verbrauchen zu können glaubte, und so verschwendete er mit vollen Händen, rief jeden flüchtigen Genuß, jede spielende Ueppigkeit herbei, nur um sich der neuen Macht, die ihm gegeben war, bis zum Mißbrauche zu ersättigen!

So lebensfroh kam er im Jahre 1803 nach Wien. Hier nahm ihn eine großartige Welt, ein reiches und kräftiges Treiben auf, und er zeigte sich den anspruchsvollen Verhältnissen, in die er eintrat und von denen er umgeben war, durchaus gewachsen. Seine Anstellung hatte zwar nur mäßigen Schein, aber Titel und Rang, auch der ansehnliche eines Kaiserlichen Hofraths und die Erhebung in den Adelstand, konnten nie den Maßstab seiner Bedeutung und Wirksamkeit geben. Durchaus eigenthümlich mußte seine ganze Lage sich gestalten; seine Persönlichkeit, seine Verbindungen, und die Art und Größe seines Talentes brachten es mit sich, daß er nie zu untergeordneten Leistungen gebraucht wurde, sondern nur zu den höchsten und außerordent-

lichsten. Er fand ganze Zeiträume, wo er unbeschäftigt in völliger Muße lebte, und theils als Schriftsteller seine Aufgaben selber wählte, theils durch bloßes Mitleben und Mitsprechen in den höheren Kreisen erwies, wie nützlich und werthvoll ein guter Kopf und heller Geist schon durch jenes ihnen wird. In den besondern Verhältnissen, die sich für ihn ergaben, wurde es möglich und sogar schicklich, daß er längere Zeit gar nicht in Wien, sondern in Prag lebte, wo seine Lebensart und seine Thätigkeit ihr Element kaum verändert zu finden hatten. Die Verbündungen und Kriegsabsichten gegen Frankreich, die Bewachung der englischen und nordischen Verhältnisse, und die Beleuchtung der politischen Rechte und Interessen der Staaten, so wie die Aufdeckung der Gefahren, welche die gebieterische Willkür revolutionairer Gewaltherrschaft für Europa drohte, waren überall und immer der bleibende Gegenstand seiner beharrlichen Aufmerksamkeit, seines unermüdeten Fleißes. Es war ein Kampf der Selbstständigkeit und Freiheit, den er auf diese Art fortführte, mit großem Geistesmuthe, verkannt und verunglimpft auf der eignen Seite, als namhafter Feind gehaßt und geschmäht von dem Gegner, der im Siege nur stets furchtbarer wurde. Gentz hat Meisterwerke geliefert in dieser Epoche, Schriften, die auch in ganz veränderten Zeiten immer wiedergelesen zu werden verdienen, gleich denen der großen Redner des Alterthums. Nicht nur ein hoher Geist athmet darin, sondern auch ein warmes von edler Leidenschaft ergriffenes Herz, ein großer Karakter, der auch in den

Jahren tiefsten Unglücks, 1805 und 1806, unter Bedrängnissen und Gefahren nie wankte, sondern mit Entschlossenheit ausharrte, und seiner klaren Einsicht stets neue Quellen des Lichtes, der Stärke und der Hoffnung entströmen ließ.

Die Waffenerfolge Napoleons beugten endlich das ganze Festland, und als die kräftigen Anstrengungen Oesterreichs im Jahre 1809 unterlegen waren, schien wirklich die Sache, welche für Gentz der Inhalt seines Lebens geworden war, weithinaus aufzugeben. Der Minister Graf von Stadion trat ab, unter dessen Leitung Gentz das letzte Manifest geschrieben und gleichsam die letzten Athemzüge deutscher Selbstständigkeit und Freiheit darin verhaucht hatte; die Verbindung mit England wurde völlig zerrissen, die Insel durch scharfe Gewaltmaßregeln wirklich abgetrennt von Europa. Schwer lastete dieser Zustand auf Gentz, dem nicht nur in Betreff der allgemeinen Angelegenheiten, sondern auch in seiner persönlichen die Einwirkung Englands ein unentbehrliches Moment war. Das Versiegen der Geldmittel, welche ihm von dort noch immer, wenn auch minder regelmäßig, zugeflossen, ließ sich um so weniger verschmerzen, als die Einnahmen in Oesterreich durch täglich verringerten Werth des Papiergeldes litten, und zu dieser Bedrängniß für Gentz noch die seiner früheren und neueren Schuldenverwirrung kam, so daß seine nun schon zur unerläßlichen Gewöhnung gewordene Lebensart von allen Seiten bedroht wurde. Ein früher Versuch, die dringendsten seiner Schulden in Berlin zu tilgen,

wofür er die Summe von sechstausend Thalern eingesandt hatte, war durch den Bankerott seines Beauftragten verunglückt, und diese Summe verloren. Dieses Mißgeschick sah er als eine Weisung an, sich der Sorge um die Vergangenheit und die Zukunft so viel als möglich zu entschlagen, und sich nur um die Gegenwart zu bekümmern, diese so reich auszustatten und zu genießen, als die Umstände es erlaubten. Allein die Sorglosigkeit rächte sich schnell an der Gegenwart, und er sah sich wiederholt allen Gräueln ausgesetzt, die aus der Doppelnoth hervorgehen: nicht zahlen und nicht borgen zu können. Daß er gleichwohl immer Rath zu schaffen wußte, und seine Lebensgewöhnung, seine Ueppigkeit und Verschwendung, wenigstens einigermaßen fortsetzte, dem Tage seinen Wunsch und seine Freude nie versagte, stets im Wirbel des reichen und vornehmen Lebens sich behauptete, darin ist nicht minder die Kraft seiner Persönlichkeit und das fortwirkende Gewicht seines Talents als die Gunst des Glückes und der Umstände anzuerkennen.

In dieser Zeit übernahm der Graf von Metternich die Leitung der politischen Angelegenheiten Oesterreichs, und an dieses Ereigniß knüpfte sich für Gentz eine neue Lebensepoche, in welcher seine Stellung eine feste Grundlage, seine Thätigkeit neuen Aufschwung gewann, sein Talent zu dem höchsten Glanz und Erfolg aufstieg, und sein ganzes Wesen man kann sagen zur Erfüllung kam. Wohl hatte er früh mit geübtem Scharfblicke die seltnen Eigenschaften dieses Staatsmannes erkannt und die

künftige Größe desselben geahndet. In mancher Erinnerung lebt noch der Ausdruck der Bewunderung, mit dem er dessen Gesandtschaftsberichte aus Paris als eine Reihe meisterhafter Darstellungen pries, denen an Geist, an Klarheit und Ruhe, in diesem Gebiete wenig zu vergleichen sei. Seine Anerkennung betraf zum Theil auch solche Eigenschaften, die er in sich selber vermißte, denn Gentz, ohne Zweifel der gründlichste und beredteste Publicist, konnte sich als eigentlicher Diplomat nicht gleicherweise rühmen. In Metternich zum erstenmale fand er, was er bedurfte und bisher immer entbehrt hatte, einen Obern, durch dessen Leitung seine Thätigkeit sich zu einem Ganzen und Stäten ordnete, einen Vorgesetzten, dem er sich unbedingt anschließen und überlassen konnte.

Noch während Napoleons Uebermacht erhob Oesterreich sich zu neuer Selbstständigkeit, und die Art selber, wie man sich mit der fremden Gewalt abfand und stellte, war eine Schwächung dieser. Auch Gentz konnte diesen einstweiligen Zuständen, der aufgedrungenen Wirklichkeit nachgiebig, in gewissem Sinne zustimmen. Erst jetzt wurde sein Standpunkt ganz österreichisch, das Interesse dieses bestimmten Staates sein ausschließliches Augenmerk, und Wohl und Wehe desselben zu dem seinen. Auch hatte sich bereits eine erwünschte Verbesserung seiner persönlichen Verhältnisse ergeben. Anstatt der englischen Hülfsquellen eröffneten sich andre, nicht minder ergiebige; die Hospodare der Moldau und Wallachei nahmen Gentz, auf gültige Fürsprache, zum diploma-

tischen Beauftragten in Wien, ein Verhältniß, welches die größten und mannigfachsten Vortheile gewährte.

Die Geschichtsereignisse wälzten sich hierauf allmählig einer Wendung zu, deren Umfang im Jahre 1813 völlig sichtbar wurde. Das Manifest Oesterreichs, die Kriegserklärung gegen Napoleon, ist von Gentz verfaßt, und ein bleibendes Denkmal seiner Meisterschaft. Die Siege der Verbündeten waren Triumphe für Gentz; in der Sache, für die er gestrebt und gewirkt, sah er alle Mächte des Festlandes und diese mit England vereint, dem wieder aufgeschlossenen und wirksamen; von allen Seiten berührten ihn die Erfolge, die günstigen Entwickelungen und Früchte des großen Zusammenwirkens, das in seiner Person schon lange vorher ein gemeinsames Organ gehabt und noch jetzt in ganzer Stärke fand. Den hohen Namen, welche in jenen Begebenheiten durch Kriegs= und Friedensthaten in erster Reihe glänzen, schließt der von Gentz billig als einer der ersten nachfolgenden sich an.

Nach kurzem Genusse der Siegesfreude und des Wohlbehagens, — für Gentz fast schon in Ueberdruß gesteigert, — thaten sich die Arbeiten des Wiener Kongresses auf, bei welchem der Fürst von Metternich den Vorsitz führte, Gentz aber die Ergebnisse der Verhandlungen niederschrieb. Als Napoleon darauf wiedergekehrt und abermals überwältigt worden war, und ein zweiter Friedensvertrag in Paris verhandelt wurde, nahm auch Gentz an diesem Aufenthalte Theil, zum erstenmal die Scheu vor dem so lange feindlichen Lande und

den dort noch möglichen Gefahren überwindend. Die folgenden Kongresse von Aachen, Karlsbad, Wien, Troppau, Laybach und Verona, welchen eine Reihe von Jahren hindurch die wichtigsten Angelegenheiten Europa's zur Berathung und Entscheidung anheimfielen, sahen gleichfalls Gentz in der gewohnten, eingeübten, fast nur einzig ihm zustehenden Thätigkeit.

Daß mit Napoleons Besiegung der frühere Zustand der Welt nicht herzustellen war, daß die Wirkungen der Revolution in dauernde Gestalten übergegangen und noch immer thätig waren, hatte sich bald genug offenbart, und derselbe Kampf, in welchem Gentz bisher unermüdet alle Wechsel durchgemacht, mußte ferner aufgenommen werden, als ein Kampf des Bestehenden, der berechtigten Macht, gegen den Andrang gährender Meinungen und falscher Ansprüche. Hier zeigte sich Gentz abermals in seiner Meisterschaft und Rüstigkeit; frischen Muthes war er stets bereit, jede Herausforderung, die seiner würdig schien, anzunehmen. Auch in diesem Kampfe suchte er sich stets die Häupter aus, seinem Grundsatze getreu, jede Parthei nur in ihren höchsten Vertretern anzuerkennen. Das Volk, die Menge, und ihre unmittelbaren Interessen, ließ er von jeher unbeachtet; er läugnete sie nicht, aber er sagte, jeder Mensch müsse sich bescheiden, auf ganze Richtungen verzichten, und so habe er von jeher Volk und Volksthum außerhalb seines Faches und Berufes gestellt; er warte bei jeder Meinung, bis ein Anführer an ihre Spitze trete, mit dem es sich verlohne anzubinden, und gewöhnlich

trete das schnell genug ein. Mit den Franzosen, denen bisweilen eine Abfertigung zu geben war, hatte er leichtes Spiel, ihre Ungründlichkeit gab stets Blößen, und ihre Stimme fand auch sonst Widerspruch; andre Gegner, unterrichtetere, nähere, traten unter den Deutschen auf. Grade den mächtigsten und ihm gefahrvollsten stellte er sich entgegen, dem von ihm bewunderten, hochfahrenden Görres, dem gewandten, nachdruckvollen Lindner. Doch wie frei und würdig, mit welch edler Sprache und gutem Anstande, wußte er diese Streitigkeiten zu führen! Wie zu einem Ritterkampfe, und die Waffen anfangs zum Ehrengruße senkend, schritt er heran, und wo der Ausgang unentschieden bleiben mußte, behielt er wenigstens den guten Anschein auf seiner Seite, welchen der geschickte Vortrag und das feine Benehmen so leicht erwerben. Nicht immer in derselben Weise wurde ihm erwiedert; es erhoben sich wüthende Pöbelstimmen gegen ihn. Doch diese, gleich der Verkennung, welche ihn so häufig auch von Seiten der Bessern traf, die rohen Anschuldigungen feiger und knechtischer Denkart, feilen und heuchlerischen Sinnes, konnten ihn tief schmerzen und kränken, aber nie irre machen noch entmuthigen.

Uebrigens begehrte er nicht, furchtlos und tadelfrei zu scheinen; er gab sich willig als der, der er wirklich war, mit allen Schwächen und Fehlern. Mit dem Vortheile der Sache, der er diente, glaubte er den seinen stets verbinden zu dürfen, und dies in einem Maße, das er aus der ihn umgebenden Welt nicht klein nehmen konnte. Er ließ sich seine Dienste bezahlen, und

ungeheuer bezahlen; aber käuflich war er nicht, und gegen seine Pflicht hat er nie gehandelt. Er war so überzeugt von dem Egoismus der Andern, daß er den seinen nur für eine Nothwehr, für eine Bedingung des Bestehens hielt, und den Mangel dieser Waffe wohl gar beseufzte, wo er sie an sonst wackern Leuten zu sehr vermißte, denen er Theilnahme und Wohlwollen gewidmet hatte. Dem Vorwurfe der Feigheit beugte er sich am meisten, willig bekannte er sich zu der unüberwindlichen Furcht und Angst, denen er von vielen Seiten immer offen war. In seinem Berufe hat er nie des Muthes, noch der Kühnheit entbehrt, vielmehr zu allen Zeiten das Aeußerste gewagt. Aber er fürchtete Gewitter, See- und Bergfahrten, Waffengeklirr, Volksgeschrei, kurz alles und jedes, mit dem sich nicht reden ließ, und wo keine Argumente galten. Die Furcht vor dem Tode verbitterte ihm oft den höchsten Lebensgenuß, und er suchte jeden Gedanken an Altwerden und Sterben möglichst von sich abzuhalten. Ihn erschreckte jedes laute barsche Auftreten, jedes wilde trotzige Aussehen, ein Schnurrbart schon war ihm unheimlich, ein finstrer unwilliger Blick, den er nicht gleich deuten konnte, selbst bei seinen besten Freunden, machte ihn unruhig; ein schwarzes düstres Gesicht neben ihm, mit starkem Schnurr- und Backenbart, konnte ihm eine ganze Mahlzeit verderben, seine scheuen Seitenblicke peinlichst beschäftigen. Als Kotzebue durch Sand erdolcht worden war, erhielt Gentz einen fürchterlichen Drohbrief, er sei der Ehre, durch den Dolch zu sterben, gar nicht werth,

ihm sei Gift bestimmt und schon bereitet, denn verurtheilt sei er längst als ein Verräther, der die Freiheit des Vaterlandes untergraben helfe. Der wohlfeile und so nach jenem Schreckensereignisse gewiß frevelhafte Scherz machte auf Gentz entsetzlichen Eindruck; er sollte bei einem fremden Gesandten, seinem bewährten Freunde, zu Mittag speisen, er ließ absagen, wagte acht Tage sich nicht aus dem Hause, und kaum zu essen, jeder Bissen, den er genoß, erregte ihm Schauder und Angst. Seine Empfänglichkeit machte ihn gar leicht zum Gegenstande von Mystifikationen, doch meist nur Freunde, die ihn liebten und würdigten, durften ein solches Spiel unternehmen, das denn fein und anmuthig blieb und eine heitere Wendung nahm. So wenn man ihn ein albernes Buch, mit eingeklebtem falschen Zueignungsblatt an ihn, entdecken ließ, da sich dann sein Verdruß und seine Beschämung in scharfsinnigen und rednerischen Beweisen ergoß, wie dergleichen ohne sein Wissen geschehen sei und ihm nicht zugerechnet werden könne; oder wenn ihm eine mißfällige Meinung, die er nicht hatte, angedichtet wurde, und er darauf seine wahre mit strömender Beredsamkeit darlegte.

Seine Furcht, seine Eitelkeit, seine Sinnlichkeit, und was man sonst an ihm tadeln mochte, kannte und gestand er selbst mit liebenswürdiger Offenheit, seine Fehler und sein Verhalten gegen sie hatten etwas Kindliches und sogar Kindisches, man konnte sie wohl strafbar finden, aber zugleich mußte man die Erbstücke der Men-

schennatur darin erkennen und entschuldigen; man durfte sie lieben, und nöthigenfalls beschützen. Er selbst hielt mit der Ueberlegenheit seiner geistigen Erscheinung die Fremden und Unvertrauten in scheuer Ferne; jeder Vorschnelle, der ihm zu nah getreten wäre, hätte aber auch von andrer Seite sich bald eingehalten gefühlt, denn die höchsten und tapfersten Männer, die herbsten und trotzigsten Sinnesarten, waren mit Gentz innigst befreundet und standen für ihn ein.

Seine Schwächen ihm abzumerken war nicht schwer. Wo er nicht im voraus fest entschlossen war zu schweigen, was er dann vollkommen konnte, überließ er sich gern der freisten Aufrichtigkeit, und sprach mit liebenswürdiger Offenheit Ansichten und Urtheile aus, die man von ihm in solcher Art niemals erwartet hätte. Sich zu verstellen, war ihm nicht gegeben; versuchte er bisweilen, mit Schlauheit jemandem etwas einzureden oder zu entlocken, so mißglückte es in den meisten Fällen. Ein englischer Gesandter behauptete, jedesmal zu wissen, wenn Gentz ihm etwas vorzuspiegeln oder ihn zu bearbeiten meine; dann nämlich blicke derselbe ihn gleich darauf verstohlen seitwärts an, um zu erforschen, ob er Glauben finde. Zuweilen gab er mit naiver Heiterkeit jeden Rückhalt auf. So richtete er einst an einen jungen Diplomaten, der ihm sehr ergeben war, dessen wiederholte Erfolge ihn aber verwunderten und fast neidisch machten, ganz vertraulich die Frage: „Sagen Sie mir, mein Lieber, was machen Sie den Leuten denn eigentlich weiß?“ Ei! dachte dieser, hältst Du, alter Grauer,

das für die letzte Kunst? Da muß sie ja wohl auch Deine gewesen sein!

Ergraut war er freilich schon durch Zunahme der in Arbeiten und Weltleben hingebrachten Jahre. Sein Ehrgeiz, dem in einer gewöhnlichen Laufbahn viel zu wünschen geblieben wäre, hatte in Verhältnissen, die als einzig dastanden, die außerordentlichsten Befriedigungen erfahren. Ruhm, Einfluß, Ehrenzeichen, Geld, Wohlleben, fehlten ihm nicht. War es ihm schmeichelhaft, daß ihn, den aus unterem Stande Emporgekommenen, die vornehmsten und reizendsten Gunstbezeigungen anlockten, so gefiel er sich nicht weniger in dem Gelüst, den Reiz des Absonderlichen und Fremdartigen auch in unteren Regionen, und selbst in strafbaren, zu verfolgen, um einer doch meist nur kindischen Neugier schauerliche Eindrücke zu gewähren. Den durch die mannigfachsten Genüsse verweichlichten Sinnen durfte keine Behaglichkeit fehlen. Er umgab sich mit kleinen Annehmlichkeiten, er verschwendete Tausende für geringfügige Leistungen. Kindisch freute er sich seiner Fußdecken, Polster, Geräthe, Blumenarten, Papiersorten. Seine Ueppigkeit ging nie auf große Gegenstände und bedeutende Einrichtungen, war aber unmäßig in kleinen Dingen. Schneller, als es in seiner ursprünglich starken und heitern Natur begründet schien, überschlich bei solchem Hinschweifen des Lebens ihn Abspannung und Ueberdruß. Er fühlte Kränklichkeit und Verfall, er sah die Jugend entflohn, das düstre Alter nah; der Luxus körperlicher Sorgfalt mußte sich in nothgedrungene Fürsorge verwandeln, mit

Seufzen bequemte er sich zu falschem Haar! In seiner Verstimmung mied er dann die Gesellschaft, die Geschäfte wurden ihm zuwider; kam irgend ein Uebel hinzu, das ihn persönlich berührte, ein Mißverständniß, eine Verlegenheit, eine Bedrohung, verdüsterte sich der politische Himmel, oder stockten die außerordentlichen Einkünfte, deren er nie genug haben konnte, so war seine Schwermuth gränzenlos, und er verzweifelte am Leben.

Aber jeder Sonnenschein von Gesundheit und Gedeihen rief auch wieder seine ganze Kraft, seinen Muth und Leichtsinn zurück. Gleich vergessen hatte er alle Klagen und Geständnisse, er läugnete in der nächsten Stunde die der vorigen ab. Kaum der Noth frei, worin er eben noch gezittert hatte, spottete er ihrer, verneinte sie denen, die sie noch fühlten. Die Hülfe, die er angesprochen, der Trost, den er empfangen, durften sein Gedächtniß nicht beschweren; sie zu erwiedern fiel ihm niemals ein. Er war den Gedanken und dem Sinne nach ein treuer Freund; wen er einmal geachtet, wen er geliebt, der blieb ihm für immer ein Gegenstand der Theilnahme und Neigung; aber zur That bedurfte er der persönlichen Anregung, sie mußte einen Reiz für ihn, für ihn einen Genuß haben. Der gegenwärtige Augenblick war ihm alles, er lebte ganz in dessen Macht und Gunst.

Ihm wurde das Glück zu Theil, durch eine wunderbare Wiederbelebung, wozu die Bäder von Gastein und Ischel besonders wohlthätig gewirkt, zu neuer Gesundheit und Kraft zu erstarken, und nach frühem Vor-

schmacke trauriger Alterserschlaffung neue Jahre eines kräftigen und muthigen Mannesalters zu erleben; was für jeden Menschen ein seltenes und außerordentliches Glück gewesen wäre, mußte von Gentz als ein hundertfaches begrüßt werden. Sein Geist erhob sich zu neuer Thatkraft, die Welt erweckte ihm frischen Antheil. Er hatte nie aufgehört, mit Wissenschaft und Litteratur in Verbindung zu sein, und überhaupt seine Nebenzeit, während er außer den Geschäften alles nur lässig zu nehmen und sich trägem Nichtsthun zu ergeben schien, fruchtbar auszubeuten verstanden. Auch zum Schreiben war er stets eifrig geblieben, und als er längst aufgehört hatte Schriftsteller sein zu wollen, auch die Anlässe zu politischen Aufsätzen seltner wurden, trieb ihn sein angebornes Talent beinahe täglich zu schriftlicher Mittheilung an, und es war ihm Bedürfniß, wenigstens Briefe zu schreiben. Jetzt aber, in dem Bereiche seiner nächsten Tagesbezüge, sah man nicht nur ihn selbst mit Heiterkeit wieder erscheinen und der alten geselligen Vorzüge genießen, sondern auch seinen litterarischen Antheil einen neuen Aufschwung nehmen; bei jedem persönlichen Anlasse griff er mit Lust und Fülle zur Feder; ja man wollte seine Schreibseligkeit bald sogar übermäßig und fast beschwerlich finden!

Aber seinem solchergestalt erfrischten Alter waren noch gewaltige Schickungen zugedacht, sein Wesen gleichsam nur gestärkt worden, um den Gipfel aller seiner Lebensbeziehungen noch zuletzt als höchstes Dasein in Glück und Unglück zu erfahren. Gentz hatte das seltne Glück, seine letzten

Lebenszeiten durch Liebe verherrlicht zu sehen; nicht durch eine gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anschließen, eine reizende Bethörung, sondern durch eine ächte, volle, beglückende Leidenschaft. Mit seiner erneuten Gesundheit und seinem wiederbelebten Geiste war auch die ganze Kraft seines Herzens wiedergekehrt. Die Schönheit, die Anmuth und Liebenswürdigkeit eines holden Geschöpfes hatten ihn zauberisch berührt, und die erregte Flamme beleuchtete so glücklich seine eigne Liebenswürdigkeit, stellte so reich den unvertilgten Schatz seines Gemüths hervor, daß die schönbegabte Jugend freudig den ganzen Werth des Greises anerkannte, und seine Liebe erwiederte. Solch ein Begegniß in seinem ganzen Umfange zu würdigen, seine Schickungsmacht zu empfinden, sein Glück auszusprechen, war niemand so fähig und berufen als Gentz, dessen vertrauliche, diesen Gegenstand behandelnde Briefe wohl eben so anzusehen und in gleicher Weise zu lesen und zu ehren sein dürfen, wie Goethe's römische Elegieen, denn von solchem Inhalt emporgehoben steht die Prosa in gleichem Range mit dem Gedicht.

In diese Zeit fällt seine höchste Empfänglichkeit für die Poesie, seine Freude an alten und neuen Dichtern, seine wunderbare Neigung für den ihm scheinbar widerstreitendsten, für Heine. Sein Geist sieht über die Zufälligkeiten des Tages, über die Richtung, welche der Weltlauf diesem Talente zugewiesen, erhaben hinweg, um nur dieses zu sehen, und läßt Licht und Wärme des dichterischen Schaffens auch von sonst feindlicher

Seite bei sich ein. Und wahrlich vergebens hat man ihm den großartigen Sinn durch herabsetzende Bezeichnung zu mißdeuten, dem Dichter den ihm gewordenen Lobpreis zu verkümmern gesucht; es wird für Gentz immer ein günstiges Zeugniß sein, daß er Heine's Gedichte lieben konnte, und für Heine ein edles Blatt seines Lorbeerzweiges bleiben, einem Geiste dieser Art gefallen zu haben.

Im Glück und Stolze seines neuen Lebens, im Vollgefühle der Kraft, welche seinen Geist und sein Herz emportrug, fühlte Gentz anfangs die Gewitterschläge wenig, mit welchen eine neue Revolution in Frankreich plötzlich ausbrach. Sie mußten in starken und nahen Wiederholungen, in furchtbarer Aufzeigung ihrer unwiderstehlichen Folgen, in persönlichen Verlusten und Gefahren ihn treffen, um in sein Gemüth mit allen ihren Schrecknissen einzudringen. Jetzt aber fühlte er die ganze Gewalt derselben, er sah die Welt auf's neue einer Richtung überliefert, welche ein vierzigjähriger Kampf und fünfzehnjährige Siegesmacht nicht hatte bezwingen können, er sah die Aufgabe und Frucht seines Lebens zertrümmert, und am Schlusse desselben sich wieder in den Anfang einer Laufbahn versetzt, die zum zweitenmale zurückzulegen der Greis weder Muth noch Hoffnung haben konnte. Alle Stützen seiner Stellung schienen umgerissen, und eine öde bedrängte Zukunft ihm, nebst allem übrigen Entbehren, auch das des einzigen Glückes aufzuerlegen, das gerettet ein Ersatz für jedes andre hätte sein können, aber für sich allein kaum zu

retten war. Lebhaft ergossen sich seine Bekümmernisse in beredten Klagen. Er forderte Trost und Rath, den aufzunehmen er kaum noch fähig schien.

Jedoch Beispiel, Zuspruch und die nähere Betrachtung der Verhältnisse selbst, welche schon wieder zu festerer Gestalt übergingen, erhoben bald seinen Muth auf die Höhe, wo er sich vormals behauptet hatte. Zum zweitenmale sah Gentz die Revolution zu einer Wendung gebracht, bei welcher noch nicht alles verloren schien; und so wie schon früher einmal sogar der Sieg vielfache Wirkungen des Ueberwundenen als Bestehendes aufgenommen und bestätigt hatte, so glaubte Gentz auch jetzt, daß mit der Revolution ein Stillstand nicht unmöglich sei, der einigen ihrer Wirkungen gleichfalls die Rechte von Bestehendem vorläufig einräumte. In diesem Sinne schrieb er einen denkwürdigen Aufsatz, den Inbegriff seiner letzten politischen Ueberzeugung, das Vermächtniß seiner Ansichten. Ob er darin Recht gehabt, ob seine Richtung oder seine Aeußerungsweise Tadel verdiene, mag hier unerörtert bleiben; die Thatsache nur sei ausgesprochen, daß Gentz durch jenen Aufsatz im Wesentlichen die Grundzüge der Staatsklugheit bezeichnet hat, welchen die gesammte europäische Politik seit Jahren wirklich gefolgt ist, und denen sie auch ferner folgen zu wollen scheint. Doch in mancherlei Widerspruch mit Ansichten und Meinungen verwickelt, die dem tieferen Sinne nach wohl auch die seinigen waren, deren jetzige Anwendbarkeit er aber durchaus bezweifelte, und daher mit aller Lebhaftigkeit, ja wohl mit gesuchter

und sophistischer Entgegensetzung bestritt, sah er zuletzt auch gegen sich noch die Beschuldigung auftreten, die so häufig ungerecht Statt findet, und von welcher Gentz gewiß vor vielen Andern freizusprechen ist, daß er seinen früheren Grundsätzen abtrünnig geworden sei, und die Farbe gewechselt habe.

Gefaßt und gestärkt lebte Gentz wieder den Geschäftsarbeiten, die oft einen großen Theil seines Tages hinnahmen. Seine Muße widmete er ganz der Liebesneigung, welche ihn zu beglücken fortfuhr. Ein üppig ausgestattetes Gartenhaus mit reichem Blumenflor gewährte den lieblichsten Aufenthalt. Auch seine Einnahmen hatten sich wieder mit seinen während der letzten Zeiten nur gestiegenen Bedürfnissen im Verhältniß gestellt, und aus wechselnden Hülfsquellen, zum Theil aus der unmittelbaren Freigebigkeit des Kaisers, welche für ihn nicht vergebens angesprochen wurde, zog er eben so große und größere Summen, als früher so manche andre Fundgrube geliefert hatte. Sein Leben konnte auf diese Weise in ebner Bahn noch geraume Zeit fortgehen. Er hoffte es, und gestand, daß er auf ein hohes Alter rechnete.

Indessen hatte er bereits das achtundsechzigste Jahr angetreten, und eine Bahn zurückgelegt, welche als eine vollständige, als eine an die Gränzen ihrer Aufgaben, Wünsche, und Hoffnungen, durch reiche und wiederholte Erfüllung glücklich hingelangte erscheinen durfte. Größeres schien er nicht mehr erfahren, Schöneres ihm nicht mehr begegnen zu können, als bis hieher geschehen

war. In den Staatsgeschäften konnte die volle Gunst früherer Umstände schwerlich wiederkehren; seine Liebe hingegen wurde mehrmals durch längere Trennung und durch die Aussicht getrübt, daß die Zukunft solche nur stets entschiedener herbeiführen müsse. Allein noch genoß er einer guten Gesundheit, und ihn ängstete keine Furcht nahen Sterbens. Da erscholl unerwartet aus Weimar die Nachricht, Goethe sei gestorben. Goethe war dreiundachtzig Jahr alt geworden; Gentz hatte ihn niemals eigentlich geliebt, immer nur wider Willen ihn bewundert und verehrt; man hätte glauben sollen, dieser Tod würde sein Gemüth am wenigsten berühren. Grade dieser jedoch erschütterte ihn durchaus. Er konnte nicht aufhören davon zu sprechen, und daß auch ein Goethe, einer der größten Männer aller Zeiten, sterben müsse, wirkte auf ihn wie ein Wunder und ein Entsetzen. Völlig außer Fassung brachte es ihn, daß dieser Tod nicht größere Wirkung hervorbringe, daß alles so weitergehe; mehrmals rief er aus, dies sei ja ein Weltereigniß, eine ungeheure Veränderung, daß Goethe nicht mehr da sei, und daß dieses Bewußtsein, diese Lebensgenossenschaft aufgehört habe. Seitdem faßte er den Tod näher in's Auge, und er selbst glaubte sich sterblicher. Vieles ordnete er jetzt in seinen Angelegenheiten, verbrannte den größten Theil seiner Papiere, unter welchen in eigner und fremder Handschrift die kostbarsten Schätze zu vermuthen waren.

Noch einige Zeit verstrich in erneuten Anreizungen des Lebens, noch mancher Tag warf einen lieblichen

Schein; aber die Flamme selbst, indem sie heller leuchtete, nahte nur um so rascher dem Erlöschen. Ein allgemeines Sinken der Kräfte trat plötzlich ein. Gentz fühlte, daß er aus diesem Zusammenfallen sich nicht wieder aufrichten würde, er war gewiß, daß es mit ihm zu Ende ginge. Und der Schwache, der Muthlose, der sein ganzes Leben hindurch vor dem Tode gebebt, den die zufällige Mahnung an dies gemeinsame Geschick oft ganze Tage verstimmt hatte, der sah jetzt mit Entschlossenheit und Kraft dessen wirkliches Herannahen! Unverzagt blickte er ihm ins Auge, und fand die Schrecknisse nicht, die er gefürchtet. Mit starkem Geiste sprach er von seinem Zustande, der bald enden würde, bis dahin sollte man Geduld haben. Er sah den Fürsten von Metternich in gerührter Theilnahme an seinem Krankenlager; die treuste Pflege liebevoller Hände blieb ihm bis zum letzten Augenblick. Am 9. Juni 1832, ohne Schmerzen und fast ohne Leid, entschlief er sanft, denn in dem Maße, wie seine Kräfte, hatte auch seine Empfindung abgenommen. Wunder und Preis erweckte sein muthvolles Sterben, sein ruhiges Entschlafen; und die Gunst des Himmels, die ihm so vieles verliehen, schien ihr größtes Geschenk ihm bis zuletzt aufgespart zu haben.

Gentz war in der evangelischen Kirche geboren, und lebenslang in ihr verblieben; nie hatte er daran gedacht, katholisch zu werden. In seiner religiösen Denkart stand unerschütterlich der Geist der Aufklärung und des Vernunftglaubens fest, der im achtzehnten Jahrhundert all-

gemein vorherrschte. Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und schlafferen Sinne, als die strenge Lehre Kants, dem sein Geist beharrlich anhing, es vorschreibt; aber sein Gefühl blieb stets dem Menschlichen, dem Wohlthun und der Güte zugewendet; seine Nächsten zu erfreuen war ihm ein Bedürfniß; besonders liebte er zärtlich seine beiden ihn überlebenden Schwestern, sandte ihnen nach Berlin Geschenke, und schrieb ihnen oft. Er haßte niemanden, und wer ihn zu hassen schien, den suchte er zu begütigen; Ungerechtigkeit und Härte auszuüben war er nicht fähig, außer wo Vergessen und Unterlassen, Leichtsinn und Zerstreuung, zu solcher Wirkung übergingen. Bemerkenswerth ist, daß alle vielfachen Schulden, welche Gentz in Berlin zurückgelassen, nach und nach vollständig abgetragen worden, und schon im Jahre 1815 getilgt waren. Zur Berichtigung aber seiner seitdem in Wien durch verschwenderische Sorglosigkeit wieder angehäuften Schulden reichte seine Hinterlassenschaft nicht aus. Noch ist merkwürdig, daß Gentz, der wiederholt auch in Finanzsachen gearbeitet und alle neuen Entwürfe, so wie jede wichtige Nachricht immer früh wußte, auf Benutzung des Börsenspieles kaum Bedacht nahm. Er zog es vor, klare, runde Summen aus freier Hand, ohne viele Rechnung und Ueberschlag, zu empfangen, niemals zum Mehren und Anhäufen, sondern stets nur zum eiligen Verbrauch.

Sein Tod machte allgemeinen Eindruck. Wohl strömten die Tagesfluthen, wie bei Goethe's Tod, ihre großen und kleinen Wogen darüber hin; aber die Welt,

in welcher Gentz gelebt, wußte was sie an ihm verloren hatte. Dieser Verstand, diese Kenntnisse, dieses Talent, mußten überall, wo sie gewirkt, vermißt werden. Die Staatsmänner, die Gesellschaft, und vor allem die Freunde, widmeten ihm dauernde Erinnerung. Auch aus andern Kreisen hallten ihm aufrichtige Klagen nach. Ihm hatte sich durch Vermittlung eines großen Geschäftshauses ein Briefwechsel mit einer hohen Person in Paris eröffnet, der zu dem vielen Seltnen und Wunderbaren gehörte, wodurch Gentzens Leben und Stellung immer als ganz einzig erscheinen mußten. Eines der Häupter jenes Geschäftshauses sagte nachher, als Gentz gestorben war, von ihm bedauernd: „Das war ein Freund! solchen bekomme ich nie wieder! Er hat mich große Summen gekostet, man glaubt es nicht, wie große Summen, denn er schrieb nur auf einen Zettel was er haben wollte, und bekam es gleich: aber seit er nicht mehr da ist, seh' ich erst, was uns fehlt, und dreimal so viel möcht' ich geben, könnt' ich ihn in's Leben zurückrufen!"

Was er im Ganzen gewirkt und geleistet, läßt sich mit äußerlichen Thatsachen nicht immer darlegen, sondern muß geistig angeschaut und erwogen werden; hier ist der Ausspruch der Wissenden allein gültig, und sein Inhalt nicht zweifelhaft. Gentz war der erste, und lange Zeit der einzige, wahrhaft staatskundige Schriftsteller, der mit Talent und Nachdruck die Sache der Regierungen und der herkömmlichen Ordnung gegen die Revolution und deren Nachfolger vertheidigte. Unauf-

hörlich brachte er neue und schlagende Gründe, gedrängte Schlußfolgerungen, unwiderstehliche Beweisführungen in den Kampf, um den schwierigsten Stand gegen öffentliche Meinung wie gegen herrscherliche Gewalt mit beharrlicher Ausdauer zu behaupten. Nur er, ein gewesener Bürgerlicher und früherer Anhänger der Revolution, nur ein solcher, stark noch gegen den Feind durch den Geist und die Waffen, die er von ihm herübergebracht, konnte mit solchem Vortheil in diesem Streit auftreten. Und auch als Mitstrebende genug in seiner schriftstellerischen Bahn nachfolgten, blieb er stets der Erste, durch Kraft und Sicherheit die Einen, durch Vornehmheit und Weltkunde die Andern weit überragend. Seine Gedanken und seine Beredsamkeit liehen den Verbündungen der Mächte einen Glanz und Schimmer, deren Mangel oft nachtheilig war empfunden worden; seine wundervolle Prosa erhob den Ausdruck der Kabinette zu der Höhe britischer Rednerbühne. Sein Geist wußte die mannigfachsten Werkzeuge zu beseelen; in dem Organismus desselben fehlten vielleicht nur zwei äußerste Glieder: strenger Tiefsinn und rascher Witz; alles was zwischen diesen Endpunkten einzureihen ist, besaß er in reichster Ausbildung und Brauchbarkeit.

Gentz hat keinen Nachfolger gehabt, und konnte keinen haben. Die Stellung, welche er genommen, war die seinige allein, das Erzeugniß seiner Zeit, seiner Eigenschaften, seiner Persönlichkeit. Sein jüngerer Freund Adam von Müller, der schon in Berlin sich ihm eifrigst angeschlossen hatte und später nach Oesterreich gefolgt

war, wäre fähig gewesen, ihn nach einigen Seiten zu ersetzen, nach allen keineswegs; er wirkte aus andren Gesichtspunkten, und strebte mit schwächeren Schwingen zu vielleicht höherem Ziel.

Wir schließen hier unsre flüchtigen Umrisse; sie können das Bild nur andeuten, zu dessen vollständiger Ausführung der Zeichner stets noch andre Gaben wünschen dürfte als die seinigen; die reichen Lebensfarben eines Diderot, die scharfen Lichter eines Heine müßten hier behülflich sein, und doch möchte zuletzt noch immer ein Zusatz fehlen, den nur Gentz selber dem Bilde geben kann. Dieser aber wird nicht immer fehlen. Seine meisterhaften Schriften und Aufsätze werden gesammelt werden, seine herrlichen Briefe nicht verschlossen bleiben, und aus diesen selbsteigenen Zeugnissen wird alles über ihn Gesagte erst in sein wahres Licht und Verständniß treten.

1.

Wien, den 28. September 1803.

Ich schäme mich, besonders nach so langem Stillschweigen, einen Brief an Sie zu schreiben, der eigentlich nichts anders als ein Geschäftsbrief sein wird; denn ich nenne Geschäftsbrief einen jeden, den man aus einem unmittelbaren, bestimmten, persönlichen Interesse schreibt. Ob dies Interesse um Königreiche, Geldsummen, oder — wie es hier der Fall ist — sichre Nachrichten über einen gewissen Gegenstand betrifft, ist gleichgültig. Um mir also auch nicht einmal das Ansehen zu geben, als könnte ich Ihnen heute einen wahren Brief schreiben, gehe ich gleich in die Sache ein. — —

Ich habe keine Leidenschaft mehr für Christel, und werde, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit gemäß, keine wieder für sie fassen. Es ist mir sogar — doch dies bleibe strenge unter uns — in mancher Rücksicht unlieb, daß sie nach Wien kommen will. Es kann mich auf eine oder die andere Weise in meiner Ruhe stören; und ich will mich nun schlechterdings forthin nur für große Objekte in Bewegung setzen. Christel aber ist denn doch am Ende nur ein kleines. —

Wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich Mariane Eybenberg heirathe, so sage ich Ihnen, daß dies die grundloseste und dümmste aller Neuigkeiten war, daß es auch noch nicht einen Moment in meinem Leben gegeben hat, und keinen je geben wird, wo auch nur der Gedanke an die Möglichkeit

eines solchen Schrittes mir einfiele. Auch werden Sie es wohl nie geglaubt haben.

Ich möchte unendlich gern wissen, wie es mit Ihnen, und mit Ihrem Herzen jetzt steht. Ihre Neigung ist mir das seltsamste, paradoxeste, unerklärbarste Phänomen Ihres ganzen Lebens. — Sie wissen aber, wie geneigt ich immer bin, alles zu begreifen, mich allem zu unterwerfen, was aus Ihrem großen und lieben Gemüthe hervorgeht; es bedarf also nur Eines recht ordentlichen Briefes, — und ich bin gewiß ganz einverstanden mit Ihnen. Dieser Brief wird mich auch auf's neue anfeuern, Ihnen so recht von der Seele weg zu schreiben. Heute bin ich nicht dazu gestimmt; und da ich Ihnen einmal durch Rosenstiel, der diesen Abend abgeht, den gegenwärtigen schicken will, so habe ich nicht Zeit auf eine bessere Stunde zu warten.

Grüßen Sie Gualtieri und Vetter. Ich höre von jenem nichts mehr; aber ich denke oft und gern an ihn. Ich bin überhaupt ganz unverändert derselbe, der ich war, als ich zu Ihren Füßen saß, meine Lehrerin, mein Orakel, meine Freundin, mein alles!

Auch Ihrem Bruder Ludwig Robert sagen Sie so viel Schönes als Sie können von

Gentz.

2.

Wien, den 19. Oktober 1803.

Liebe! wie soll ich Sie denn nun wieder nennen? — Engel! „Sein Sie nur nicht aus reiner Schwäche schwach" — „Unter diesem Ekel verstehe ich allerlei schönen Ekel" — „Im Winkel meiner zarten, tiefen, und auch heftigen, und überaus sanften Liebe." — Schreiben denn Menschen

so? Nein! aber auch Götter nicht! Mitteldinge zwischen Göttern und Menschen, kindische große Geister, erhabene Kinder, Seelen, in denen sich immer auf Einmal die ganze Welt, die hohe und die tiefe, abspiegelt, die die größten Gedanken, und die größten Gefühle, wie Haselnüsse von ihren ewig vollen Stauden abschütteln, und dann, mit allem Sand und Würmern, und was sonst auf ihrem Boden gerade liegt, in's gemeine Leben hineinwerfen, — Rahletten schreiben so: und Sie allein sind, bei dem lebendigen Gotte, Ihr ewiger Typus und Archetypus, das Alpha und Omega, und der reiche Baum des Lebens für alle, die noch einen Funken von Sinn und Geist haben. Gott! welch ein Glück, daß ein solcher Brief noch immer so auf mich wirkt, wie sonst Ihre ätherischen Gespräche! Aber alt werde ich ja, Gott Lob — wie Sie wissen —, nie — zuweilen sogar jünger. Ob ich gleich also hier nur an trockner Kost zehre, so bleibt doch meine Empfänglichkeit für die wahre Himmelsspeise immer dieselbe. Und, wenn ein Wesen mir sagt: „Unter diesem Ekel verstehe ich allerlei schönen Ekel", so bete ich das Wesen für eine solche Redensart, „die noch kein Verstand der Verständigen ersann," gleich auf neue Aeonen hinaus an.

Ich erhielt allerdings Ihren Brief vom Monat März; und ich las ihn sicher hundertmal. — Da Sie nun wissen wollen, warum ich nie davon sprach, so muß, und so will ich es Ihnen sagen; wie sich von selbst versteht, ohne Rückhalt, wenn ich es gleich für ein rasendes Opfer halte, das ich Ihnen bringe, in einem so delikaten Punkt ganz aufrichtig zu sein. Die Liebe, die Sie schildern, fand ich reizend, zauberisch und göttlich; Ihre Schilderungen davon liegen weit jenseits meiner dummen, steifen Worte. Aber zwischen dieser Liebe und dem Gegenstande derselben lag für mich — eine bodenlose Kluft. — Mit Einem Worte: das tiefe Erstaunen schloß mir den Mund; und es

schien mir auch etwas Hartes, und Unziemliches, ja Unartiges — „darunter verstehe ich hier allerlei noch schöne Unart" — darin zu liegen, einer ganz frischen Leidenschaft mit einem so krassen, ungeschlachten Skrupel in's Gesicht zu fahren; jetzt, da die Leidenschaft reif und fest ist, thut es ihr gewiß tausendmal weniger weh, daß ich mit meiner Ansicht hervortrete, als es ihr damals gethan haben würde. Dies können Sie nicht läugnen, wenn Sie auch der Erzengel Eloah wären. — —

Jener Gegenstand erschien mir ein äußerst gewöhnlicher. Nun bin ich zwar kein so unter=gewöhnlicher, daß ich noch meinte, man müßte nur außerordentliche lieben: aber diese Liebe bedurfte für mich eine Art von Erklärung. — Ich halte ihn nun für liebenswürdig, ich meine dieser Liebe würdig, denn für liebenswürdig im gewöhnlichen Sinne hielt ich ihn von jeher, aber dieser Liebe würdig, weil er geliebt wird, und mit diesem Grunde begnüge ich mich auch, wenn Sie wollen. Da Sie aber einmal Rechenschaft über mein erstes Stillschweigen verlangten, so mußte ich Ihnen doch sagen, daß eigentlich bloß der Widerwillen, Ihnen die Frage: Wie es geschah? vorzulegen, mir so lange den Mund band. Und dies thue ich nun mit desto leichterm Herzen, da ich mich jetzt gar nicht mehr scheue, Ihnen diese meine einfältige Frage vorzulegen. Vielleicht war mein einziger Fehler nur der, daß ich mich je vor dieser, oder überhaupt vor irgend einer an Sie zu richtenden Frage scheuen konnte.

Sonst habe ich Ihren Brief vom März abgeschrieben, um, da ich ihn oft lese, der Qual Ihrer schlechten Hand und Schreiberei überhoben zu sein, und den reinen Genuß zu behalten. Ich schreibe mir jetzt alle Ihre Briefe ab. Ich weiß gar nicht, wie ich Sie für mich selbst genugsam ehren soll. Hätte ich das Glück, katholisch zu sein, so errichtete ich Ihnen einen kleinen Altar in meinem Zimmer,

unter dem Vorwande, er sei einer Heiligen gewidmet, und triebe allen Frevel mit Ihrem Bilde.

Es freut mich übrigens, daß Sie glücklich sind. — Denn ohne mich an alle Martern, von denen Sie sprechen, zu kehren, weiß ich einmal, daß ein so ganz aus Liebe gesponnenes Herz, wie das Ihre, in welchem selbst alles andre Große und Schöne nur immer aus dem lieben blauen Liebesgrunde herauswächst, glücklich sein muß, sobald es wahrhaft liebt. — — —

Nun aber noch ein Wort über den Geschäftstheil Ihres letzten Briefes, der wirklich über meinen Dank erhaben ist; denn welche Anstrengung mußte Sie diese ausführliche und genaue Auseinandersetzung einer im Grunde doch nur geringfügigen Sache kosten! — — Ich war kaum vier Wochen hier, als ich einen (äußerst zärtlichen) Brief von Christel erhielt, worin sie mich fragte, was ich von der Idee dächte, sich hier zu engagiren. Ich schrieb ihr, daß ich mir hierüber noch schlechterdings kein Urtheil anmaßen könnte, da ich in Wien noch kaum warm geworden, da Wien eine Welt, eine Welt in ganz anderm Sinne als Berlin, sei, und da ich vollends vom Theater noch gar nichts wisse. — Uebrigens ein Brief voll der höchsten Zärtlichkeit, auch von meiner Seite —. Seitdem Stillschweigen. — Alles ohne mich betrieben. — — Uebrigens unterschreibe ich alles, was Sie von Christels Unzuverlässigkeit, und geheimer Duplizität, theils halb, theils ganz glauben. Im Grunde ist es mir lieb, daß sie mich nicht konsultirt. So bin ich von aller Verantwortung, und allen eignen Vorwürfen, in jedem Ausgange, frei; und daß ich ihr aus Leibeskräften helfen werde, wo ich weiß und kann, versteht sich ja ohnedies. Jetzt bin ich in Wien völlig orientirt; und ich versichre Ihnen, daß Christel sich Glück zu wünschen hat, in diesem sehr stürmischen, und oft sehr treulosen Ozean, einen solchen ersten Führer und Vormund zu finden, als mich. Das,

was man le bon genre nennt, ist vielleicht an keinem Orte der Welt so schwer von den mille et mille nuances du mauvais zu unterscheiden, als hier; und was das Aergste ist, niemand scheint es mit dem Unterschiede genau zu nehmen, und dennoch kann der, der ihn übertritt, ganz fest versichert sein, daß er bei dem bessern Theile der Gesellschaft sofort verdammt und verloren ist. Darin setze ich die Treulosigkeit der Fahrt auf diesem Ozean.

Für mich besorgen Sie nichts. Die Leidenschaften haben schlechthin ausgetobt in mir; und ob ich gleich lange noch, und ich hoffe immer, der lebendigsten Gefühle, und selbst Aufwallungen, fähig bleiben werde, so ist doch die Freiheit meines Gemüths nun ein für allemal gerettet, erobert, und gegen alle Gefahren gedeckt. Von dieser Seite betrachtet, ist meine Jugend, seit dem 20. Juni 1802 — dem Tage meiner Abreise aus Berlin — geschlossen; und es freut mich ewig, daß ich sie nicht, wie ein Lumpenhund, langsam auslaufen ließ, sondern im höchsten Rausche — e vita, plenus conviva recedam — „vom Tisch des Lebens, ein gesättigter Gast, mich emporhob.“ —

Hier werde ich also über Christel herrschen, in sofern sie es werth sein, und bleiben wird, von mir geleitet zu werden; sie aber nie über mich. — Die Aufklärung über die Sache mit Casa-Valencia ist ganz so, wie ich sie erwartete: finden Sie nicht, daß kluge Leute die wahren Geschichten ihrer Freunde und Bekannten fast immer schon vorher wissen, ehe man sie ihnen erzählt, wenn sie auch an sich noch so abentheuerlich und außerordentlich wären?

Mariane Eybenberg ist noch schlechter von Berlin gekommen, als sie hinging. Das Bischen, was ich ihr durch vieles Reden angedrechselt hatte, haben die Schund-Seelen, die sie dort, freilich auch schon vorher in Töplitz, Eger, Dresden rc. sah, und die ihr Gott weiß welche Schmeicheleien vorplauderten, völlig wieder verwischt. Zum zwei-

tenmale fange ich nicht an. Ich habe in Wien mehr zu thun.

Nun bitte ich Sie, Liebe, mir bald wieder zu schreiben, und bald wieder himmlisch zu schmeicheln. Ihre Schmeicheleien sind ein wahres, wollüstiges Seelenbad, aus dem man erquickt und gestärkt hervorgeht. Auch Ludwig Robert wird fortdauernd von mir geliebt. Sagen Sie ihm viel Gutes, und leben Sie wohl!

Gentz.

3.

1803.

Engel des Himmels! Giebt es denn eine Sprache auf Erden, in welcher man Ihnen schreiben kann? — Giebt es denn Antworten auf solche Briefe? Haben Sie sich denn vorgesetzt, mich wahnsinnig zu machen? — O! meine tiefe, meine durchdringende Klugheit, meine Gelehrsamkeit, meine gelehrte, feste, unerschütterliche Festigkeit, wenn es auf das Innerste vom Innern des Menschen ankömmt. Wie oft habe ich es gesagt, daß Sie das erste Wesen auf dieser Welt sind! Wo ist denn noch eins, das so lieben, so denken, so rasen, so schreiben kann? — Großer Redner, vor dem ich mich beuge in den Staub, und den ich doch zu lieben wage! Organ der Gottheit in mir, und der Gottheit außer mir! Welche Tiefe von Genuß, und welche Tiefe von Belehrung aus Ihren Briefen mich anblickt! Von Belehrung — von wem lernte ich denn etwas, als von Ihnen! in jedem Worte blüht die Welt auf! Und solche Liebe! und besonders — solche Wahrheit! Solche bodenlose Wahrheit! — Sie nennen mich ein Kind; es ist das Höchste, das Süßeste, was Sie mir sagen können. Aber

Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wissen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachsen ich war? Und wie ich neben Ihnen, in dem Blüthendufte Ihrer alles aufthauenden, auflösenden, schmelzenden Atmosphäre, wieder zum Kinde herabsank? Wie ich mich täglich, stündlich verjüngte! — Es war das Leben, das Sie mir einhauchten; wie Kinder, die mit Greisen schlafen, diesen Greisen, sagt man, neue Kräfte beibringen, so war es mir, als ich meine Seele von der Ihrigen durchdrungen fühlte! — Hab' ich Recht, daß ich Ihnen nicht schreiben will? Worte sollen das ausdrücken! Ja! wenn ich schreiben könnte, wie Sie! oder vielmehr, wenn ich das verstände, wodurch Sie das Schreiben ersetzen! Ihre Briefe sind gar nicht geschrieben: es sind lebendige Menschen, die mit schönen, lieben, weichen Händen, vollen Busen, kleinen Füßen, göttlichen Augen, besonders göttlichen rothen Lippen einhergehen, vor mir auf und ab spaziren, mich küssen, mich an ihre Brust drücken —. Solche Briefe soll ich beantworten. Nein! ich thue es nicht mehr; es ist genug, daß ich Ihre Briefe lesen muß; dies geht wirklich schon auf Tod und Leben; vom Verstande sage ich nichts; um den haben Sie mich längst gebracht.

Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältniß so groß und so vollkommen geworden ist? Indeß will ich es Ihnen sagen. Sie sind ein unendlich produzirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann; ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis vor meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht; bemerken Sie diese Sonderbarkeit: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus; ich bin unelektrischer als Metall: aber eben darum ein Ableiter der Elektrizität, wie kein Andrer. Meine Empfäng-

lichkeit ist ganz ohne Gränzen; Ihr ewiger, ewig thätiger, ewig fruchtbarer Geist (ich meine nicht Kopf, sondern Seele, alles) traf auf diese unbegränzte Empfänglichkeit, und so gebaren wir Ideen, und Gefühle, und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. Was wir Beide zusammen wissen, ahndet kein Sterblicher. —

Von fremden Sachen Ihnen zu schreiben, bin ich nun vollends nicht im Stande. Ich weiß gar nicht mehr, was ich Ihnen von Goethe habe sagen wollen. Wenn es mir einst wieder einfällt, sollen Sie's haben. Um Ihre Josephine bekümmern Sie sich nur nicht mehr. Ich weiß nicht, was sie war; aber daß sie jetzt nichts ist, das weiß ich. In einen mir höchst mißfälligen Menschen verliebt, die Bizarrerie suchend, als wenn die was rechts wäre, zum Schrecken häßlich, halb gelehrt, gemein-revolutionair, und sehr übel gegen ihre Familie, die gar nicht verdient, daß sie so behandelt wird, und die weit klüger ist, als sie —, was wollen Sie mehr? Nein! da habe ich, wenn es einmal Weiber gilt, in Prag andere Weiber gesehen!

Grüßen Sie alle meine Lieben! Ich verdiene das Konzert von Liebe, wovon Sie sprechen, weil — Sie wissen es ja — niemand so schmeichelbar ist, als ich. Ludwig Robert, dem ganz vortrefflichen, sagen Sie nur, ich würde mir seine Lehren bestens zu Herzen nehmen; noch hätte ich zwar nur erst einen Kammerdiener und zwei Livreebedienten, aber es würde schon ärger kommen. — Gualtieri, Vetter, Kurnatowski, alles, was Sie lieben, und was Sie liebt, und was mich liebt, grüßen Sie von mir. — —

Welche Sachen Sie mir schreiben! Nein! Wo auf Erden wäre denn noch eine Rahel zu finden!

Ich wohne Kohlmarkt 1215, habe schon hübsche Meubles, und lebe rasend gut.

Gentz.

4.

Töplitz, den 21. September 1810.

Ihr herrlicher Brief setzte mich ganz in die Zeiten zurück, wo ich mich an der Fülle und Originalität Ihres großen Gemüthes weidete! Es ist eigentlich ein unendlicher Mißgriff — soll ich sagen von uns oder der Natur? — gewesen, daß wir nicht zur Liebe gegen einander — ich meine zur ordentlichen, vollständigen, gelangt sind! — Es wäre zwischen uns ein Verhältniß ausgebrochen, dessengleichen die Welt vielleicht nicht viele gehabt. Anstatt dessen haben wir Beide unser Bestes an Leute (wie Sie diese Klasse ganz vortrefflich bezeichnen) verschwendet, und sind — ein jedes auf seine Weise — verarmt. Es war doch hauptsächlich Ihre Schuld; Sie standen höher, sahen freier und weiter, als ich. Sie mußten, in Rücksicht auf meine, in verderbter Hülle unschuldig gebliebene Seele, alle gemeine Scheu bei Seite setzen, und mir sogar Gewalt anthun, um mich ungeheuer glücklich zu machen.

So sollte es nicht sein. Es ist sonderbar, daß auch der wahre Mensch, ob er gleich nur Einmal lebt, wie der schlechteste, sich am Ende doch immer sagen muß, daß er schlecht gelebt hat, weil er es nicht besser wollte, daß er das Beste, was ihm dargeboten wurde, muthwillig von sich stieß. Und im Grunde, wenn man es recht untersucht, ist es immer nichts als die niedrigste aller menschlichen Tücken, nämlich: die Eitelkeit, das unsinnige Streben nach Schein, was uns um allen wahren Genuß, um die ganze ächte Realität des Daseins betrügt. In diesem schmachvollen Kloak geht unsre Weisheit, unsre Kraft, mithin auch unsre Glückseligkeit unter.

Das Postskript Ihres Briefes ist fast noch schöner als der Brief. Solchen Definitionen von Treue begegnet man nicht alle Tage. Ich danke es der F. sehr, daß sie Ihnen

mitgetheilt hat, was ich ihr sagte, was ich natürlich auch fühlte, und, trotz Ihrer erhabenen Kritik, noch immer fühle. — Freilich ist dies ebenfalls nur ein Spiel der Eitelkeit; aber heilt man denn von diesem Krebsschaden, wenn einmal der ganze Mensch davon angefressen ist?

Die F. ist so, wie Sie sagen; mit wenigen Worten haben Sie sie himmlisch karakterisirt. Wie konnte Ihnen aber je einfallen, daß ich mich bei ihr über Sie Raths erholen würde? sie kann ja nicht einmal über Sie sprechen, ja kaum lallen. Marwitz allein scheint etwas von Ihnen zu wissen. Ich schätze ihn sehr; aber ihm etwas abzufragen, wobei das Herz im Spiel ist, vermag ich doch nicht recht, weil er so starr, so steif, so eisern, so über alle Maßen unjugendlich ist. — Wie Sie übrigens zu der Idee gekommen sind, daß ich glaubte, Sie hätten sich verändert, begreife ich nicht. Die, welche Ihnen dergleichen hinterbracht, müssen mich ganz ungeheuer mißverstanden haben. Ich habe höchstens diesen oder jenen nach Ihrer äußern Lage gefragt; das andre weiß ich ja besser, als ich es von irgend jemand erfahren könnte.

Mit Goethe habe ich diesen Sommer viel gelebt. Daraus „mache ich mir aber nicht viel" (im Paulinen-Sinne gesprochen). Sie hassen das Trennen und Zerfleischen; auch nicht mit Unrecht. Von Goethe muß ich aber behaupten, daß zwei Menschen in ihm stecken. Eine Art von Mephistopheles, und das nicht einmal ein pikanter —, dann das allmächtige Dichtergenie. Sonst war er mir als Mensch zuwider; diesen Sommer hab' ich ihn ertragen gelernt; jedoch bloß — es schmerzt mich, mit diesem Geständniß herauszugehen, und Gott bewahre Sie, daß Sie es je weiter verbreiteten — bloß, weil ich inne ward, daß ich ihn zu hoch nahm, indem ich ihn mit Widerwillen betrachtet. Aus dem persönlichen Umgang mit ihm kömmt in aller Ewigkeit nichts heraus. Er ist auch eigentlich mit niemanden recht aufrichtig

gern, als mit Mariane Eybenberg! Dies ist das Schrecklichste, was ich über einen Menschen zu sagen weiß. Gegen diese ist Ihre Freundin eine Göttin, ein Wunder der Natur u. s. w.

Vor einigen Tagen sah ich Humboldt wieder; seit zehn Jahren zum erstenmale. Auch ihn fand ich durchaus nicht verändert; eben so klug, eben so amüsant, eben so dämonisch als sonst. Sie haben mir meine Intimität mit H. nie verzeihen können, sie mir als eine Art von **crime contre nature** vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophisten von solcher Ueberlegenheit, daß ich, ihn einmal besiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — diese Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu stark. Am Ende kann ich indessen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Wesentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen.

Entschließen Sie sich nur bei Zeiten, künftigen Sommer nach Böhmen zu kommen; thun Sie aber nichts zur Ausführung, bevor Sie nicht mit mir darüber zu Rathe gingen. Je später im Jahre Sie nach Töplitz kommen, desto angenehmer werden Sie leben. Die F. und die Schwester, die ich nur zur Erläuterung dieses Satzes nenne, mögen Ihnen sagen, wie gut es ihnen hier im Monat September gegangen ist; im Juli hätte niemand Notiz von ihnen genommen.

Erklären Sie mir gelegentlich, wie und warum Sie jetzt gerade, wo ich Sie für freier, und in so fern für glücklicher als sonst gehalten haben würde, sich so ganz unglücklich fühlen; und glauben Sie fest und unverrückt, daß alles, was Sie angeht, nie aufhören wird, mich auf's lebhafteste zu interessiren. — Ihre Briefe an mich adressiren Sie noch

immer nach Prag, und schenken Sie mir von Zeit zu Zeit den unvergleichlichen Genuß, den ich daraus schöpfe.

Ich darf Ihnen nicht erst sagen, wie wohl Sie thun würden, diesen Brief sogleich zu verbrennen.

Gentz.

5.

Töplitz, den 21. Oktober 1810.

Welch ein Brief, Ihr letzter! Und welch ein Thor wäre ich, wenn ich nicht öfter den wohlfeilen Angel der meinigen auswürfe, um solchen Fang zu machen. Ihre Briefe wirken gar nicht auf mich, wie Briefe; es sind auch keine; es ist eine Art von beständiger Musik, die bald sanfter, bald milder und gewaltiger alle Fibern meines Herzens in Bewegung bringt. Ich weiß Ihnen nichts zu schreiben; bin auch nur selten aufgelegt dazu; also ein schlechter Zahler für die köstlichen Genüsse, die Sie mir auftischen. Sein Sie aber fest versichert, daß Sie jetzt, da doch einmal kein nahes großes Interesse Sie zieht, kein dankbareres Geschäft auf Erden wählen können, als an mich zu schreiben. Ich mag sein, wo, und unter welchen Umständen ich will — Ihre Briefe werden mich immer begeistern — bis zur Trunkenheit. So schreibt niemand. Von mir sagen Sie das, großmüthiger Engel, von mir, der ich doch nur lalle wie ein Kind, während Sie wechselsweise mit Himmels- und mit Donnerstimmen sprechen, daß die innersten entrailles (weil Eingeweide zu brutal klingt) sich in einem umkehren.

Es ist eine Stelle in Ihrem letzten Briefe, über welche Sie mir eine nähere Erklärung geben müssen. Sie schreiben: „Was ich bei Andern bis zum strengsten Bruch ver-

abscheue, Verletzung des Unverletzlichen in der Gesellschaft, thut mir bei Ihnen nichts," u. s. f. — Ich möchte wissen, weil ich es nicht errathen kann, was Sie hierunter meinten. Diese Worte haben mich einigermaßen geängstiget, ob sie gleich in einem so beruhigenden, so schmeichelhaften Zusammenhange stehen, daß ich mich gar nicht daran stoßen sollte. Aber verstehen will ich sie doch.

Kehren Sie sich nicht daran, wenn Sie hören, ich sei in Wien. Für Ihre Briefe bin ich immer am nämlichen Orte. Adressiren Sie sie nur an den Fürsten Paul Esterhazy in Dresden; das ist der sicherste Weg.

Seit dem 8. wo Clary's und der ganze Rest der Gesellschaft von Töplitz abgingen, blieb ich hier ganz allein mit, und wegen der Prinzessin von Solms und der Frau von Berg. Diese vierzehn Tage waren ein stilles Paradies. Ich liebe die Prinzessin bis zur Leidenschaft, so stark wie ich nur irgend noch lieben kann; es ist auch ganz unbegreiflich, wie vollständig schön, wie harmonisch schön, wie immer gleich liebenswürdig, und von welchen unendlichen Ressourcen sie ist. — Glauben Sie mir, ich bin höllisch blasirt, habe so viel von der Welt gesehen und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet. Es muß jetzt arg kommen, wenn ich von einer Frau so sprechen soll. Diese verdient es. Ich habe sie oft von Ihnen unterhalten, und sie ist eigentlich voll Begierde Sie kennen zu lernen. Kommen Sie nur künftigen Sommer — und zwar in welchem Monat Sie wollen — nach Töplitz; dies, und vieles andre, muß sich nach meinem Wunsche fügen. Seit Ihrem letzten Briefe fühle ich erst recht, daß ich, weit entfernt, mit Ihnen ausgesprochen zu haben, noch kaum angefangen habe mit Ihnen zu reden, und daß noch ganze große Welten zwischen uns abzuhandeln sind. Unterdessen hören Sie nicht auf, zu musiziren, damit ich mich von einem Konzert

in's andre wiege. Sein Sie glücklich! Wie froh wäre ich, wenn ich das bewirken könnte. Und wenigstens — sein Sie gut!

Gentz.

6.

Wien, den 8. August 1811.

Es ist wahr; ein verdammtes Mißgeschick waltet über uns. Als ich Ihnen im Monat Oktober des vergangnen Jahres schrieb, dachte ich gewiß nicht, daß irgend etwas mich abhalten würde, diesen Sommer nach Töplitz zu gehen. Und doch hätte ich es eigentlich voraussehen sollen. Ich ahndete schon damals, daß es mit meiner Residenz in Böhmen überhaupt zu Ende ging, mochte es mir nicht gestehen, mahlte mir hundert Täuschungen vor; wenn Sie wüßten, wie ich in Prag etablirt war! Das ist nun alles dahin. Sie haben ganz recht gesehen. Geld war auch hier der eigentliche Knoten. Denn, wenn mich gleich im Ganzen noch andre Verhältnisse von neuem an Wien ketten, so hätte ich doch in jedem Fall von hier aus auf einige Wochen gerade nach Töplitz reisen können, wenn ich, wie früher wohl, vier- bis fünftausend Gulden nicht hätte achten dürfen. Aber Gott, und sein Würgengel Bonaparte, sind über uns. Die Zeit der Entbehrungen und der Beschränkungen ist gekommen; und Lebenslust und Lebensmuth, so wundervoll sie mir der Himmel auch immer noch erhalten hat, sinken denn doch auch unter dem Druck von außen. Sie werden dies alles vortrefflich verstehen; was verstånden Sie nicht?

Mit Ihnen nicht einige Tage sprechen zu können, und — das Gesicht der Prinzessin Solms nicht zu sehen, das sind Privationen, für welche ich dem Stifter des Kontinental-

systems eine eigne Hölle wünsche. Sonst geht es mir gerade nicht positiv schlecht in Wien. Adam Müller, einer der ersten Menschen dieser und aller Zeiten — im Gespräch mit keinem zu vergleichen — hat sich hier niedergelassen. Außerdem lebe ich mit der Bagrathion, mit Graf Metternich, mit der Gräfin Fuchs (Schwester der Plettenberg, die Sie kennen), einem unendlich hübschen und lieblichen Wesen, mit einem höchst geistreichen kleinen Reuß-Köstritz, mit Humboldt ꝛc. Humboldt hat alles das verloren, wodurch er sonst tragisch auf Sie wirkte, ist jetzt nichts als ein ungemein angenehmer Gesellschafter, würde Ihnen gewiß sehr gefallen. Gewalt — wie Sie mir neulich einmal schrieben — übt er so wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz verschwunden ist. Frau von Humboldt ist immer die alte; sie mißfiel anfangs hier im höchsten Grade. — Ich ließ sie aber nie fallen, behauptete, zuweilen au milieu des murmures et des éclats de rire, in sechs Monaten würden sie Alle von diesem strengen Urtheil zurückkommen; und der Sieg ist schon mein.

Fürst L. hatte nicht nöthig, Ihren Brief zu erbrechen, da Sie ihn kaum versiegelt hatten; es liegt aber nichts daran, daß er ihn gelesen hat; was verstehen solche von unsrer Sprache? — M. S. S. N. W. A. M?

Warum hat man hieher geschrieben, daß Sie Varnhagen heiratheten? Und so, daß ich, nebst mehrern Andern, es geglaubt. Daß er Sie anbetet, weiß ich. Anfangs war er auch gegen mich sehr gut. Nachher hat er sich auf Einmal von mir gewendet. Er ist sehr exaltirt, und scheint keinen Widerspruch vertragen zu können. Ich war natürlich nicht immer seiner Meinung. Dies hielt er für eine Art von feindseliger Stellung gegen ihn; woran meine Seele nie dachte. Wenn Sie Gründe, ordentliche Gründe haben, ihn zu heirathen, so lasse ich mir es gefallen; sonst mache ich

vgl. p30. 41

mir (in Paulinens Sinne) nicht viel daraus, daß Sie einen solchen Schritt thäten.

Sie würden sich wundern über die Veränderung, die mit dem prince de Ligne seit dem Herbst vorgegangen ist. Es ist doch eine schreckliche Sache mit Alter und Tod. Niemand verstand es so herrlich, mich darüber zu trösten, wie Sie. Ich meine, menschlich zu trösten; denn in der Religion habe ich mehr gethan als Sie; ich vermuthe, Sie sind sehr heidnisch geblieben (welches unter andern aus Ihrer blinden Liebe zu dem Heiden aller Heiden, Goethe, klar hervorgeht); ich hingegen bin in den letzten zehn Jahren durchaus christlich geworden, und betrachte das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt. Alles was in mir noch jugendlich ist, habe ich dieser wohlthätigen Revolution zu danken.

Unter einer gewissen Bedingung muß ich zu Ende Septembers nach Prag, auf einige Tage. Wenn Sie also bis in den Oktober in Töplitz bleiben, so giebt es noch einen schwachen Schimmer von Hoffnung, Sie zu sehen. Adieu.

Gentz.

7.

Ratiborzitz bei Nachod, den 23. Juni 1813.

Ich verließ Wien schon am 8. vorigen Monats. Ihr Brief ist dorthin gewandert, und von dort zurück, erst heute in meine Hände gekommen. Ich war Ihnen also weit näher, als Sie glaubten. Unbegreiflich, daß Ihnen dies niemand gesagt hat, da doch z. B. Bentheim es leicht hätte errathen können, weil er doch wohl wußte, was seit dem 4. in Gitschin vorgeht.

Der Ort wo ich mich befinde ist ein Lustschloß der Herzogin von Sagan, eine Meile von Nachod; ich habe diesen Ort zu meinem Hauptquartier gewählt, weil ich hier in der Mitte aller großen Verhandlungen sitze, und doch zugleich alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genieße. Sie wissen doch, daß jetzt, durch eine in der Geschichte wohl einzige Konstellation, die vier größten Souverains von Europa, mit ihren Kabinettern, Ministern, Höfen, und sechs- bis achtmalhunderttausend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, konzentrirt sind, und daß in diesem Augenblick Paris, Wien, Berlin und Petersburg in Nichts versinken gegen Gitschin, Reichenbach, Ratiborzitz, Opotschna, und andre dieser Art. — In Gitschin, sechs Stunden von hier, hält der Kaiser sich mit Graf Metternich ꝛc. auf; in Opotschna, drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiser Alexander mit seinen beiden Schwestern. Dort war auch ich zwei Tage, und sah vorgestern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiser speiste. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieser ewig denkwürdigen Tage gemeinschaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiser mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin gespeiset, und geht eben nach Reichenbach zurück. Ich sah ihn viel! — Ratiborzitz ist der Zentral-Versammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche, bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zusammen gehauset. Hier sind große Dinge getrieben worden. Humboldt ist mit Hardenberg hieher gekommen, hat sich aber ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitre zur Reife kömmt. Von der Bewegung, in welcher ich seit einigen Wochen lebe, haben Sie keinen Begriff. In einer solchen Zeit würde ich in Wien bleiben!!

Ich weiß alles; kein Mensch auf Erden weiß von der

Zeitgeschichte, was ich davon weiß; denn in so tiefer Intimität mit so viel Hauptpartheien, und Hauptpersonen zugleich, war niemand, und kann nicht leicht ein Andrer wieder sein. Es ist nur Schade, daß es für die Mit- und Nachwelt alles verloren ist. Denn zum Sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt, und zu boshaft; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth, und besonders Jugend. — Ich wiederhole Ihnen heute, was ich Ihnen schon vor einigen Jahren schrieb: ich weiß nicht, ob wir einander noch verstehen, noch für einander passen werden. Ich bin unendlich alt und schlecht geworden; Sie hingegen scheinen mir noch sehr redlich, sehr frisch, sehr liebevoll. Doch, wie dem auch sei, Ihr Brief, Ihre Treue, Ihre Beharrlichkeit, Ihr fester Glaube, das alles rührt mich sehr. Wir werden uns sehen, und in kurzem. Denn, es mag Krieg oder Frieden das Resultat sein, nach Prag komme ich in jedem Fall, und wahrscheinlich bald. Schreiben Sie mir nur gleich, wie lange Sie dort zu bleiben gedenken. Mein Rath ist, daß Sie die endliche Auflösung der Sachen, die nicht sehr entfernt sein kann, in Prag abwarten. Dann, je nachdem sich eins oder das andre entscheidet, will ich Ihnen, wenn Sie weiter meines Raths bedürfen, gern und freudig damit dienen. Schicken Sie Ihre Briefe für mich nur an den Zeitungsexpeditor Schwartz auf die Post; dieser besorgt alles pünktlich; in vierundzwanzig Stunden erhalte ich, was Sie mir schreiben. Wenn meine Ankunft in Prag nahe sein wird, benachrichtige ich Sie davon, schreibe Ihnen auch in der Zwischenzeit so viel als es mir nur das geschäftige und wüste Leben, das ich hier (in einem Paradiese!) führe, zulassen wird. Adieu, Theuerste!

Gentz.

8.

Prag, Juli 1813.

Sie sehen es nun ein, daß ich völlig Recht hatte. „Ich verstehe keins Ihrer Worte" — Wie sollte ich denn? Der innre Sinn, die Empfänglichkeit ist abgestumpft. Sie leben; ich bin todt. Allerdings wäre es — doch vielleicht nur — anders geworden, wenn ich in Ihrer Atmosphäre fortdauernd geathmet hätte. Aber jetzt ist es nicht bloß Scheintod; die geschicktesten Experimente bringen mich nicht in's Leben zurück. Dabei sprechen und schreiben Sie nun noch, obgleich immer göttlich, so räthselhaft, so geheimnißvoll, daß ich gar nicht weiß, wie ich selbst meine Dummheit, die noch außer der Leere in mir ist, vor Ihnen verstecken soll. Ich suche Sie doch wieder. Auch neben Ihnen zu vegetiren, zu radotiren, hat einen gewissen Reiz.

Mit dem Schreiben ist es auch leichter gedacht als gethan. Die Kehle wird mir ja immer enger zugeschnürt. Wenn ich denke, daß bis zum 10. August — — Nein! Ich wundre mich nur, daß ich es noch aushalte.

Ziehen Sie nur die Hand nicht immer weg, wenn ich Sie anfasse. Diese Bewegung kommt mir vor, wie ein schauerhaftes Sinnbild der Getrenntheit unsrer Seelen. So fahren Sie vielleicht oft zusammen, wenn ich Sachen sage, die Ihnen platt, seicht, schlecht erscheinen. Adieu. Ich könnte in diesem lamentirenden Tone ganze Bücher schreiben; es ist gut, daß ich es nicht darf. Besser doch noch zu thun, was man durchaus muß. Die Freiheit hilft mir nichts mehr.

Gentz.

9.

Prag, den 13. August 1813.

Jetzt habe ich Ihren Brief gelesen. Und welch einen Brief! Eine Person, wie Sie, ist nur Einmal geboren; und ein schwerer Kummer, daß Sie, wie ich nun ganz klar erkenne, eigentlich für mich in die Welt kamen. Dies Verderben, diese Verzweiflung — nämlich, ein solches Glück verscherzt zu haben — danke ich meiner verfluchten innern Poltronnerie — die Menschen nennen es Bescheidenheit —, die mich stets abhielt, zu glauben, es sei Ihnen so Ernst, wie ich es jetzt weiß. Dieser Brief ist nicht räthselhaft; er ist nur zu verständlich; er macht mich vor Gram und Scham vergehen. So ein Poltron, so ein Esel war ich, bin ich nun einmal, und Sie wundern sich noch, daß ich vor Einsamkeit und Geschäftslosigkeit zittre! Die größte Erscheinung meines Lebens habe ich nicht begriffen; sind Sie nicht wie eine ombre chinoise bei mir vorüber gegangen? habe ich Sie benutzt? habe ich nur gemeine Dankbarkeit an Ihnen ausgeübt? — Verstehe ich es auch nur, in diesem Labyrinth von Reue, Verlegenheit, Sehnsucht nach festerm Boden, einen Ausweg zu finden? Ich bin ja in den Ketten der Welt so schmählich befangen, daß nicht bloß Freiheit, sondern Muth, nach ihr zu streben, mir abgeht. Und doch ist Ein gutes Haar immer noch an mir. Denn ich fühle den überschwänglichen Werth einer solchen Zuneigung wie die Ihrige ist, bin ungeheuer davon geschmeichelt, leide wenigstens indem ich fühle, wie solche Süßigkeiten den Weg in mein vertrocknetes Herz suchen.

Ich werde morgen in den Mittagsstunden zu Ihnen kommen. Sie müssen sich in Reinerz fixiren, so lange es nur irgend geht! Dort sind wir so gut als bei einander, wenn ich in Ratiborzitz wohne. — In zwei, drei Tagen

wird sich aufklären, wo eigentlich der Hauptschauplatz des Kriegs zuerst etablirt wird.

Leben Sie wohl, nach der herrlichen That, die Sie ausführten, indem Sie mir diesen Brief schrieben, der eine Revolution in mir hervorbringen müßte, wenn die Beweglichkeit nicht verloren wäre — mit so vielem andern, hélas!

Gentz.

10.

Wien, den 21. April 1814.

So eben — um 1 Uhr Nachmittags — erhalte ich Ihren Brief vom 18.; und, obgleich äußerst bedrängt von Geschäften, die keinen Aufschub leiden, lasse ich alles liegen, weil ich so glücklich bin, Sie beruhigen zu können.

Varnhagen war am 12. d. M. in Paris, befand sich vollkommen wohl; war bei Pilat, aus dessen Briefe ich einen Streif heraus schneide, damit Sie es von seiner Hand lesen. Ich glaube, daß weder er noch Tettenborn verwundet waren; der letztre allenfalls sehr leicht. Sie sehen aber wohl, daß es so nicht lauten würde, wenn einer oder der andre ernsthaft in Gefahr wäre.

Ihre beiden Briefe gehen diesen Abend durch den Kourier nach Paris. Disponiren Sie über mich, wie, und so oft Sie wollen. Ich war seit meiner Rückkehr nach Wien fast immer krank, bin es auch noch; und zur Korrespondenz mit Freunden fehlt es mir ganz an Zeit. Sonst bin ich durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern, und meiner eigenen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als es erlaubt ist, durchdrungen, und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen

Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nahmen. Das ist ungefähr meine Stimmung. Nun denken Sie sich gewiß das Uebrige hinzu. Es hinge nur von mir ab, morgen nach Paris zu gehen. Ich mag aber nicht, will meine Gesundheit pflegen, ziehe mit einem klaren Engel, den man Gräfin Fuchs nennt (ohne irgend einen Schatten von Verliebtheit) nächstens nach Baden, und lasse die Welt, der ich nun vierundzwanzig Jahre lang gedient habe, gehen wie sie will. Adieu, Theuerste!

Gentz.

11.

Wien, den 10. Juni 1814.

Auf Ihr liebenswürdiges Billet vom 24. Mai sollte und müßte ich recht ordentlich schreiben. Ich wollte auch, war aber hart bedrängt mit Arbeiten aller Art. Jetzt erhalte ich beiliegendes Paket; und ob ich gleich nicht Zeit habe, irgend etwas hinzuzufügen, so halte ich es doch für Pflicht, lieber ohne Verzug das Paket zu expediren, als es zurückzuhalten in der Hoffnung, etwa morgen oder übermorgen freier zu sein. Es ist nun, Gott Lob, in Paris alles aus. Lesen Sie, um's Himmels willen, eine Zeitung, die der Rheinische Merkur heißt, von Nro. 40 bis heute herab. In der finden Sie alles, was ich sagen könnte, tausendmal stärker und gröber, aber auch unendlich besser gesagt. Ueberdies hat noch Jesaias, Dante, und manchmal Shakespeare (denn Milton ist schon zu weich), nicht leicht jemand erhabner, furchtbarer und teuflischer geschrieben, als dieser Görres. —

Ich bin Gott Lob sehr gesund. (Welch Glück!!) Bin abwechselnd in Baden und Wien, frühstücke abwechselnd

Briochen mit trefflicher Butter, oder andre göttliche Kuchen, habe Meubles acquirirt, bei denen sich das Herz im Leibe freut, und fürchte mich weit weniger vor dem Tode. Aber im März und April war ich recht elend. Jetzt wird bald der alte Lärm, die Bewegung, die Unruhe in Wien wieder ausbrechen, und stärker als je. Dies genirt mich sehr; doch wird auch großes Interesse sein; und wenn man gescheidt ist, finden sich doch immer Mittel, in aller Stille zu genießen. Es ist Eins, was ich Ihnen wohl möchte sagen können; aber ich kann nicht; es gehört auch zum Genuß. Vielleicht finde ich einst eine Form dafür. — Wären Sie doch hieher gekommen! Ich hätte Sie freilich nicht viel gesehen, aber doch ein paarmal sehr gut.

Adieu, Liebenswürdige, und insonders kluge Freundin!

Gentz.

12.

Wien, den 15. Juni 1814.

Vergangenen Freitag, am 10. dieses, schickte ich Ihnen ein Paket aus Paris unter der mir gegebenen Adresse des Hauptmann John. Montag den 13. erhielt ich durch Clam Ihren Brief vom 8. und denselben Tag Abends durch einen mir übrigens nicht bekannten Herrn Bendemann den vom 6. Das war grausam! Dieser Brief vom 6. eine wirkliche Frevelthat. Marwitz geblieben! — „Daß Einer von uns todt ist — und Sie mir nun nicht einmal antworten — herbster Gesichtspunkt! — Es ist nicht viel Gewisses mit uns.“ — Das schreiben Sie mir! Da Sie meinen Hang zur Wehmuth und Reue, meine Gewissensbisse, und meine Todesscheu kennen!

Und zwei Tage darauf durch Clam — nichts als Spott über sich und mich. Sie haben groß Unrecht, meine Theuerste

und herzlich Geliebte, wenn Sie glauben, ich hätte Ihre früheren Briefe lächerlich gefunden. Ich war sehr krank, nicht bettlägerig, aber desto kränker. Seit vier Wochen fühle ich mich unendlich besser. Was wußte aber Clam davon? Dem habe ich nichts von meiner Gesundheit geschrieben. Wenn er sie nicht besser kennt, als meine Papier-Quellen, so fragen Sie ihn ja nie wieder drum. Aus Prag!! — Ich habe zu jeder gegebenen Zeit wenigstens zehn verschiedene Sorten englisches Papier gehabt, und lasse nur aus Prag eine gewisse starke Sorte zu Kouverten, und nebenher aus Uebermuth ein holländisches Depeschen-Papier kommen. Jetzt bin ich nun vollends so reich, habe alle Kisten und Kasten so voll, daß ich Ihnen gewiß nie auf Prager Papier schreiben werde. **J'en suis piqué au vif.** Meine Korrespondenz mit dem Menschen in seinem Hause beweiset höchstens, daß ich nicht todt war; sonst kann nichts daraus geschlossen werden.

Das Buch der Staël habe ich schon vor drei Jahren gelesen, nämlich — im Jahre 1812, wo sie bei ihrer Durchreise durch Wien, als sie sich aus Coppet verbannt, und in Frankreich verfolgt t r ä u m t e, mich nothzüchtigte bis zur Verzweiflung. Ueber die deutsche Litteratur sind einige merkwürdige, und unendlich schön geschriebene Kapitel darin. Alles Uebrige ist jedoch ausstaffirter Schund. Was weiß eine so ekelhafte Egoistin, die alles nur auf **les peines du coeur**, d. h. auf die armselige Geschichte ihrer (mit Recht) mißlungenen vielen Liebesversuche zurückführt, von Nationen, oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr nicht, wie in jenen Kapiteln, durch eine Art Inspiration zuweilen wundervoll offenbart wird? Sie setzte einmal an, und recht ernsthaft, auch mich zu lieben; es war im Jahre 1808. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, sie zu kultiviren. Nachher wurde sie mir unerträglich. Im Jahre 1813 schrieb sie mir einige wahnsinnige, und dabei insolente Briefe,

aus Stockholm, politischen Inhalts; ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung. Darüber wurde sie wüthend, und hat nachher in England pis que pendre von mir gesagt. — Eine gewisse Virtuosität kann man dieser Person nicht absprechen; wenn sie anders wäre, als sie ist, und dann eben so zu schreiben verstände, würde sie groß sein. Da aber niemand, auch mit dem höchsten (sogenannten) Talent, etwas Größres ausdrücken kann, als in ihm ist, so liefert sie in ihren besten Kompositionen doch nur emphatisches Geschwätz. — Chateaubriand betrachte ich als das Männchen von ihrer Gattung. — Goethe's dritter Theil liegt auf meinem Tisch, und wird, sobald ich nach Baden zurückgehe, gelesen. Es treten jetzt unruhige Tage ein; (so eben werde ich auch im Schreiben gestört), doch bedaure ich sehr, daß Sie nicht den Entschluß faßten, nach Wien zu reisen. Die morgende Illumination — sie kostet zwischen anderthalb und zwei Millionen — wird einzig in der Weltgeschichte sein. Und späterhin! Welche Feste! Adieu. Jetzt wird es zu arg um mich her. Schreiben Sie mir öfter; ich will es wahrhaftig erwirken.

Gentz.

13.

Baden, den 7. August 1814.

Ich befinde mich hier seit einigen Wochen, anfangs nur ab und zu, jetzt seit acht Tagen ununterbrochen, und bleibe hoffentlich in dieser Lage bis zu Ende des Monats. Ich wohne mit der Gräfin Fuchs in einem schönen schattigten Garten; Fürst Metternich, Stadion, die Herzogin von Sagan, die Bagrathion, Graf Bernstorff, Wessenberg, Nugent, Langenau, eine Menge interessanter oder eleganter Menschen

sind hier versammelt; ein Extrakt von Wien. Ich befinde mich über alle Erwartung wohl, bei den Bädern, die ich sehr regelmäßig nehme, und lebe übrigens ganz wie es mir beliebt. Daß die Zeit viel, viel zu kurz ist, um alles zu kombiniren und konzertiren, was man thun und genießen möchte, — diese alte, diese ewige Klage ist für jetzt fast das Einzige, was mich in meinem Glück stört.

Uebrigens bin ich keinesweges müßig, verliere auch die großen Gegenstände, für welche Sie meine Thätigkeit reklamiren, keinen Augenblick aus dem Gesicht. Sie würden sich oft über mich wundern, zuweilen auch freuen. Doch was bin ich in diesem Ozean? — Spannen Sie nur um Gottes willen Ihre Wünsche und Hoffnungen nicht zu hoch. Von dem, was Sie am meisten im Auge zu haben scheinen, wird, ich fürchte, gar wenig geschehen.

Sie müssen in einer äußerst empfänglichen, äußerst exaltirten Stimmung sein, um über die Schrift von Thibaut in dem Tone zu reden, den Ihr Brief erklingen läßt. Und Sie müssen es meiner Ehrlichkeit verzeihen, wenn ich ohne Umschweife erkläre, daß ich nicht einmal ahnden kann, wie diese Schrift so auf Sie wirken konnte. Für's erste ist sie einem einzelnen, und, obgleich wichtigen, doch am Ende nur untergeordneten Gegenstande gewidmet; für's zweite ist dieser Gegenstand keinesweges darin erschöpft, und die Hauptschwierigkeiten der Aufgabe sind kaum berührt, viel weniger aufgelöset; für's dritte ist sie nachlässig, und (wie ich Ihnen durch zwanzig oder dreißig Stellen beweisen könnte) bis zur Inkorrektheit nachlässig geschrieben. — Ueber die von Kohlrausch schweige ich, um Sie nicht zu kränken, oder den Verdacht muthwilliger Tadelsucht zu erregen, lieber ganz. — Nein! bis jetzt habe ich über den künftigen Zustand von Deutschland noch nichts gesehen, das meine Aufmerksamkeit auch nur auf fünf Minuten hätte fesseln können; und überhaupt finde ich die politische Schriftstellerei dergestalt gesunken,

daß es mir nicht mehr einfällt, mich in gedruckten Blättern Raths zu erholen. Daß die Staats- und Geschäftsmänner Bessres und Größres liefern werden, behaupte ich deßhalb nicht; aber eben darum habe ich über viele unerreichbare Dinge längst meine Parthie genommen. Wenn Sie alles das wüßten, was uns wirklich drückt, oder die Fragen kennten, auf welche Antworten gefunden werden müssen, alle die schweren Probleme, die uns weit näher liegen, als das allgemeine Gesetzbuch für Deutschland (dessen Wünschenswürdigkeit ich gar noch nicht anerkenne, dessen Möglichkeit ich fast absolut bestreite), — Sie würden bald aufhören, von Kohlrausch und Thibaut zu sprechen.

Ihren Wunsch wegen des Rheinischen Merkurs kann ich nicht befriedigen, weil es mit unendlichen Weitläufigkeiten verknüpft wäre, die Blätter in meiner Abwesenheit in Wien zusammen suchen zu lassen. Chokolate erhalten Sie mit diesem Briefe.

Das Geheimniß, welches ich Ihnen nicht mittheilen konnte, sollen Sie gelegentlich, aber ganz sicher erfahren. Es gehört dazu ein ungewöhnlicher Mittheilungsweg. Sonst — was könnte man Ihrem liberalen, allesumfassenden, alles in sich und Andern begreifenden, alles duldenden, und fast alles liebenden Gemüth nicht anvertrauen!

Leben Sie wohl! Meine Minuten sind gezählt; und so thöricht es auch von mir wäre, mich gegen Sie groß machen zu wollen, so wahr ist es doch, daß nicht viele Personen in der Welt mich heute reizen können, ihnen einen Brief zu schreiben.

Gentz.

14.

(An Varnhagen.)

Stuttgart, den 11. December 1818.

Wenn Sie General Tettenborn sehen, so haben Sie die Güte ihm zu sagen, nicht um 6 Uhr, wohl aber nach 9 Uhr sei ich hier angekommen; und zwar, ohne mich auch nur einen Augenblick unterwegs aufgehalten zu haben, und allenthalben sehr rasch befördert. Mit ganz außerordentlichen Mitteln mag dieser Weg wohl in sechs Stunden zurückzulegen sein; ich mache ihn gewiß nie in dieser Zeitfrist.

Frau von Varnhagen berichte ich, daß ich in Ansehung des Lavater nicht nur nicht ihrer Meinung, sondern unendlich weit davon entfernt bin. Es muß hier ein Mißverständniß obwalten; oder es ist von ihrer Seite eine unerklärliche Liebhaberei und Vertiefung in individuelles (lappiges) Fleisch; oder von meiner Seite absolute Verdutztheit, daß ich den wahren Sinn gar nicht wittre. Denn was ich lese und verstehe, scheint mir so unbedingt-armselig, platt (bis zur Possierlichkeit) und imbezille, daß ich eben so gern eine Parallele zwischen Adam Müller und seiner Köchin, als zwischen Adam Müller und diesem übrigens ehrlichen Radoteur zulassen würde. — In Wien will ich versuchen, ob es mir mit Saint-Martin besser geht.

Doch, wie dem auch sei, die Gespräche, welche diese Polemik herbeiführten, waren mir überaus schätzbar, und Frau von Varnhagen kann fest überzeugt sein, daß ich diese Karlsruher Stunden nicht vergessen werde. Sagen Sie auch Paulinen viel Schönes von mir; und behalten Sie mich in freundschaftlichem Gedächtniß.

Gentz.

13.

Weinhaus, eine Viertelstunde vor Wien,
den 28. September 1825.

Vor einem großen Spiegelglas-Fenster aus Einem Stück, durch welches ich meinen kleinen Garten, oder vielmehr mein großes Blumen-Bouquet, wie in einem Rahmen gefaßt, übersehe; bei goldreinem dunkelblauem Himmel, und 16 Grad Wärme. — Als ob Sie's sähen; nicht wahr?

Ich hatte freilich sechs schottische Dosen; sie sind aber, bis auf Eine, abgenutzt, und nicht präsentabel. Diese Eine ist nun nicht gerade eine der schönsten; da sich aber in ganz Wien keine andre auffinden ließ, so entschließe ich mich, Ihnen diese vorläufig zu schicken. Ich werde mir gleich einige aus London verschreiben; Sie sollen alsdann eine bessre, mit großen Jagdstücken oder Thieren, erhalten.

Ihr Brief hat einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht, ob ich gleich mit den meisten Sätzen, die Sie aufstellen, nicht einig bin.

Ich besinne mich wenig, sehr wenig auf mich selbst. Und das zwar, erstens, weil es mir nicht gelingen würde, wenn ich es auch wollte. Durch meinen Kopf, und durch mein Leben sind zu viel Dinge, zu viel Verhältnisse, Begebenheiten, Gedanken, Kombinationen, Arbeiten, Menschen, Schicksale gegangen; kein Gedächtniß umfaßt das, und das meinige war und ist nichts weniger als treu. Die Vergangenheit schwimmt nur noch vor meinen Augen. Zweitens aber, weil ich keinen Trieb, keine Lust dazu habe. Ich bin, und ich war zu allen Zeiten, an die Gegenwart gebannt; und, obgleich alle Leidenschaften, ja bis auf einen gewissen Grad, alle Unruhe des Begehrens und Genießens

in mir sich gelegt hat, so ist doch der Zauber der Gegenwart immer noch zu mächtig. Das Vergangne kömmt mir vor, als wenn es mir nicht gehört hätte; und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptsächlich (außer ihrer Unverständlichkeit) weil sie an den Tod gränzt, womit ich mich, wie Sie wissen, nie gern beschäftigte.

Bei Ihnen scheint das alles nun ganz anders zu sein. Und doch — ich weiß es gewiß — würden wir heute viel besser, ich meine viel vollständiger, mit einander harmoniren, als es z. B. in Karlsruhe der Fall war. Warum das? Vielleicht finden Sie Gründe und Worte, das zu erklären. Die Thatsache ist sicher; und ich wollte, Sie versuchten es. So oft Sie mir (seit Berlin) begegneten, fühlte ich etwas Gezwungenes, Unheimliches, wie böses Gewissen, in Ihrer Gegenwart; jetzt würde ich Sie ganz unschuldig lieben; denn höchst liebenswürdig erschienen Sie mir immer, auch wenn ich Sie fürchtete, oder vermied. Heute — weil ich endlich nach vielen andern Ansprüchen auch den abgelegt habe, meinen Freunden meine Ansichten aufzudringen, — vielleicht aus noch tiefer liegenden, mir undurchdringlichen Ursachen, würde ein unumwölkter Friede uns wie mit einem wohlthätigen Sonnenschein (nicht einem brennenden) umfangen.

Ich denke es mir so; und folglich ist es so. Aber wo könnten wir uns finden? In's nördliche Deutschland kehre ich nie wieder. Berlin erscheint mir, wie in dem düstern Lichte eines Panorama; der Gedanke an die alten großen Plätze ängstigt mich, wie ein Traum, wo man sich in einer unbekannten Stadt verläuft u. s. f. Auch nach Töplitz oder Karlsbad werde ich schwerlich je noch reisen, weil die Wässer und Bäder dieser Art nicht die rechten für meine (immer sehr leidliche, oft wie verschwundne) Uebel sind. In Wien, und bei mir in Weinhaus, würde ich Sie sehr gern sehen; aber warum sollten Sie nach Wien reisen? Und dann sind

denn doch hier für mich die Zeiten nichts weniger als gleich; es giebt deren, wo mein Kopf, von ernsten, oder kritischen Gegenständen voll, auf die Freiheit meines Gemüthes reagirt. An einem dritten, und zwar an einem schönen Orte müßten wir einige Wochen mit einander in völliger Freiheit verleben, z. B. in Salzburg. Wenn Sie wüßten, wie schön Ischel ist, wo ich diesen Sommer vier Wochen zugebracht habe! Die dortigen Salzbäder fangen an auch im Auslande berühmt zu werden. Vielleicht empfiehlt sie Ihnen ein von Gott inspirirter Arzt für den künftigen Sommer.

Sie sehen doch, daß ich, von aller Scheu, und von aller Sprödigkeit weit entfernt, Sie mit wahrem Heldenmuthe herausfordre. Dies hätte ich noch vor vier oder fünf Jahren nicht gethan. Es weht mich aber aus Ihrem letzten Brief etwas an, das ich nicht recht zu klassifiziren weiß, worin aber keine Selbsttäuschung liegt.

Es freut mich, daß Varnhagen Ihnen, als bei Adam Müller von mir die Rede war, beigestimmt hat. Ich danke ihm dafür. Ich habe seine biographischen Denkmale unter die Bücher gestellt, die ich unverzüglich lesen will. Ich lese übrigens so viel, daß es jedem, der einigermaßen den Umfang und die Mannigfaltigkeit meiner Geschäfte kennt, fabelhaft vorkommen muß. Aber denken Sie nur, was man an Zeit gewinnt, wenn man, wie ich, auf jede Viertelstunde geizt, und wenn man, wie dies seit mehreren Jahren der Fall bei mir war, des Abends nie mehr ausgeht, keinen Salon, kein Theater, keinen öffentlichen Ort besucht u. s. f.

Dafür allein, daß Sie in Ihrem Briefe der Gewitter erwähnen, möchte ich Sie in diesem Augenblick küssen dürfen. Sie erinnern sich also, daß ich sie fürchtete. Ich fürchte sie auch noch, nur milder, wie alles in mir geworden ist. Uebrigens, lieber Engel, werden wir uns in allem verstehen, wenn Sie nur nicht etwa, wie Ihr alter Goethe, dessen oft ziemlich insipide Fragmente ich doch stets mit

wahrer Rührung lese) mit Exaltation für Lord Byron eingenommen sind. Dies ist der einzige Artikel, den ich Ihnen nicht durchgehen lasse. Ich sage aber — mit Exaltation, denn für einen großen Dichter dürfen Sie ihn ungestraft halten.

Ich erhielt vor ein paar Wochen einen Brief von Brinckmann, fünfzehn Bogen stark. Seit zehn Jahren hatte ich nichts von ihm gehört. Auch er liebt sie, wie sonst.

Aber — ist es nicht, als ob ich gestern Thee bei Ihnen getrunken hätte? So sage ich mit Brinckmann, freue mich über mich selbst, und höre auf.

Gentz.

16.

Wien, den 8. November 1827.

Sie haben sich gewiß mehr als Einmal vorgestellt, meine Theuerste, ich hätte Sie vergessen. Sie zu erinnern, daß dem nicht so ist, mögen Sie als das erste Motiv zu diesen Zeilen betrachten, und als solches haben sie vielleicht einigen Werth in Ihren Augen. Was mich ferner dazu bestimmt, ist von geringerm Gehalt, und macht bloß auf Ihre Nachsicht Anspruch. Ich fühle, daß ich alt und älter werde. Das Leben hat fast allen Reiz für mich verloren, und sterben mag ich doch auch nicht, weil die Existenz nach dem Tode, wie es auch immer damit stehen mag, mich noch viel weniger reizt. Ich habe mich mit Ihnen oft — wie mit wenig andern Menschen — über tiefe Abgründe des menschlichen Seins erklären und verständigen können. Ich möchte wissen, wie Ihnen das Leben heute erscheint? In jedem Falle habe ich dabei etwas zu gewinnen. Weicht Ihr Gefühl und Ihre Weltansicht von der meinigen ab, so kann

Ihr Beispiel mich vielleicht ermuthigen und stärken. Sollten Sie hingegen mit mir sympathisiren, so wäre es immer kein kleiner Trost, eine Leidensgefährtin, wie Sie sind, zu haben. Sprechen Sie, wenn Sie sich überhaupt dazu aufgelegt finden, so einfach und klar als möglich zu mir; denn alle Nebel sind für mich zerronnen. Sie müssen wissen, daß ich keine bestimmte Klage habe, daß ich mit meiner Gesundheit und mit meinen Kräften, obgleich sie in Abnahme sind, immer noch sehr zufrieden sein kann, daß ich mit der Welt noch durch manche interessante Fäden zusammenhänge, und daß ich übrigens mit nicht unwichtigen Realitäten genugsam beschäftigt bin, um nicht aus langer Weile in Grübeleien zu versinken. Alles, was Mysticismus oder Fanatismus heißen kann, ist fern von mir. Ich glaube die Menschen und die Dinge nie so klar gesehen zu haben, als jetzt. Und doch ist alles leer, matt, und abgespannt um mich her, und in mir!

Sie können vielleicht Gründe haben, sich über Ihre Gemüthsstimmung nicht so deutlich auszusprechen, wie ich so eben über die meinige. Wenn dies der Fall sein sollte, weisen Sie mich ab. Aus Ihrer Antwort werde ich wenigstens (das darf ich hoffen) den Trost und die Freude schöpfen, zu erfahren, daß Sie mir noch gut sind. Diesen Genuß versagen Sie sicher nicht Ihrem alten treuen Freunde

Gentz.

N. S. Sagen Sie Hrn. von Varnhagen, daß ich die Berliner kritischen Blätter, in denen manches mir fremd ist, und manches mir mißfällt, bloß deßhalb regelmäßig lese, um seine Artikel darin aufzusuchen. Die Art, wie er neulich, ohne mich zu nennen, von mir gesprochen hat, überraschte mich. Denn, was er zu meinem Lobe sagt, ist gerade das, was der Meinung des Pöbels (der nichts als ein blindes Werkzeug der Macht in mir sieht) am stärksten widerspricht.

17.

Wien, den 10. Februar 1828.

Reif bin ich freilich, meine theure Freundin, glaube wenigstens es zu sein, aber auch wohl — überreif. Einen Beweis des letztern finde ich unter andern in der großen Abneigung, die ich gegen alles Briefschreiben habe; und das hauptsächlich aus dem Grunde, weil mir scheint, man könnte seinen Freunden gar nichts mehr sagen, was sie nicht längst schon gewußt, und zehnmal besser sich selbst gesagt hätten.

Als ich Ihnen im Monat November schrieb, hatte ich das Bedürfniß, über gewisse finstre Gefühle, die in meiner Seele lagen, und noch liegen, eine Art beruhigenden Kommentars von Ihnen zu erhalten. Diesen Zweck habe ich nicht erreicht. Sie haben mir zwar eine Antwort, voll liebenswürdiger und schmeichelnder Worte gegeben, deren Sinn ich, zum Theil, mehr errathen als verstanden habe; die eigentliche Wunde aber haben Sie doch nicht berührt. Ihr Brief hatte seinen eignen Werth, war aber keine Antwort auf den meinigen.

Ich bin fest überzeugt, daß, wenn das Schicksal uns irgendwo zusammen führte, wir nach drei oder vier tüchtigen Gesprächen einander wieder vollkommen verstehen würden. Durch Korrespondenz halte ich es nicht für möglich. So geregelt auch Ihr Kopf und Ihr Herz sein mag — Ihre Manier bleibt nun einmal excentrisch, und daher der zunehmenden Trockenheit meines Geistes nicht mehr faßlich. Ihre lebendige Person allein würde mir den Schlüssel zu Ihrem Briefe geben. Sie werden diese Bemerkung, die mich mehr trifft, als Sie, nicht als Tadel betrachten. Ich suche nur zu erklären, welches Hinderniß zwischen uns Beiden besteht, obgleich wir im Grunde einander sehr nahe sein mögen.

Sie sprechen von französischen Versen. Ich aber lese seit mehreren Jahren überhaupt keine Verse mehr, als allenfalls die von Virgil, Horaz und Lucan. Der einzige französische Dichter, den ich noch ertragen könnte, wäre Racine. Und nun gar Verse im Courrier français aufzusuchen, wäre mir wie ein Spazirgang in ein Pesthaus.

Die Dinge in der Welt haben, für mich wenigstens, eine zu ernste und tragische Gestalt angenommen, als daß Poesie und Imagination nicht in mir völlig erlahmt sein sollten. Sie sind unvergänglich jung, und unter allen Dornen des Lebens, die Sie hinlänglich kennen, blüht Ihre Seele doch ungestört fort. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, und freue mich darüber. Aber nachfliegen kann ich Ihnen nicht; ich bin mit eherner Fessel an eine Wirklichkeit gebunden, von der ich mich, so wenig sie mir auch behagt, nicht loszumachen vermag.

Können solche Geständnisse Ihnen schmeicheln? Ich kann es mir kaum vorstellen. Daß ich nicht dabei gewinne, scheint mir ziemlich klar. Ich sehe aus Ihren Briefen, daß Sie sich von mir ein Bild machen, welches — wenn es je dem Originale geglichen haben sollte — wenigstens heute ihm nicht sonderlich gleicht. Durch Stillschweigen würde ich vielleicht zur Konservation dieses Bildes mehr beitragen, als durch Sprechen. Aber es ist etwas in Ihnen, das mich zwingt, aufrichtig zu sein. Wollen Sie nichts desto weniger fortfahren, mich zu lieben — den Schatten alter Phantasien — und auf ein paar Zeilen von mir einen mir selbst unerklärbaren Werth legen, so reiche ich Ihnen herzlich gern die Hand, und sage noch dazu, daß eine Treue wie die Ihrige nicht mehr zu finden ist.

Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's freundschaftlichste. Seine gute Meinung von mir ist mir nicht gleichgültig; sie beruht auch einigermaßen auf Wahrheit, während die Ihrige — leider! — großentheils nur noch Dichtung ist.

Können Sie mir beweisen, daß ich mich irre, so werde ich es als eine Wohlthat erkennen. Der Trost aber bleibt mir, daß, wenn Sie mir auch vollständig Recht geben müßten, Sie nicht aufhören würden, meine beste Freundin zu sein.

Gentz.

18.

(An Varnhagen.)

Wien, den 7. December 1828.

Mein hochgeschätzter Freund! Ich habe die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik von ihrer Entstehung an, gehalten, und mit Ausnahme weniger Artikel, gelesen. Die meisten Aufsätze dieses Journals waren, ich kann es nicht läugnen, was auch ihr inneres Verdienst sein mochte, theils zu gelehrt, oder zu dunkel für mich, theils auch, ihrem Inhalt nach, meinem Gesichtskreise zu fern, als daß ich mich anders als sehr kursorisch damit hätte beschäftigen können. Die Ihrigen allein hatten ein durchgängiges und großes Interesse für mich, und, wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen darf, sie sind zuletzt die einzigen geworden, nach denen ich in den Jahrbüchern mit wahrer Begierde suche.

Um diese Artikel nach Verdienst zu loben, möchte ich selbst einen darüber schreiben, und würde dabei wirklich in Verlegenheit sein, was ich am meisten herausheben sollte: Ihren Scharfsinn, Ihre Menschen- und Sachkenntniß, Ihre unpartheiische, ächt-historische und stets siegreiche Polemik, Ihren edeln, und in jeder Rücksicht vortrefflichen Stil. Das ganze, von Manchen hochgepriesene Werk des wort- und bilderreichen Walter Scott ist in meinen Augen bei weitem

nicht so viel werth, als Ihre unvergleichliche Recension desselben; und die gedrängte Kürze, mit welcher Sie in sechs Blättern die sechs Bände des Duc de Rovigo, wahr und gerecht, und zugleich vollständig und befriedigend karakterisirten, ist eines Meisters würdig.

Sie haben zweimal in diesen Blättern meiner auf eine ehrenvolle Weise gedacht. Die Epoche meiner Schriftstellerei liegt so weit hinter mir, und ist durch alles, was ich in den letzten zwanzig Jahren erlebt habe, so sehr in mir verwischt worden, daß ich mich kaum mehr dessen, was ich in jener Epoche etwa geleistet haben mag, erinnere. Vielleicht hätte ich besser gethan, die frühere Laufbahn nicht zu verlassen; das Schicksal hat mich in eine andre geworfen, deren Illusionen mich eine Zeitlang schadlos hielten. Wie ich auch jetzt darüber denken mag, ich bin einmal darauf gefaßt, und muß, im Gefühl der Unvollkommenheit jener Versuche, sogar wünschen, als Schriftsteller vergessen zu werden. Nichts desto weniger giebt es Augenblicke, wo die alte Eitelkeit in mir erwacht; und von einem Manne Ihres Gehalts mit Beifall genannt zu werden, schmeichelt mir mehr, als ich selbst geglaubt hätte. Ich nehme daher Ihre **mention honorable** mit dem innigsten und wärmsten Danke an; sie freut mich um so mehr, als einiger Muth dazu gehört, vor dem heutigen Publikum von einem Obskuranten und Turkophilen Gutes zu sagen.

Auch Sie, mein hochgeschätzter Freund, stehen noch zwischen der Schriftstellerei und dem praktischen Leben mitten inne. Ich bin überzeugt, daß der Preußische Staat Sie als Geschäftsmann hoch zu halten, alle Ursach hat. Und gleichwohl kann ich mich des geheimen Wunsches nicht erwehren, daß Ihnen möglichst viel Zeit zu freien Ausarbeitungen bleibe, weil ich in Deutschland wenige, sehr wenige kenne, die gediegnere Werke zu liefern vermöchten, und weil

mir selbst Ihre kleinsten Aufsätze lieber sind, als die meisten Depeschen, die ich zu lesen verdammmt bin.

Haben Sie die Güte, mich Ihrer liebenswürdigen Gemahlin zu empfehlen. Ich weiß gewiß, daß sie mich nie aufgegeben hat, wenn wir uns gleich durch Briefe nicht mehr mit einander verständigen können. Sagen Sie ihr, daß ich mich ziemlich wohl befinde, daß mir aber häufig (welches sie ohne Zweifel sehr mißbilligen wird) gewisse Verse des alten Haller vor der Seele schweben, die ich, um diesen Brief nicht so melancholisch zu schließen, auf ein abgesondertes Blatt schreiben will.

Behalten Sie übrigens in gutem und freundlichen Andenken

Ihren sehr ergebenen
Gentz.

„Jetzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts;
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder
Der sorgenfreien Jugend zu.
Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten;
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeil' ermatten,
Und keinen Trieb als nach der Ruh.

Hallers Gedicht über die Ewigkeit.

19.

Wien, den 22. September 1830.

Sie haben lange, sehr lange nichts von mir gehört, meine vortreffliche Freundin; gleichwohl glaube ich steif und fest, daß es mir immer noch erlaubt ist, Sie mit diesem Namen zu nennen.

Vor allem muß ich mich einer der schwersten Sünden anklagen, deren ich mich je schuldig gemacht habe. Herr von Varnhagen übersendete mir vor mehreren Monaten die von ihm verfaßte Lebensbeschreibung des Grafen Zinzendorf; mit einem der freundschaftlichsten, liebenswürdigsten, schmeichelhaftesten, geistreichsten Briefe, die mir seit langer Zeit vorgekommen waren. Ich habe das Buch gelesen, mit dem größten Interesse gelesen, eine Menge von Betrachtungen dabei angestellt, die wohl verdient hätten ihm mitgetheilt zu werden. Ich war auch gleich nach der Lektüre entschlossen, dies zu thun, und zugleich ihm — und Ihnen — für seinen Brief, der mich tief gerührt hatte, aus vollem Herzen zu danken. Erbärmliche Geschäfte bewirkten einen ersten, strafbaren, Aufschub. Weiterhin trat eine verunglückte Reise nach Böhmen mit dem Fürsten, von der wir bald wieder nach Wien zurückgeworfen wurden, dazwischen; dann übermannten mich die politischen Katastrophen; und zu diesen gesellte sich in meiner Nähe, und in meinem Innern — ein Hinderniß, welches ich kaum den Muth habe, Ihnen ausdrücklich zu offenbaren, Sie aber, mit Ihrem göttlichen Scharfsinn, aus dem Verfolg dieses Schreibens, zum Theil wohl errathen werden.

Von Ihnen, meine Theuerste, verlange und erwarte ich nun, daß Sie mich bei Ihrem Gatten, so gut es Ihnen möglich sein wird, entschuldigen. Von einer groben Nachlässigkeit kann ich mich nicht frei sprechen, aber es würde mich wahrhaft betrüben, wenn er mich einer schwarzen Undankbarkeit fähig glauben könnte.

Sein Brief hat mir unter andern bewiesen, daß Sie sich noch zuweilen mit mir beschäftigen; und ich weiß, — ohne mich von thörichter Eitelkeit verblenden zu lassen —, daß ich von jeher zu den Menschen gehörte, die Sie Ihrer besondern Aufmerksamkeit werth hielten. Ich weiß ferner, daß in Ihnen sich nichts Wesentliches geändert haben kann,

und daß Sie heute noch alle die Eigenschaften besitzen müssen, die meinem frühern Umgange mit Ihnen einen so hohen Reiz verliehen. Ich wage es daher, Ihnen etwas von mir zu erzählen. Ich fühle mich dazu vorzüglich deßhalb berufen, weil unsre letzte Korrespondenz sich um traurige Fragen drehte, die Sie mir, mit Ihrer gewöhnlichen großartigen Philosophie, doch, nach meinem damaligen Gefühl, nicht ganz befriedigend beantworteten. Seitdem hat sich in mir eine große Revolution zugetragen; und von dieser will ich Ihnen Rechenschaft geben, so viel dies in den engen Schranken eines Briefes geschehen kann.

Der erste Ursprung dieser glücklichen Revolution lag in dem Umstande, daß seit ungefähr zwei Jahren meine Gesundheit, die in den vorhergehenden fünfzehn Jahren, zwar nicht durch eigentliche Krankheiten, aber durch langwierige arthritische Beschwerden sehr gelitten hatte, eine fast wundervolle Regeneration erfahren hat. Ich befinde mich heute so wohl, und habe ein so lebhaftes Gefühl von Wohlsein, wie es mir kaum in meinen besten Jahren zu Theil geworden ist. Eine Folge davon war unter andern, daß nicht nur mein Geist seine ganze jugendliche Frische, und mein Herz seine ganze ehmalige Empfänglichkeit wieder gewonnen, sondern daß selbst mein Aeußres sich auffallend verjüngt hat, und alle meine körperlichen Kräfte mir wieder zu Gebot stehen. Es ist beinahe lächerlich, in meinen Jahren so von sich selbst zu sprechen. Da ich es aber mit Wahrheit sagen kann, weil es mir täglich, und von allen Seiten, wiederholt wird, warum sollte ich Ihnen, meine theilnehmende Freundin, die Freude nicht gönnen, es von mir zu hören? Ich könnte Ihnen darüber Zeugnisse von Personen, die mich lange nicht gesehen hatten, anführen, welche Ihnen keinen Zweifel lassen würden. Meine Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode ist daher auch, obwohl keinesweges verschwunden, doch so in den Schatten gestellt, daß sie mich nur sel-

ten anwandelt, und daß ich schon stillschweigend wenigstens auf Bonstettens merkwürdiges Alter zu rechnen beginne.

Jetzt werden Sie das Folgende einigermaßen verstehen.

Mit meiner wiederkehrenden Gesundheit habe ich mich von neuem in die Welt und das gesellschaftliche Leben geworfen, dem ich durch viele Jahre entsagt hatte. Das Vergnügen, womit man mich allenthalben empfing, bewies mir, daß ich in diesem Kreise meine Stelle noch sehr gut behaupten konnte. Mein steigender Widerwille gegen die öffentlichen Geschäfte (ob ich gleich keinen Augenblick aufgehört habe, sie gewissenhaft zu betreiben), meine zunehmende Furcht vor einsamen Studien, die mir immer nur finstre Resultate darboten, trugen das Ihrige zu diesem veränderten Regime bei. Ich hielt mich hauptsächlich an die Weiber, die mir zu allen Zeiten wohlgewollt, und die heute, weit mehr als vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren, hoch über den Männern stehen. Ich machte einigen von ihnen, wie man es nennt, die Kour, und verschaffte mir dadurch ein bestimmtes Interesse in der Gesellschaft. Daß ich mich noch verlieben könnte, hielt ich für unmöglich, und fühlte doch, daß ich zuletzt auch auf diesen Punkt noch einmal gelangen müßte, um meiner erneuerten und verjüngten Existenz recht froh zu werden. Dies Vorgefühl wurde auf eine höchst unerwartete Art realisirt. Ihnen darf und muß ich gestehen, was ich gegen Andre bloß nicht förmlich abläugne, daß ich seit dem vorigen Winter eine Leidenschaft von größerer Stärke, als irgend eine meines frühern Lebens, in meiner Brust trage, daß diese Leidenschaft zwar zufällig entstanden, nachher aber von mir vorsätzlich genährt und gepflegt worden ist.

Sie werden erstaunen, vielleicht sogar erschrecken, wenn ich Ihnen sage, daß der Gegenstand dieser Leidenschaft ein neunzehnjähriges Mädchen, und noch obendrein eine Tänzerin ist. Ich muß nicht allein auf Ihre Gutmüthigkeit,

sondern auch auf Liberalität (im alten edelsten Sinne des Worts), auf Ihren über alle gemeine Ansichten erhabenen Blick, auf Ihre Vielseitigkeit, auf Ihre Toleranz, rechnen, um nicht zu besorgen, daß Sie mich auf mein Geständniß dieser Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden.

Wenn ich Ihnen aber versichre, daß der Umgang mit diesem Mädchen eine Fülle von Glückseligkeit, wie ich sie eigentlich nie gekannt habe, über mich ausgegossen hat — daß dieser Umgang das Gegengewicht mannigfaltiger Sorgen, denen ich sonst unfehlbar unterlegen hätte, das Erhaltungsprinzip meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Gesundheit, und meines Lebens geworden ist, — so werden Sie nicht nur geneigt sein, mich zu entschuldigen, sondern auch mit Ihrer gewohnten, aufgeklärten Billigkeit zugeben, daß eine Person, die so auf mich wirken konnte, außer dem unendlichen Reiz, womit sie mich fesselt, einige Eigenschaften besitzen muß, die ein Verhältniß, wie das hier geschilderte, erklären.

Diese Person befindet sich jetzt in Berlin. — — Wenn Sie sich anders noch um das Theater bekümmern, werden Sie vermuthlich von ihr hören. Ich habe aber den Wunsch, daß Sie sie ein- oder zweimal, wenn auch nur auf dem Theater, sehen möchten. Ich weiß von sonst her, daß Sie auf die äußere Gestalt der Menschen, und mit Recht, einen großen Werth legen. Es ist mir also nichts weniger als gleichgültig, ob und wie diese Fanny Ihnen gefällt? Und ich bitte Sie, mir gelegentlich etwas darüber zu schreiben.

Mit dem Sinne für Geselligkeit, für weibliche Schönheit — für Liebe, ich spreche das Wort immer noch — selbst vor Ihnen — zitternd aus — ist auch der Sinn für die Poesie in mir von neuem erwacht. Ich ergreife jede freie Stunde, um in alten und neuen, römischen, deutschen, italiänischen, französischen Dichtern zu lesen. Und wie weit ich es in dieser Lieblingsbeschäftigung gebracht habe, werde

ich Ihnen an einem Beispiele zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Interesse sein kann.

Im vergangnen Jahre fielen mir die Reisebilder von Heine in die Hand. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich in der politischen Gesinnung des Verfassers die meinige nicht wieder fand; und daß mir überdies manches Inkorrekte, Ultra=Originelle, in dieser Schrift zuwider sein mußte. Nichts desto weniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingestreuten Gedichte (nicht alle!) mich in höchstem Grade anzogen. Erst vor einigen Tagen entdeckte ich sein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes Buch der Lieder, worin ein Abschnitt Ihnen gewidmet ist; und früher schon hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr wer? — gesagt, oder geschrieben, daß Heine bei Ihnen in besonderer Gnade stehe. Ich entschloß mich daher gleich, diese Lieder zu lesen. Verschiedene derselben kannte ich aus den Reisebildern. Mehrere mißfielen mir, weil sie gar zu nachlässig, ich möchte sagen, gar zu liederlich hingeworfen, kaum mehr an die Form der Poesie erinnern, und einem Tischgespräch ähnlicher sehen, als Gedichten. Aber eine gewisse Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeschreiblichen Zauber; und an diesem ergötze ich mich fortdauernd. Morgens und Abends sind sie meiner heutigen Gemüthsstimmung dergestalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen, und versenken kann. — Wenn ich erst wissen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhause reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgesprochene gilt. Vor der Hand begnüge ich mich auf ein einziges zu deuten, woraus Sie ungefähr schließen können, was es mit dieser Liebhaberei auf sich hat.

Ich bewundre in diesem Augenblicke den Muth, der dazu gehörte, um Ihnen eine solche Reihe, gewiß höchst

unerwarteter Bekenntnisse abzulegen, um Ihnen zu sagen — daß ich mich verjüngt fühle — daß ich liebe — daß ich eine Tänzerin anbete — und daß ich mit Heine sympathisire! Sie sind aber auch die einzige Person in der Welt, gegen welche ich das wagen würde; und, wenn dieser Brief nicht durch einen österreichischen Kourier nach Berlin ginge, hätte ich es auch gegen Sie nicht gewagt. Fast alles, was er enthält, konnte nur im engsten Vertrauen geschrieben werden; ich war lange gewohnt, mit Ihnen zu denken, mit Ihnen zu fühlen, vor Ihnen meine verborgensten Schwachheiten nicht zu verbergen. Sind Sie Ihrerseits dieselbe geblieben — und wie sollte ich es bezweifeln? — so belohnen Sie mein Vertrauen mit einem — freundlichen oder strafenden — Brief, in der alten bekannten Manier. Melden Sie mir zugleich, wie es mit Ihnen, mit Ihrer Gesundheit, mit Ihrer Gemüthsstimmung, mit Ihrem zeitlichen und ewigen Wohl und Weh steht! Wir Beide dürfen uns nicht trennen, so lange wir athmen; schlagen Sie zu, und stillen Sie bald die Sehnsucht Ihres treuen Freundes

Gentz.

N. S. Als ich eben diese Blätter schließen will, empfange ich ein Schreiben von Varnhagen vom 24. August, woraus ich mit herzlichster Freude ersehe, daß er mir mein Stillschweigen schon verziehen haben muß. Den von ihm empfohlenen Fremden, den ich noch nicht gesehen habe, werde ich gewiß so aufnehmen, wie es einem von ihm Empfohlenen gebührt.

20.

Preßburg, den 18. Oktober 1830.

Sonnabend den 9. d. erhielt ich Ihren ersten Brief, meine unvergleichliche Freundin, und hätte gern auf der Stelle wieder an Sie geschrieben, wenn es mir nicht durch Geschäfte, die mir freilich weit weniger gefallen, als Ihre Briefe, unmöglich gemacht worden wäre. Einige Tage nachher mußte ich mich zum zweitenmale hieher begeben, wo wir seit der Eröffnung des ungarischen Landtages größtentheils zu residiren genöthiget sind. Und hier erhielt ich denn gestern Abend Ihr zweites, für mich überaus wichtiges Schreiben vom 9.

Wie sehr sich mein Herz von neuem zu Ihnen gezogen fühlt, das wußten Sie, und mußten Sie wissen, indem Sie mir diese köstlichen Geschenke machten. Die zärtliche Freundschaft, womit Sie meine Bekenntnisse und meine Empfehlungen aufnahmen, hatte mich schon tief gerührt; Ihre Zufriedenheit mit Fanny, Ihre Schilderung von ihr, die Beschreibung Ihrer ersten Entrevue, Ihre Theilnahme an ihrem Successe, das alles wirkte — ich kann es mit voller Wahrheit sagen — berauschend auf mich. Eine Freundin wie Sie giebt es in der Welt weiter nicht.

Ich darf Ihnen indeß nicht verbergen, daß ein paar Stellen Ihres letzten Schreibens mich (ohne Ihren Willen) schmerzlich betrübt haben. Die eine, wo Sie in einer an mich gerichteten Apostrophe Ihre (gerechte) Verwunderung ausdrücken, daß ich die Reise nach Berlin geschehen lassen konnte; die andre, und das war der eigentliche Seelenstich, wo Sie mich mit großen Engagements-Anträgen bedrohen.

Ich habe zwar alle nur erdenkliche gute Gründe zu glauben, daß Fanny nicht so leicht irgend einem Antrage Gehör geben wird, der sie auf längere Zeit von mir ent-

fernen könnte. Wenn Sie unser Verhältniß näher kennten, und Umstände wüßten, die ich keinem Papier anvertrauen kann, so würden Sie diesen meinen Glauben nicht für einen leeren Wahn halten. Dennoch könnten die Anträge von der Art sein, daß ich selbst, aus Gewissenhaftigkeit, ihr zureden müßte, sie anzunehmen. Aber, wahrscheinlich oder nicht, die bloße Erwähnung dieser Gefahr ergriff und erschreckte mich so, daß sie den wonnevollen Eindruck, den alle Ihre übrigen Worte auf mich gemacht hatten, grausam störte, und mir (da ich Ihren Brief zwischen 1 und 2 Uhr, bei meiner Zurückkunft von einer mir sehr gleichgültigen soirée dansante, las) eine schreckliche Nacht bereitete.

Ich habe Ihnen zwar in meinem früheren Briefe deutlich genug zu erkennen gegeben, was es mit diesem Verhältniß auf sich hat; dennoch wagte ich es damals nicht, Ihnen das Innerste meines Herzens aufzuschließen, weil mich, trotz aller Kenntniß Ihres großartigen Geistes, eine gewisse geheime Scheu, die Sie mir mit Recht als kindisch vorwarfen, zurück hielt. Aus dem, was ich Ihnen oben erzählt habe, werden Sie sich nun die ganze Wahrheit abstrahiren können. Ja, meine theure Freundin, ich muß es Ihnen gestehen: alle Leidenschaften, die jemals in meiner Brust gekocht haben — und seit zwanzig Jahren glaubte ich mich für immer frei davon — sind im Vergleich mit der, die dieses Mädchen in mir entzündet hat, nur Kinderspiele gewesen. Es fehlt mir leider an Zeit, um Ihnen heute, so wie Sie es wünschen, die Geschichte dieser Leidenschaft zu erzählen, die, im vergangenen Winter erzeugt, und, durch einen sonderbaren Zusammenfluß von Umständen, in einem Zeitraum von ungefähr vier Monaten zu ihrer jetzigen kolossalen Gestalt groß gezogen ward. Erwägen Sie nur Folgendes: Jetzt, nachdem Sie einige ihrer Reize kennen gelernt haben, werden Sie sehr natürlich und glaublich finden, daß Fanny nur hätte winken dürfen,

um zehn Liebhaber für einen, und die einnehmendsten und mächtigsten zu ihren Füßen zu sehen. Sie verschmähte sie alle, und wählte mich. Ich hatte ihr weder Jugend noch Schönheit, noch Reichthum, noch irgend etwas, was ein junges Mädchen, und noch obendrein eine Theaterperson gewinnen konnte, anzubieten. Die aufgeklärtern unter den gewöhnlichen Menschen meinen, und sagen (denn mein Verhältniß mit ihr ist der Gegenstand zahlloser Gespräche in der hiesigen Gesellschaft, wo ich wohlgelitten bin) — ich hätte sie bloß durch meine sogenannte Beredsamkeit erobert. Dies wäre immer schon merkwürdig genug; aber es ist noch bei weitem nicht das Rechte. Ich habe sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als sie mich kennen lernte, wußte sie nicht, ahndete nicht, daß es eine solche Liebe gäbe; und hundertmal hat sie mir gestanden, daß ich ihr durch die Art, wie ich vom ersten Augenblick an mit ihr umging, und weiterhin auch die Offenbarung einer (allerdings nicht häufigen, noch gemeinen) Liebe, von deren Möglichkeit ihr nie geträumt hatte, eine neue Welt eröffnet hätte. Hier allein liegt der ganze Schlüssel der Erscheinung. Es versteht sich von selbst, daß ich nie den thörichten Anspruch machte, von ihr Gegenliebe, im engern Sinne des Wortes, zu erwarten, mir nie einbildete (denn mein Verstand verläßt mich in der heftigsten Leidenschaft nicht), daß sie sich in mich verlieben könnte. Es war mir genug, ihr ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes Gefühl einzuflößen, und es gelang mir denn auch wirklich — so wie dem Menschen alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit strebt, — dies Gefühl dergestalt in ihr zu gründen, und zu befestigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte, und heute, wenn mich nicht alles trügt, schwerlich von irgend einem andern verdrängt oder überwältigt werden könnte.

Denken Sie sich nun, was das heißt, eine Leidenschaft, wie die meinige, in meinen Jahren, mit den wenigen mir übrig gebliebenen Ansprüchen, so belohnt zu sehen! Denken Sie sich **la satisfaction de l'amour-propre**, von welcher kein Sterblicher sich losmachen kann, und am wenigsten der, welcher die Schmeichelei so gern hat, wie Sie und ich; denken Sie sich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts gestörten Umganges mit einer Person, an der alles mich entzückt, die nicht nöthig hat, „wie die ganze Venus aus dem Meere zu steigen" (ein göttlicher, mir sehr verständlicher Ausdruck in Ihrem Brief!), in deren Augen, in deren Hände (sehen Sie sie nur an), in deren einzelne Reize ich mich stundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert, und mit der ich, wie mit der gelehrigsten Schülerin (ich erziehe sie mit väterlicher Sorgfalt) — zugleich meiner Geliebten und meinem treuen Kinde — unerschöpfliche Gespräche führe, worüber Sie manchmal erstaunen würden; — denken Sie sich diesen Reichthum von Genüssen, und dazu noch so vieles, was sich nicht sagen läßt, — und es wird einem Gemüth von der Fassungskraft des Ihrigen leicht werden, das, was Andern immerhin eine Thorheit scheinen mag, vollständig zu begreifen. Sie haben ohnehin das Meiste schon errathen; Ihr Brief, und die Art, wie Sie Fanny behandelt haben, bürgt mir dafür. Ich werde vermuthlich diesen Abend einen Brief von ihr erhalten, wenn sie mir auch nur am 9. geschrieben hat. Was ich bei Ihrem Brief gefühlt, habe ich ihr heute schon berichtet. Aber die verdammten Posten gehen so langsam, und so unregelmäßig!

Sie werden sie schüchtern und verlegen gefunden haben, wie es das Bewußtsein ihrer geringen Kultur, und der Respekt vor einer Frau, die ich ihr mehr als Einmal, wie ein fast wundervolles Wesen geschildert hatte, nothwendig mit sich bringt. Vielleicht gelingt es Ihnen aber, sie zu

apprivoisiren; und es würde mich unendlich freuen, wenn Sie ihr die Zunge lösen könnten. Ihr Urtheil über mich wird großen Eindruck auf sie machen; und überdies können Sie mir einen wesentlichen Dienst leisten; sie ist eigentlich auf zwei Monate in Berlin engagirt, und hat mir heilig versprochen, in den ersten Tagen des Decembers, wo nicht früher, wieder in Wien zu sein, wohin ich vor Ende dieses Monats sicher zurückkehre. Nun habe ich sie aber neuerlich — und zwar aus sehr guten Gründen, die ich jedoch weder ihr, noch Ihnen, schreiben kann, gebeten, nicht länger als bis zum 15. November in Berlin zu bleiben. Sie erzeigen mir eine unvergeßliche Wohlthat, wenn Sie diese Bitte unterstützen. Ich kann, wie Sie richtig erriethen, die Qual ihrer Abwesenheit kaum mehr ertragen. So lange sie hier war — auch das gehört unter die Merkwürdigkeiten dieser meiner Epoche —, wurden alle, auch die unangenehmsten Geschäfte (und wo giebt es heute wohl andre?) mir leicht; und ich habe in meinen öffentlichen Verhältnissen gewiß nicht das Kleinste vernachlässigt. Jetzt bin ich zuweilen von Unmuth niedergedrückt. Sagen Sie ihr dies alles, wenn Sie Gelegenheit finden, über mich und mein Verhältniß mit ihr zu sprechen. Setzen Sie hinzu — auch dies ist die volle Wahrheit — daß selbst meine Gesundheit darunter leidet. Ich weiß, daß Sie diesen Auftrag gern übernehmen.

Ihre diplomatische Geschicklichkeit ehre ich zwar nach Gebühr, muß Ihnen aber doch sagen, daß sie im gegenwärtigen Fall nicht gerade nothwendig war. Wie es zwischen Fanny und mir steht, ist in Wien so wenig ein Geheimniß, daß man alle Tage davon spricht, und — was zu meiner Zufriedenheit nicht wenig beiträgt — diejenigen Personen, an denen mir am meisten liegt, unter andern Fürst Metternich, die Sache nie anders als mit Wohlwollen und Delikatesse behandeln. Krieg wird also darüber nicht entstehen.

Dienstag, den 19. Oktober.

Es ist mir äußerst angenehm, daß ich meinen Brief gestern nicht vollenden konnte; denn heute früh habe ich einen von Fanny erhalten, der mich wieder sehr beruhigt. Es ist eine immerwährende Ebbe und Fluth in meiner Seele — das sicherste Merkmal starker Leidenschaft.

Graf Redern hat allerdings schon von dortigem Engagement gesprochen, und, wie es scheint, in ziemlich lockenden Worten. Hierüber schreibt sie mir (am 9.) Folgendes: — — Sie sehen hieraus, daß die Gefahr noch nicht gar groß ist. Indessen nehme ich meinen Auftrag nicht zurück, bitte Sie vielmehr recht herzlich, ein Gespräch mit Fanny zu suchen, welches auch in andrer Rücksicht immer wohlthätig für mich sein wird. Ich lege hier einen kleinen Brief an sie bei. Die Uebersendung desselben wird vielleicht das Gespräch befördern können.

Es ist wahrhaft unanständig, daß ich Sie bis hieher nur von dem einzigen Gegenstande unterhielt, der mich in so gewaltige Bewegung gesetzt hat. Sie aber kennen die menschlichen Unarten und Schwächen aus dem Grunde, und verzeihen mir folglich.

Ich erwarte Ihre gedruckten Blätter mit unaussprechlicher Ungeduld. Ich freue mich darauf, wie ein Kind auf eine Weihnachtsgabe. Ich weiß zum voraus, daß sie nicht bloß meinen Kopf befriedigen, sondern mein ganzes Wesen erschüttern werden. Das sind die Lektüren, deren ich jetzt bedarf, um mich von denen zu erholen, die mir als mein Tagewerk obliegen. Sie müssen wissen, daß eine Menge Ihrer geistreichen Worte mir unaufhörlich in den Ohren klingen, daß ich sie nicht vergessen kann, so lange ich lebe, sie mir tausendmal wiederhole. Einige habe ich sogar der Fanny einstudirt, manche, deren Sie selbst sich vielleicht nicht mehr erinnern. Andre behielt ich für mich selbst, und

theilte sie niemanden mit. Ob Ihre Aphorismen bei mir gut angebracht sein werden, mögen Sie hienach beurtheilen. — Ich vergebe Ihnen nicht, daß Sie mich so spät damit bekannt machten.

Noch immer labe ich mich an dem Buch der Lieder. In Wien ist nur Ein Mensch, der mit mir über diese Gedichte völlig sympathisirt — der Major Prokesch; Varnhagen kennt ihn gewiß. Mit diesem bade ich mich Stunden lang in diesen melancholischen süßen Gewässern. Das Gedicht, welches Sie loben, ist mir sogar lieber, als das von Schiller über denselben Gegenstand, so sehr ich dies auch immer bewundert habe. Selbst die, welche an wirkliche Gotteslästerung streifen (wie Götterdämmerung, Fragen u. s. w.), lese ich doch nicht ohne die tiefste Emotion, und klage mich manchmal selbst darüber an, daß ich sie so oft, und so gern lese. Solche, wie in dem lyrischen Intermezzo No. XXXII und XXXVII, möchte ich den ganzen Tag wiederholen hören. In meiner frischesten Jugend war ich nie so auf die Poesie versessen als heute. Nie würden wir uns besser verstanden haben; und aus vollem Herzen rufe ich mit Ihnen aus: Welche große schöne Ursach muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten?

Ueber eine Stelle Ihres letzten Briefes muß ich etwas sagen, weil meine alte Eigenliebe dabei erwacht ist. Sie loben Schlegeln, „weil er ein Sieb im Ohre hatte, das nichts Schlechtes durchließ.“ Wenn ich dies recht verstehe, so würde es, in meine Sprache übersetzt, lauten: Er hatte ein klassisches Ohr. Wenn dies Ihre Meinung war, so muß ich zuerst bemerken, daß das Wort auf Heine keinesweges paßt; denn so sehr ich seine Gedichte liebe und bewundere, kann ich doch unmöglich zugeben, daß sein Sieb nicht wirklich vieles recht Schlechte durchläßt, und daß sein Stil nicht oft in offenbare Geschmacklosigkeit verfällt. Jenes hübsche Wort wäre viel eher auf mich, als ich noch

ein Schriftsteller war, anwendbar gewesen. Ich kann nicht verlangen, daß Sie von meinen Schriften, die Ihnen fast in jeder Rücksicht fremd und heterogen sein mußten, jemals viel Notiz genommen haben sollten; aber eben deßhalb muß ich mein Recht behaupten. So ernsthaft auch die Gegenstände waren, über welche ich schrieb, so unästhetisch, und trocken, muß ich mir doch zum Ruhme nachsagen, daß ich nie (was besonders in der Polemik ein Verdienst ist) den guten Geschmack verletzt habe. Eitelkeit verblendet mich hier wahrlich nicht. Ich habe ganz vergessen, daß ich auch einmal ein Schriftsteller war, und seit zwanzig Jahren keine Zeile, die von mir gedruckt worden ist (die Kongreß-Protokolle ausgenommen!!) auch nur angesehen. Neulich aber las mir jemand, der sehr gut lieset, die Vorrede eines gewissen Buches — über das politische Gleichgewicht — vor, und da war ich ganz erstaunt, daß ich jemals so gut hatte schreiben können. Lesen Sie einmal, Spaßes halber, diese Vorrede, und sagen Sie selbst, ob das ein Stil war. Schlegel hat nur einzelne Seiten geschrieben, die sich in Hinsicht auf den Stil damit messen konnten.

Es ist wohl Zeit aufzuhören. Der gegenwärtige Brief ist der längste, der seit Jahren aus meiner Feder geflossen ist. Ihnen wird er Freude machen, das weiß ich. Belohnen Sie mich bald mit einer Antwort. Ich schmachte danach. Verstanden und geliebt zu werden, ist der höchste Genuß der Welt, nach dem, welchen die eigentliche Liebe gewährt. In unsrer jetzigen Korrespondenz ist beides verschmolzen. Also — vorwärts! Gott sei mit Ihnen.

Gentz.

Sagen Sie Varnhagen viel Schönes von mir. Ich höre überaus ungern, daß er nicht recht wohl ist. Ich kenne das: „Eine Arbeit immer in die andere hinein“ — und „Furcht vor jedem Kourier“ so gut als er. Ich bin aber, obgleich viel älter, durch eine ganz besondre Gnade des Him-

mels, gesund wie ein Fisch, und unzerstörbar. Und, wenn man so gut arbeitet, wie er, liegt doch auch wieder eine gewisse Satisfaktion darin. Ich möchte wissen, ob ein gewisses deutsches Memoire, welches kurz vor der Anerkennung des neuen Königes von Frankreich dort redigirt wurde, von ihm war. Dies ist der einzige politische Artikel meines langen Briefes. Und den können Sie, ohne sich zu kompromittiren, beantworten.

Sie wissen, daß Preßburg und Wien ungefähr das Nämliche ist. Adressiren Sie aber alles nach Wien, und am sichersten durch Mocenigo.

21.

Preßburg, den 6. November 1830.
Sehr schönes Herbstwetter, wogegen ich aber ganz gleichgültig bin, das Wetter wohnt in mir.

Ich habe am 2. Ihren herrlichen, reichhaltigen Brief vom 26 = 28. Oktober empfangen. Ich kann Ihnen nur ein paar Worte darüber schreiben — ein andermal mehr. Ich beging eine Untreue an Ihnen, die Sie mir verzeihen müssen. Da Sie von Mett. so vortheilhaft und freundlich sprachen, habe ich dem Reiz nicht widerstehen können, ihm, und einer klugen und sehr interessanten Dame einige Stellen Ihres Briefes vorzulesen; sie wußten sie zu schätzen, waren unter andern entzückt über das, was Sie von dem heutigen Zustande der Gesellschaft sagen, und fanden „die unendliche Tiefe der Leere" eine wahrhaft genialische Inspiration.

Mein letzter Brief von Fanny war vom 28. v. M. Damals hatte sie noch nicht mit Ihnen zusammen kommen können. Ich finde, daß man in Berlin, so sehr man sie auch lobt und bewundert, recht barbarisch mit ihr umgeht,

sie mit Vorstellungen und Proben zu Grunde richtet. Es ist hohe Zeit, daß sie zurück kehre. Wenn Sie wüßten, wie ich sie auf Händen trage! Sie kennen freilich die Liebe, wie Wenige. Sie würden aber nichts desto weniger erstaunt sein, wenn Sie acht Tage mit mir sprechen könnten. So lange ich lebe, habe ich schlechterdings nie etwas Aehnliches gefühlt. Wie geht das zu? Ich glaube jetzt an alles, auch an die tollsten Geheimnisse des Magnetismus.

Ich hoffe in wenig Tagen dies mir anfangs (als Zerstreuung) nicht unangenehme, jetzt schon sehr lästige Preßburg zu verlassen. In Wien schreibe ich Ihnen über Ihre Blätter, über Ihre große Gedanken. Warten Sie aber nicht darauf, jede Seite von Ihnen ist mir reiner Genuß.

Gentz.

22.

Wien, den 25. November 1830.

Ich erhielt vorgestern Ihr köstliches Schreiben vom 18., meine vortreffliche Freundin; was Sie von der Blindheit des Amor sagen, gehört wieder unter die unvergänglichen dictons, wovon Ihr Leben so reich ist. Ich schriebe Ihnen gern lange Briefe, wenn ich nur Zeit hätte; doch die längsten wären ja nie eine halbe Seite der Ihrigen werth.

Ich hoffe, Fanny den 10. oder 12. künftigen Monats wieder zu sehen, und vergehe fast vor Sehnsucht nach ihr. Ihr ungeheurer Beifall in Berlin hat weder Furcht, noch Eifersucht in mir erweckt; wohl aber ärgert es mich, daß man sie so schonungslos benutzt; ihr kaum Zeit zum Athemholen, noch weniger zu freundschaftlichen Besuchen läßt, und sie über ihre Kräfte anstrengt. Ich werde Gott danken, wenn diese schwere Prüfung vorüber sein wird.

Die Heirath des Fürsten Metternich mit Melanie Zichy ist seit einigen Tagen deklarirt; sie freut mich sehr; und es

gehört zu dem rasenden Glücke, welches den Fürsten stets verfolgt hat, nach einer Frau, wie seine verstorbene, noch einmal einen solchen Fund zu machen. Für mich, der ich mich mit einigem Rechte als den vertrauten Freund beider Theile betrachten kann, wird diese Verbindung manche Annehmlichkeit haben. Freilich werde ich dadurch wieder mehr, als zuvor, in die Gesellschaft der großen Welt verwickelt; doch habe ich meinen sechswöchentlichen Aufenthalt in Preßburg so geschickt zu benutzen gewußt, daß ich an meiner Unabhängigkeit nicht viel verlieren werde. Meine liaison ist so allgemein bekannt, und anerkannt, und wird von denen, die mir wohlwollen, und an deren Urtheil mir allein gelegen ist, so wenig gemißbilligt, daß mir es niemand verdenken wird, wenn ich den Umgang mit ihr jedem andern vorziehe. Leben, und mit ihr leben, ist forthin nur Eins für mich.

Wenn Sie müßige Augenblicke finden, schreiben Sie mir manchmal ein paar Worte. Es brauchen ja keine Briefe zu sein, und besonders keine klassische. Sie sind die Romantik selbst; Sie waren es, ehe das Wort erfunden wurde; und die Funken Ihres Geistes erleuchten weit größre Räume, als bogenlange Dissertationen. Bleiben Sie mir nur gut, und grüßen Sie Varnhagen; ich möchte wissen, was Sie unter dem Lärm (so lese ich das Wort) verstehn, der „mit ihm überhand nimmt"?

Gentz.

23.

Wien, den 21. Januar 1831.

Ich wundere mich gar nicht, meine vortreffliche Freundin, wenn Sie mein langes Stillschweigen nicht bloß unbegreiflich, sondern strafbar gefunden haben, und die wenigen aber harten Worte, die Sie in einem Briefe an Fanny darüber aussprachen, fielen auf ein wundes Gewissen. An meiner

Rechtfertigung, in so fern sie möglich ist, liegt mir weit weniger, als daran, daß Sie nicht etwa in einer bösen Stunde die Erklärung dieses Stillschweigens in Gründen suchen, die ich nicht dringend, nicht ungestüm genug zurückweisen kann. Es war nicht Nachlässigkeit, nicht Gleichgültigkeit, nicht Mangel an Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten; ich hätte oft für ein gründliches Gespräch mit Ihnen sehr viel gegeben. Die herrlichen Briefe, die Sie mir während Fanny's Anwesenheit in Berlin geschrieben haben, Ihre ausgezeichnete Güte für meine Freundin, Ihre Zufriedenheit mit ihr, und so manche geistreiche Aeußerung über das Verhältniß, hatten mich Ihnen so nahe gerückt, als wären wir nie getrennt gewesen. Auch ist kein Tag vergangen, wo ich Ihrer nicht gedacht, nicht mit Fanny von Ihnen geredet hätte. Und dennoch — das Geständniß muß heraus — fehlte mir Lust und Muth an Sie zu schreiben. Wenn Sie nicht schon errathen haben, wie dies zuging, so sollen Sie es in kurzen Worten hier lesen.

Ich befinde mich seit einigen Monaten — bei Gott Lob noch fortbestehendem körperlichen Wohlsein — im Zustand einer wirklichen Gemüthskrankheit, die empfindliche Fortschritte in mir macht. Die Hauptelemente dieses Zustandes sind: stets erneuerte Unruhe und tiefer Gram über die Begebenheiten, die uns immer mehr und mehr in die Enge treiben, — das bittre Bewußtsein, daß ich nichts dabei wirken kann, daß ich der neuen Gestaltung der Dinge täglich fremder werde, daß meine Rolle ausgespielt, und die Frucht vierzigjähriger Arbeit wie verloren ist — mannigfaltige Sorgen, unersetzliche Verluste in meinen Einnahmen, durch die politischen Katastrophen herbeigeführt — meine Stellung in der Gesellschaft, die ich durch einige Jahre zu viel kultivirt habe, und von der ich mich jetzt, da sie mir zum Ekel geworden ist, und mich überdies in dem einzigen Genusse, an dem ich noch hänge, stört, nicht loszumachen weiß —

Unzufriedenheit mit mir selbst und der Welt — das Gefühl zunehmenden Alters, und die Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode; sind das Krankheitsstoffe genug?

Ich habe mich lange geschämt, mit einem solchen Bekenntniß gegen Sie herauszurücken; und da ich Sie doch viel zu sehr achte und liebe, um mit Ihnen nicht durchaus wahr zu sein, so blieb mir nichts übrig, als zu schweigen. Es war vielleicht ein arger Mißgriff, daß ich mich dazu entschloß. Ich beraubte mich dadurch der Wohlthat Ihrer Briefe, die meine jetzige Entmuthung, wenn auch nicht ganz gehoben, doch gemildert haben würden. Denn Ihre Worte haben jederzeit großes Gewicht bei mir; und da mein Kopf immer noch gutem Rath und freundlichem Zuspruch zugänglich ist, so hätten Sie durch diesen auf mich wirken können.

Lektüre und Studium bieten mir keine Ressource mehr dar; theils halten mich die kurrenten Geschäfte, die einen großen Theil meiner Zeit anfüllen, so wenig Freude ich auch daran finde, davon ab; theils halte ich es nicht mehr der Mühe werth, etwas Positives zu lernen, da es nichts Festes mehr giebt, und ich rings um mich her nichts mehr erblicke, als, wie Werther sagt, „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." Spekulative Meditationen aber, und selbst die beste Poesie, ziehen mich bloß in melancholische Grillen, und würden mich zuletzt um das bischen Verstand bringen, das mir in meinem großen Bankrutt noch geblieben ist.

Der Umgang mit Fanny, und ihr unvergleichliches Benehmen gegen mich, sind jetzt in der That die einzigen hellen Punkte meines Lebens. Doch vermag selbst das zarte und glückliche Verhältniß mich nicht bleibend zu erheitern. Es giebt Stunden, wo ich selbst bei ihr die traurige Erfahrung mache, die einer der größten (und mir von jeher gefährlichsten) Dichter der Vorzeit so treffend schildert. Ich muß Ihnen die Stelle lateinisch mittheilen; Varnhagen mag sie Ihnen übersetzen. Sie kennen gewiß den Lukrez.

Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.
(Es steigt aus dem Quell des Vergnügens ein bittrer Geschmack herauf, der unter den Blumen uns ängstigt.)

Wenn es so weit gekommen ist, hat man wohl Ursach zu klagen. Doch weihe ich Fanny so wenig als möglich in die Geheimnisse meines Kummers ein. Je reiner und unbefangener sie bleibt, desto sichrer finde ich bei ihr die Ableitung und Erholung, ohne welche ich in kurzem zu Grunde gehen würde. Ihnen hingegen, und Ihrem hellen Kopfe, und Ihrer starken Seele gegenüber, spreche ich frei heraus; Sie mögen mich nun tadeln, oder trösten, ich kann nur dabei gewinnen.

Es wird Ihnen schwerlich entgehen, daß mein heutiger Brief mit den weit muthigern und lebensfrohen, die ich Ihnen von Preßburg aus schrieb, sonderbar kontrastirt. Aber die Vorfälle, die uns am meisten beunruhigen, und die Schläge, die mich am härtesten trafen, erfolgten auch erst seit dem Ende des November.

Ich suche Hülfe bei Ihnen, und suche sie gewiß nicht umsonst. Sie sind ein Arzt, wie es wenige giebt. Reden Sie zu mir, schelten Sie mich, schmeicheln Sie mir, wählen Sie jede Kurmethode, die Ihnen zuträglich dünkt. Ich will Ihre Schriftzüge sehn; ich will von Ihnen hören, daß Sie mir noch gut sind, daß Sie sich mit meiner Krankheit beschäftigen, daß Sie nicht an mir verzweifeln. Reichen Sie mir diese Arznei recht bald, und rechnen Sie auf die innigste Dankbarkeit Ihres alten treuen Freundes.

Gentz.

24.

Wien, den 22. Januar 1831.

Ich erhielt heute Ihren Brief an Fanny, mit dem Einschluß an Mlle. Heinefetter. Als ich Ihr graues Kouvert

sah — der Fürst gab es mir in die Hand — freute ich mich herzlich; als ich aber den Brief öffnete, und nichts für mich, nicht einmal meinen Namen darin fand, ward ich äußerst betrübt, wünschte mir jedoch Glück, den hierin liegenden stillen, bittern Vorwurf schon gestern von mir abgewälzt zu haben.

Fanny, die nie vergessen wird, wie edel und liebenswürdig Sie mit ihr verfuhren, empfiehlt sich Ihnen verbindlichst. Sie wird in der nächsten Woche das Schweizer Milchmädchen, welches Ihnen so gefallen hat, ich hingegen gar noch nicht kenne, zu ihrem Benefiz geben. Ich bete ihr täglich das Prachtwort aus einem Ihrer Briefe vor: „Da stieg die ganze Venus aus dem Meere.“ — Da der beste hiesige Tänzer auf Urlaub ist, so sind jetzt die Ballette hier sehr selten; und ich bringe meine Abendstunden, so viel ich deren nur retten kann, mit ihr allein zu. Ich unterrichte sie im Französischen und Deutschen, und erziehe sie wie ein geliebtes Kind. Dies ist das einzige Geschäft, welches Reiz für mich behalten hat; und nur bei ihr vergesse ich manchmal Kummer, Alter und Tod. Ich betrachte sie wie ein Geschenk des Himmels, wie eine Frühlingsblume, die mir mitten unter Eisfeldern und Gräbern blüht. Habe ich Recht oder Unrecht? Sagen Sie mir Ihre Meinung aufrichtig!

Ich lege einen Brief an Varnhagen bei, der mich durch den seinigen sehr erfreut, und gerührt hat. — Friede, Friede sei mit uns! Ich erwarte mit Sehnsucht den Wiederhall dieser Worte unter einem grauen Kouvert.

Gentz.

25.

Wien, den 8. Juli 1831.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit wir einander nicht geschrieben haben, meine theuerste Freundin; die Schuld

war mein, wenigstens fällt der Schein davon auf mich; denn in der Wahrheit gehört sie ganz der furchtbaren Zeit, in welcher wir leben, und welche zu Mittheilungen, wie die unsrigen, nicht bloß Ruhe und Muße, sondern Besonnenheit und Aufschwung versagt. Es wird immer wilder und finstrer auf Erden. Niemand kann mehr das Schicksal seines Landes, seiner nächsten Umgebungen, sein eignes, auf vier Wochen hinaus mit Sicherheit berechnen. Niemand weiß mehr recht, zu welcher Parthei er gehört; die Meinungen, die Wünsche, die Bedürfnisse, durchkreuzen sich so sonderbar, und begegnen sich auch wieder in dem allgemeinen Getümmel, daß man kaum Freund und Feind mehr unterscheidet; es ist ein Krieg Aller wider Alle, dem Donnerschläge von oben, und Erdbeben von unten allein ein Ende machen können.

Zu den moralischen Plagen gesellen sich nun auch noch materielle Geißeln; und was Revolutionen und Kriege nicht aufreiben, droht die Cholera zu verschlingen.

In solchen Konjunkturen scheint es mir doch rathsam, daß gleichgestimmte Seelen einander manchmal ein Lebenszeichen geben, einander rufen: Was machst du? Was fühlst du? Wie sieht es um dich her, wie sieht es in dir aus?

Daß Sie diese Fragen stillschweigend oft an mich gestellt haben, davon bin ich ganz überzeugt. Ich will sie also, kurz und bündig, wie die schwüle Zeit es gestattet, beantworten.

Ich denke häufig an Sie. Es thut mir wohl, von Ihnen verstanden zu werden; und Sie verstehen mich besser, als ich Sie verstehe. Denn Sie waren stets ein tiefes, räthselhaftes Wesen, dem man nur folgen kann, wenn man fortdauernd mit ihm lebt. Ich hingegen bin ein altes Kind, von höchst einfacher Konstruktion, dessen Schwächen und gute Eigenschaften ein scharfes Auge, wie das Ihrige, mit Einem Blick durchdringt. Wir sind, Gott Lob, beide

jung geblieben; in Ihnen aber hat, obgleich keine schöne und edle Empfindung Ihnen fremd ist, der Geist, in mir zuletzt das Gemüth und die Sinnlichkeit die Oberhand behauptet. Wenn Sie diese Bemerkung paradox, oder falsch finden, so widerlegen Sie sie. Das wird mir einen Brief von Ihnen gelten; und wenn Sie etwa aus meinem langen, dummen Stillschweigen den Schluß gezogen haben sollten, daß ich auf Ihre Briefe nicht mehr den höchsten Werth legte, so bitte ich Sie, aus diesem Irrthum zu erwachen.

Ich bin gesund; und das ist ein Großes. Mein einförmiges Leben zerfällt in zwei, sehr ungleiche, in jeder Rücksicht, ungleiche Hälften. Von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends gehört es (mit seltner Ausnahme einer Viertel- oder halben Stunde) den Geschäften, dem Gespräch über die Geschäfte, der Korrespondenz u. s. f. — von 8 bis 11 Uhr der Liebe. Andre gesellschaftliche Zerstreuungen sind nach und nach gänzlich abgeschafft: ich sehe nur noch die wenigen Personen, die ich nothwendig sehen muß.

Was ich in der ersten Periode des Tages, besonders in den Stunden von 10 bis 3 Uhr leide, mag ich Ihnen nicht ausführlich beschreiben. Denken Sie sich nur — Sie begreifen es ja! — daß ich heute nicht eine einzige Depesche lesen oder schreiben kann, die mich nicht auf's peinlichste bewegte, mir nicht das Bild des allgemeinen Verfalls von einer oder der andern Seite anschaulich machte. Denken Sie sich dabei, daß auch diejenigen, die so lange im Rufe leichtsinniger Optimisten standen, jetzt die schwärzesten aller Schwarzseher geworden sind, und mir jeden Morgen zehnmal betheuert wird: „daß alles unser Thun und Treiben vergeblich, daß die Welt ohne Rettung verloren sei, daß uns nichts übrig bleibt, als uns auf unsern nahen Tod zu bereiten.“— Die obligate Lektüre von zehn oder zwölf verdammten Journalen füllt die Zwischenräume meiner Geschäftsstunden aus, und giebt mir vollends den Rest.

Die Abend-Periode stellt in der Regel — denn zuweilen verfolgt mich der böse Geist auch bis in diese — das Gleichgewicht wieder her. Fanny allein versöhnt mich mit dem Leben. Ich liebe sie mehr als jemals; und, ohne daß meine Leidenschaft für sie das Geringste von ihrer ursprünglichen Stärke verloren hätte, hat sie zugleich einen Karakter von Ruhe, von Sicherheit, von inniger zärtlicher Freundschaft angenommen, mit welchem sich die eigentliche Liebe selten recht verträgt. Dies unaussprechliche Glück, das einzige, was ich aus dem großen Schiffbruch gerettet habe, verdanke ich nicht mir, sondern ihr, oder vielmehr dem Himmel, der sie so geschaffen hat, wie sie ist, und der mich sie finden ließ. — Sie wird in der Mitte des September wieder Berlin besuchen; und ob mir gleich bei dem Gedanken an diese Trennung schon jetzt das Herz blutet, und ich wirklich nicht weiß, wie ich sie diesmal ertragen werde, so kann und darf ich sie doch nicht hintertreiben. Fanny hat in dem verflossenen Jahre bewundernswürdige Fortschritte in ihrer Kunst gemacht; sie ist (nicht etwa bloß in meinem Urtheil) heute die erste Tänzerin in Europa; es steht ihr eine weite und glänzende Laufbahn bevor; sie wird mich lange, lange überleben, und ich würde frevelhaft handeln, wenn ich in ihre Zukunft eingreifen wollte. So und nicht anders würde ich denken, wenn ich auch eine halbe Million besäße, sie ihr morgen verschreiben, sie übermorgen heirathen, und vom Theater wegnehmen könnte; — das qu'en dira-t-on würde mich, bei Gott, nicht zurückhalten; aber vor den Grundsätzen müssen die Gefühle, auch die mächtigsten, schweigen. Nichts desto weniger zittre ich vor den drei Monaten, die meiner warten.

Jetzt, meine vortreffliche Freundin, habe ich Ihnen von mir das Interessanteste gesagt, was ich Ihnen zu sagen vermochte. Die Reihe ist an Ihnen. Erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe. Schreiben Sie mir, wie der Som-

mer, den Sie so sehr lieben, und aus welchem ich mir gar nichts mache, der mich in diesem Jahre besonders so wenig reizt, daß ich kaum ein- oder zweimal in der Woche ein paar Stunden in meinem Landhause vor der Stadt zubringe (wenn Fanny Zeit hat, mir dort Gesellschaft zu leisten) — auf Sie wirkt. Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's verbindlichste und freundschaftlichste; bleiben Sie mir gut, und glauben Sie, daß niemand in der Welt Ihnen treuer und anhänglicher ergeben sein kann, als Ihr alter Freund

Gentz.

Sie erhalten diesen Brief durch Mad. Elßler, Schwägerin der Fanny, die sich drei Monate hier aufgehalten hat. Nur durch eine so sichre Gelegenheit konnte ich mich so frei aussprechen. Der Post ist durchaus nicht zu trauen; und ich bitte Sie, mir, wenn es nicht ganz gleichgültige Dinge betrifft, nie anders, als durch unsre Gesandtschaft zu schreiben.

26.

Wien, den 13. November 1831.

M. S. S. N. W. A. M.?

Die Ueberbringerin dieser Zeilen bedarf bei Ihnen, meine vortreffliche Freundin, keiner erneuerten Empfehlung. Sie haben sie bei ihrem vorjährigen Aufenthalte in Berlin mit so ausgezeichneter Güte behandelt, und sie ist derselben so ganz würdig geblieben, daß Sie ihr auch diesmal eine freundliche Aufnahme nicht versagen werden.

Warum aber geben Sie mir so lange kein Zeichen des Lebens? Warum, als ich in den letzten Tagen des Juli, mich selbst und meine Nachlässigkeit anklagend, an Ihre großmüthige Freundschaft appellirte, ließen Sie mich unerhört? Warum vernahm ich nichts von Ihnen in der traurigen Zeit, wo Entfernung und panischer Schrecken, der selbst die

Vernünftigsten ergriffen hatte, dem Sie aber vielleicht (wie ich) Trotz geboten haben, um das Schicksal Aller, die man liebte, besorgt machten? — Daß Sie mich aufgegeben haben sollten, halte ich nicht für möglich, weil ich fühle, daß ich es nicht verdiente. Es müssen Hindernisse vorgewaltet haben, die Sie mir in wenigen Zeilen — ich bin nicht so unverschämt, einen langen Brief zu begehren, so sehr er mich auch erfreuen würde — anzeigen müssen.

Die Versicherung, daß Sie mir noch gut sind, wird mir jetzt besonders willkommen sein, da ich einem gar traurigen Zeitraum entgegen sehe. Sie erinnern sich meiner Klagen über Fanny's Abwesenheit im vergangenen Jahre. Um zu begreifen, wie mir heute zu Muth ist, müssen Sie wissen, daß seitdem mein Verhältniß mit ihr noch einen viel höhern Grad von Innigkeit und Festigkeit gewonnen hat, daß ich ihrem Umgange alles, rein alles, was nur Unterhaltung, Zerstreuung, Gesellschaft u. s. w. heißen kann, aufgeopfert habe, und daß ich selbst in meinem immer noch gesunden und thätigen Kopfe nicht finden kann, was die schreckliche Lücke auszufüllen vermöchte, die ihre diesmalige Trennung von mir in meinem Herzen zurück läßt.

Sprechen Sie mir ein paar Worte des Trostes zu! Lassen Sie aus Ihrer starken und klaren Seele einiges Licht in das Dunkel fallen, welches mich umgiebt! Gedenken Sie meiner in frohen und in traurigen Stunden! Kein Wechsel der Schicksale löscht das in mir aus, was unauflöslich an Sie bindet Ihren treuen Freund

Gentz.

Grüßen Sie Varnhagen recht herzlich von mir. Man wird einander fremder und immer fremder! Was ist doch das Leben für ein abgeschmacktes Ding!

Druckfehler.

Im ersten Theile:

Seite 162. Zeile 9. lies vor statt von.
— 294. — 1. lies outriren statt rutriren.

Im zweiten Theile:

Seite 12. Zeile 18. lies Friedersdorf statt Friederdorf.
— 92. — 2. v. u. lies Girtanner statt Girtomers.
— 181. — 4 lies nah statt nach.

Die Unterzeichneten erlauben sich, die Leser des vorstehenden Werkes zunächst auf folgendes damit in Verbindung stehende aufmerksam zu machen:

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.) Mit Rahel's Bildniß. 3 Thle. gr. 8. Berlin, Dunker und Humblot. 1834. 3 Thlr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Ueber Rahel's Religiosität. Von einem ihrer ältern Freunde. 8. brosch. 1836. 8 Gr.

K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. 1836. III Bde. gr. 8. brosch. Mit 2 Kupfern. Ladenpreis 6 Thlr.

Gebrüder Reichenbach.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August, 1785-1858 [Herausgeber] / Varnhagen von Ense, Karl August / Varnhagen, Rahel,

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel

Bd.: 2

Leipzig (1836)

Biogr. 1193 knb-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067590-2